S. O. germ. Eckartshausen

290 a

7849

In Liebe, in Vereinigung, besteht der Menschen Glük.

Weissenhahn Sc.

Ph.
1921

Duldung
und
Menschenliebe
in
rührenden Erzählungen
von
dem Hofrath von Eckartshausen.

2208

München,
gedruckt bey Anton Franz, Churfl. Hof-Akademisch, und Landschaftsbuchdrucker. 1786.

In Liebe, in Vereinigung, besteht der Menschen Glük.

weissenhahn Sc

Duldung
und
Menschenliebe
in
rührenden Erzählungen
von
dem Hofrath von Eckartshausen.

2208

München,
gedruckt bey Anton Franz, Churfl. Hof-Akademisch, und Landschaftsbuchdrucker. 1786.

Ph. 1921

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich liefere hier der Menschheit einen Versuch über Duldung und Menschenliebe. Dieser besteht in Erzählungen. Vorurtheile gegen Nationen, Stände, Religionen trennen die Menschen von einander, die doch alle Kinder des Allvaters sind, der uns gemeinschaftlich diese schöne Erde zur Wohnung anwies. Mein Herz blutet, wenn ich denke, wie Bruder gegen Bruder, Nationen gegen Nationen aufstunden, Menschen gegen Menschen — wie sie sich würgten, mezelten und verfolgten, und den Wohnort des Vergnügens mit Leichen deckten! —

Duldung ist die Tochter der Gottheit, die Verkünderin des ersten Gesetzes des Ewigen — des Gesetzes der Liebe. Wer liebt, der duldet, wer duldet, der liebt. Christus war der erste und herrlichste Prediger der Tolleranz. Liebe! Liebe! heißt sein ganzes Ge-

setz, und Liebe ist auch allein der Menschen Glückseligkeit. Wer die Menschen liebt, wird kein Uebel in der Menschheit stiften, nur die, die die Liebe verlassen, sind die Tyrannen der Welt, und die Peiniger der Geschöpfe. Der grosse Gedanke, daß wir alle Kinder eines Vaters sind, der im Himmel ist, dieser Gedanke ist allein fähig, uns mit der Menschheit auszusöhnen, und jeden, der eine Menschenbildung hat, als unsern Bruder anzusehen. Die Wege zur Duldung sind die Wege zur Liebe. Wer zeichnet aber diese Wege dem Menschen vor, und auf was Art? — Man predigt in unserm Jahrhunderte immer von Tolleranz, und der Verstand donnert das Herz danieder, und schont so wenig der Eigenliebe, noch des Interesse der Menschen. Man will sie zur Duldung führen, und ist selbst unduldsam: welch ein Widerspruch! — Die Natur zeigt uns die Wege; Duldung und Liebe sind vergeschwistert, sagt sie. Suche Liebe, und du wirst Duldung finden. Liebe des Nächsten entspringt aus Selbstliebe, denn wer sich selbst nicht liebt, wie kann der einen andern lieben? Das Gesetz sagt auch: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst. Mitleiden, Erbarmen, die herrlichsten Gefühle der Na-

tur

tur gegen den Mitmenschen entspringen aus unsrer Selbstliebe. Diese veredelt sich, setzt mich an die Stelle des andern, und ich leide durch fremdes Uebel, und weine bey fremden Gefühle, das nun mein Gefühl wird. Dieser Wink der Natur ist so herrlich, und sagt uns:

Führe durch Eigenliebe den Menschen zur Duldung.

Führe durch dein eigenes Interesse den Menschen zur Liebe.

Der Keim der Liebe und Duldung liegt schon in unserm Herzen; nur muß das Herz gebildet werden, daß dieser Keim zur Frucht werde. Man muß daher zuvor den Menschen bey seiner eignen Schwäche angreifen, und seine edleren Leidenschaften benutzen. Vaterliebe, Kindesliebe, Liebe für den Geliebten, Bruderliebe sind so herrliche Mittel, unsere Einbildung auf einen gewissen Grad zu spannen, unser Herz durch unsere Selbstliebe zu erschüttern, und sie durch eignes Leiden zum Leiden für andere empfänglich zu machen.

Dieses

Dieses waren meine Grundsätze, nach wel-
chen ich diese Geschichten bearbeitete. Ich
suchte das menschliche Herz in verschiedene La-
gen zu setzen; ich zeichnete edle, wohlwollende
Charaktere; versetzte sie in Stellungen, in de-
nen nothwendig ein Herz, das gefühlfähig
ist, theilnehmen mußte: denn wenn ich das
Herz ganz für meinen Helden interessirte,
ließ ich ihn durch Irrthum falscher Religions-
begriffe und Bigotterie elend werden; zeichne-
te Gemälde, wie der Bruder seine Schwester,
der Vater seinen Sohn, der Liebende seine
Geliebte verlohr; setzte verschiedene solche Zu-
fälle, die im menschlichen Leben noch täglich
möglich sind, um das Herz auf dergleichen
Fälle aufmerksam zu machen, und es durch
Selbstliebe von Verfolgung zu entfernen.

Hauptsächlich ließ ich mir angelegen seyn,
Duldung allgemein zu verbreiten; der Eigen-
liebe jedes Menschen zu schonen, und zu zei-
gen, daß es eben ein so grosses Vorurtheil ist,
einen Menschen des Kleides wegen zu hassen, als
es ein Vorurtheil ist, einen Menschen seiner Re-
ligion wegen zu hassen. Unter dem allumfassen-
den Namen Bruder verstehe ich jeden Men-
schen. Ich bemühte mich auch zu zeigen, daß
die

die meisten Menschen in solchen Fällen mehr sich aus Irrthum als aus Bosheit verfolgen; diesen Irrthum suchte ich durch Ueberzeugung zu benehmen, und da ich dort und da einen Menschen von der bösen Seite zeigen mußte, so setzte ich ihm doch gleich wieder ein anderes Gemälde entgegen, das die Würde der Liebe und Duldung in ihrer Grösse zeigte.

Nach diesem Plane sind meine Erzählungen bearbeitet. Gott, der die Herzen der Menschen kennt, segne meine Absicht, und lasse den Keim, den ich aussäete, Frucht im Menschen bringen, und wenn die Gottheit meine Seele einst aus dieser sterblichen Hülle ruft, so laß sie mich die Seligkeit des Himmels genießen, zu sehen, daß zween Menschen sich an meinem Grabe umarmen, und sich Brüder nennen.

Folgende Nachricht mag meinen Lesern dienen, was sie sich künftiges Jahr von meinem Blatte zu versprechen haben, und ihnen eine kurze Uebersicht des ganzen Werkes geben.

Der erste Band meiner Erzählungen soll künftiges Jahr die Biographien unglücklicher

Men-

Menschen zum Gegenstande haben, die entweders durch ein gar zu gutes Herz, oder durch überspannte Empfindsamkeit, oder aus Mangel der Menschenkenntniß unglücklich geworden sind. Da ich nun eine Sammlung der interessantesten Geschichten habe, die aus wahren Auftritten des menschlichen Lebens genommen sind, so verspreche ich mir nicht allein ein neues und angenehmes, sondern auch nützliches Werk meinen Lesern zu liefern. Das System, nach welchem meine Erzählungen bearbeitet werden, ist dieses.

Erzählungen
unglücklich gewordener Menschen.

I. Aus gar zu guter Meinung gegen jeden Menschen

II. Aus dem Fehler, jeden nach seinem eigenen Herzen zu beurtheilen.

III. Aus Mangel an Weltkenntniß und nothwendiger Klugheit.

IV.

IV. Aus zu heftiger Empfindsamkeit und Gefühl für fremdes Leiden.

V. Aus edler und von wenig Menschen gekannter Liebe.

Diese Haupteintheilung hat wieder ihre Untereintheilungen. Gott gebe, daß dieses Werkchen die Frucht bringen möge, die ich wünsche, und daß manche edle Seele durch Beyspiele von der Bosheit der Menschen gerettet werde.

Ich bin vielerley rauhe Wege in dieser Wanderschaft gegangen; was kann ich nützlichers thun, als durch Selbsterfahrung den freundschaftlich warnen, der eben diese Wege in diesem Weltthale wandelt. Freund und Bruder! will ich sagen; hier habe ich diese traurige Erfahrung gemacht, dort jene; sieh, hier blutet noch meine Wunde, weil ich keinen Schild hatte, der mich schützte. Da, nimm diesen Schild, den mir die Erfah-

fahrung gab, und schütze du dich wider die Menschen. Bist du glücklicher, gleitest du freudiger durch dieses Thal der Zäher, so sey mir die Stunde meines Unglücks willkommen — willkommen die Wunde, die mich tödtet; die mich aber lehrte, dich vor Wunden zu schützen — dich Bruder und Mitmensch zu retten! —

Noch finde ich nöthig, diese Nota an meine Leser beyzusetzen.

Zum gegenwärtigen Bande über Duldung und Menschenliebe werden binnen acht Tagen zween schöne Kuperstiche unentgeldlich nachgetragen werden. Einer stellt die Geschichte des Pater Joas vor, wie er dem Pastor Brem seinen Sohn überbringt. Der zweyte gehört zur Geschichte Fatims und Crisine, und stellt vor, wie Fernis das Gespenst auf dem Schlachtfeld erblickt.

Da ein Mann von Kenntnissen und warmen Gefühle die Güte hatte, die Zeichnung dieser Bilder über sich zu nehmen, so verspreche ich mir, meinen Lesern einiges Vergnügen zu machen, und sie zu überzeugen, wie sehr ich ihre Gewogenheit zu verdienen wünsche.

Innhalt.

1. Isaak Harrusch, oder einen Juden verfolgen, weil er Jude ist, ist Unduldsamkeit und dem Gesetze der Liebe entgegen.

2. Isogin und Celia, oder einen Wilden verfolgen, weil er ein Wilder ist, ist Unduldsamkeit und dem Gesetze der Liebe entgegen.

3. Marie, die Jüdin; oder der Glaube ohne die Werke ist todt.

4. Der gute Christian; oder einen Lutheraner verfolgen, weil er ein Lutheraner ist, und einen Katholiken, und weil er ein Katholik ist, ist Unduldsamkeit, und dem Gesetze der Liebe entgegen.

5. Callo. Ein grausames Beyspiel aus den Zeiten der Religionsverfolgungen.

6.

6. Isis und Tira, oder Muhameds Lehre gründet sich auf Grausamkeit; nicht aber die Lehre des Christenthums, denn diese ist Sanftmuth und Liebe.

7. Pater Joas und Pastor Brem, oder jeder Stand hat gute Menschen, und es ist Unduldsamkeit einen Mönchen zu verfolgen, weil er ein Mönch ist, und einen Pastor, weil er ein Pastor ist.

8. Karl von Blütenheim, oder es ist auch Unduldsamkeit, einen Jesuiten verfolgen, weil er ein Jesuit war, denn kein Mensch hört auf Bruder zu seyn, und kein Vorwand rechtfertigt die Beleidigung der Rechte der Menschheit.

9. Meister Johann und Meister Fritz, oder Unduldsamkeit ist im Herzen des Bösen; Liebe im Herzen des Guten.

10. Etwin und Zama, oder ein Beyspiel durch falschen Religions-Eifer unglücklich gewordener Menschen. Eine morgenländische Erzählung.

11. Fatim und Erisine, oder ein trauriges Denkmal aus den Religionsverfolgungen in Irrland.

12. Alfred, Anaxis und Philarete; oder der Geist des Christenthums ist Sanftmuth und Liebe.

13. Hauptmann B. oder nur der ist duldsam, der gegen jeden Menschen duldsam ist.

I.

Isaak Harrusch,

oder
die Judenfamilie, eine interessante Erzählung fürs Menschenherz.

Noch sind es keine fünfzig Jahre, daß es, zwar nur in einigen Gegenden Europens, dämmerte; aber noch erwachten die Menschen nicht zum Tage aus ihrem Aeonen-Schlafe, und der seltne Weise, zuerst von einigen matten Stralen des aufgehenden Lichtes geweckt, sah mit traurigem Blicke über die Erde hin — einem grausen, finstern Gefängniße gleich, darinn kein Sonnenstral die fürchterliche Nacht durchbricht. Die Menschheit lag, von Vorurtheil und Unwissenheit — des Despotismus Henkerknechten — gefesselt, im Todenschlafe, und das Höllenungeheuer Fanatismus trat den Menschen unter sich, daß er sich nicht regen konnte.

Die grauenvollen Spuren dieser finsteren Zeiten zeigen uns, wie schrecklich die dortmalige Lage des Menschengeschlechts müsse gewesen seyn.

Man stritt sich um Namen, und kannte die Sache nicht. Balgte sich um die leere Schale, und fand den Kern nicht.

Ein Wort — — und Brüder mordeten sich, und Ströme unschuldigen Menschenbluts überschwemmten die Erde.

Man verbrannte einen irrigen Kopf, und belohnte mit Gold das schwärzeste Raabenherz.

In diesen Zeiten, wo Dummheit ein Verdienst, Mordlust und Rache Tugend, Menschlichkeit ein Verbrechen und Verstand ein Laster hießen: wo es gleich gefährlich war, ein Mann von gesundem Kopfe und gutem Herzen oder ein Giftmischer und Kirchenräuber zu seyn, wie kläglich sah es da um den Menschen aus! —

Und doch sind es diese Zeiten — diese schaudervollen Jahrhunderte, die uns unter den wüthendsten Greuelthaten menschlicher Barbarey und Bosheit die schönsten Denkmäle der Menschheit aufweisen können.

Man glaube mir doch, das menschliche Herz fühlt nicht erst seit einigen Jahren — seit einem Jahrfünfzig, seither man von Empfindsamkeit schreibt, und Menschengefühl dem Menschen in Büchern auswendig zu lernen vorlegt. Oder — ich argwohne es — sind vielleicht itzt die Menschen gerade gefühlloser, haben weniger Tugend, und — ganz gewiß ist es! — am wenigsten mehr Redlichkeit des Herzens. Die Eitelkeit schleppt sie am Gängelbande der Mode. Sie empfinden nicht; sie empfindeln nur, und flimmern mit dem Scheine der Tugend, die sie nicht haben.

Nein, auch dortmals fühlte man, und handelte nach dem Drange seines Herzens; zwar mit weniger Freyheit, mit mehr Gefahr; aber desto grösser, desto denkwürdiger sind die Thaten, die wir noch hie und da aus dem Schutte der eingestürzten Zeit ausgraben.

Dortmals war es freylich sehr gefährlich, einem Unglaubigen wohl zu thun, und mit einem Ketzer Freundschaft zu pflegen, einen Türken zu bemitleiden, und ihn nicht mit den Hunden zu vergleichen, und doch finden wir die edelsten Züge der Duldung, der Liebe und

Sanftmuth unter Menschen, die Geburt und Stand gerade dessen unfähig gemacht zu haben schienen.

Und aus diesen Zeiten will ich meinen Lesern eine Geschichte erzählen, die ihnen Menschenliebe und Tugend — nicht Worte von heute nur — schätzbar machen solle; die ihnen — leider! nichts anders beweist, als daß Christen nach den Grundsätzen ihrer göttlichen Lehre, dem Beyspiele ihres göttlichen Meisters die edelsten, tugendhaftesten Menschen, das Vorbild anderer Völker seyn sollten, und es nur zu oft nicht sind, und daß Unglaubige und Ketzer ungeachtet ihrer falschen Lehre auch tugendhaft, auch edle Menschen seyn können.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Lissabon eine Judenfamilie, deren Haupt sich Isaak Harrusch nannte. Der Mann ist würdig, daß ich ihn meinen Lesern näher als bloß dem Namen nach bekannt mache. Wenn er auch nicht Natans des Weisen hellen Kopf hatte, so hatte er doch gewiß Natans edles, wohlthätiges Herz und geraden, schlichten Menschensinn, der seinen Handlungen den

Weg

Weg bereitete. Eifrig befolgte er die Lehre seiner Väter, war gerecht in seinem Wandel, liebte die Menschen als seine Brüder ohne Ausnahme, haßte des Namens wegen niemanden und verfolgte nicht, und wenn er Gutes that, fragte er nicht erst: wie heißt du? wer bist du? — Bist du ein Sadducäer oder ein Essener? —

Wehe that ihm oft im Innersten seines Herzens die Unterdrückung seines Volkes, und da wünschte er den Gegnern, daß sie ihre Ungerechtigkeiten einsehen, und eines reinern Herzens sich bestreben möchten, und dem Beyspiel ihres Lehrers folgen sollten, der niemanden des Namens willen haßte, niemanden verfolgte; aber auch den Juden verwies er oft in der Stille ihre Rachgierde, die sie gern gegen Einzelne sättigten, und sich dadurch bey den Christen noch verhaßter machten, und auch die Unschuldigen der Verfolgung aussetzten. Er kannte die Menschen zu wohl, daß er nicht wissen sollte, daß der stärkere Theil, der über den Schwächern die Oberhand gewinnt, allzeit ungerecht gegen denselben handeln wird; daß die Menschen nie aufhören werden, gegen sich selbst ungerecht zu seyn, und daß starrköpfische Widersetzlich-

keit

keit nur Uebel ärger macht. Oft sagte er zu dem kleinen Zirkel seiner Glaubensgenossen: Brüder! murret nicht in der Zeit der Trübsal wider den Herrn, und verwandelt nicht durch Unbiegsamkeit des Geistes Ketten von Eisen in diamantne Fesseln. Traget geduldig euer Joch, und suchet durch Nachgiebigkeit, durch Liebe die Freundschaft eurer Gegner zu gewinnen.

So dachte Harrusch gegen die Menschen; so handelte er, und jedermann war ihm gut — wenige ausgenommen, deren Herz böse und vorurtheilig genug war, schon durch den Namen Jud: sich zu Haß und Ungerechtigkeiten berechtiget zu finden. Viele liebten ihn und schätzten seine Freundschft.

Aber noch liebenswürdiger wird uns der Mann im Schoose seiner Familie; wenn wir ihn als Bürger, Gatte und Vater sehen.

In seinen Geschäften der ordentlichste, ehrlichste Mann; in seiner Handlungsweise der folgsamste, untadelhafteste Staatsbürger; zu Hause der geliebte, von Gattin und Kindern umrungene Harrusch, ganz Liebe für sein Weib; ganz Liebe für seine Kinder.

Er

Er wußte zu wohl, daß auch seine Kinder unzertrennlich in die Kette des Ganzen verbunden sind, und bestrebte sich daher nach allen Kräften, sie nicht nur zu Kindern Israels, sondern auch zu würdigen Staatsbürgern zu bilden. Ob Lissabon euch nährt, sagte er, oder Canaan, — in jedem Staate müßt ihr gute Menschen seyn.

Da nun einmal schon die Israeliten alles Anspruches auf bürgerliche Aemter und Ehrenstellen des Staates beraubt waren, und ihnen keine andere Nahrungsquelle offen blieb, als der Handel, so bildete auch Harrusch seine zween Söhne zu diesem Gewerbe. Er wußte aus Erfahrung, wie gefährlich dieser Nahrungszweig dem moralischen Karakter des Menschen sey, und schärfte daher seinen Kindern vorzüglich Treue und Redlichkeit im Handel, Milde und Nachsicht gegen den Unvermöglichen, und Liebe gegen alle Unglückliche ein.

Er machte sie eben sowohl mit den Gesetzen des Staates, darinn sie lebten, als mit den ihrigen bekannt, weil sie beyde befolgen müßten, und mit gleichem Nachdruck prägte er ihnen gegen beyde Gehorsam ein.

Harrusch

Harrusch war reich. Seinen Reichthum erbte er von se nen Vätern; aber die Erhaltung nnd Vermehrung desselben dankt e er seinen Einsichten und seiner Häuslichkeit, diese, und Thätigkeit in Geschäften empfahl er auch seinen Kindern, und machte ihnen durch Beyspiele begreiflich, daß man, ohne thätig und häuslich zu seyn, nie zu was gelangen werde, wohl aber auch das verlieren müsse, was man schon hat.

Ausser ihnen hatte er noch eine Tochter, der Stolz unter den Schönen Israels, und die Alter-Wonne des Vaters. Schön war sie, wie Rachel in der Jahre-Blüthe, und gut wie die Braut im hohen Liede.

Er ließ sie in alle dem unterrichten, was die weibliche Seele, das feinste, sanfteste Geschöpf aus Gottes Hand, bilden, und ein Mädchen, an Geist und Körper, vervollkommnen kann, um ganz das Glück eines Jünglings zu machen.

Wie glücklich war Harrusch in seinen herannahenden Wintertagen; er sah die Früchte seiner Bemühungen unter seinen Händen reifen;

fen; seine Söhne heranwachsen wie ein paar schöner Bäume, die durch ihr Gedeihen der mühsamen Pflege des Gärtners lohnen, und von der reichlichen Blüthe, die sie tragen, seinen Hoffnungen schmeicheln. Sie wuchsen heran zu des Vaters Freude, und nahmen zu an Geist und Stärke.

Oft in den seligen Augenblicken, da er sich in seinen Kindern freute, umarmte er seine älternde Sara, weinte an ihrem Busen Thränen himmlischer Wonne, und beyde vereinigten ihre Stimme, den Gott ihrer Väter zu preisen, daß er sie gesegnet hat.

Da Harrusch seine Kinder innigst liebte, und nichts so sehr wünschte, als ihr Glück, das seiner Meinung nach nicht in großem Reichthum, in Verbindung mit ansehnlichen Häusern, und Wohlleben, sondern in wechselseitiger Liebe, heiterer stiller Ruhe der Familie und in der Zufriedenheit mit sich selbst und der Welt bestehen müsse, so dachte er nie daran, eine reiche Parthie für sie auszusuchen; bediente sich nie der väterlichen Gewalt, die ihm das Gesetz zutheilte, das Schicksal seiner Kinder nach dem unbiegsamen Eigendünkel ei-

nes

nes alten, filzigen Mannes bestimmen zu können: er ließ ihnen freye Wahl, und sein ältester Sohn, Moses, der bereits das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, war das erste Beyspiel von der Liebe seines Vaters. Sein Herz hatte ein Mädchen gewählt, schön zwar und von edler Seele, aber arm, und eben darum von allen andern unbemerkt. Sie diente als Magd bey dem reichesten Juden in der Stadt, der aber auch kein anders Verdienst kannte, als reich seyn, und gegen Arme mit einer unmenschlichen Härte verfuhr.

Moses entdeckte seinem Vater mit all der Freymüthigkeit eines unschuldigen Jünglings und dem Zutrauen, das ihm die Freundschaft und Liebe seines Vaters eingeflößt hatten, die Wahl seines Herzens, und Harrusch umarmte seinen Sohn, und billigte seine Liebe mit Freuden. Allein nachdem die erste Aufwallung ihrer Freude vorüber war, schien Harrusch mit einer besorglichen Miene seinen Sinn zu ändern, und machte ihm Einwendungen, um das Herz des guten Jünglings zu prüfen. Deine Wahl, mein Sohn! ist edel, fieng er an, und die Uneigennützigkeit derselben beweiset, daß sie die Wahl deines

Her-

Herzens ist. Aber noch weißt du nicht, unerfahrner Jüngling, daß es Augenblicke giebt, wo unser Herz, von den Sinnen getäuscht, vom Enthusiasmus dahingerissen, einen Wunsch hegt, der in dem Moment des Begehrens der einzige, der einzig beglückende zu seyn scheint, und den das Herz nach einer Weile, da das brausende Geblüt wieder ruhiger wird, und die kalte, grübelnde Vernunft, von der ersten Jugendhitze überworfen, wieder ihren Platz einnimmt, verlacht, vielleicht sich dessen schämt, oder den es oft wohl gar bereut.

In der Liebe ist das eine gewöhnliche Erfahrung. Ein schneller, überraschender Eindruck ist so vergänglich als er schnell ist, und der erste Wink ist nicht immer der wahre Ruf. Noch ist dir dein Mädchen reitzend — denn noch ist sie nicht d e i n; aber bald dürftest du Flecken an ihr entdecken; noch verehrst du eine himmlische Tugend in ihr, die dich entzückt; aber bald wirst du Mängel, Vergehen — vielleicht mehr gewahr werden, denn sie ist doch immer nur Mensch — schwach und hinfällig zum Bösen wie alle Kinder Evens. Es ist vielleicht nur erst eine kurze Zeit, seit du sie kennest. — Nein Vater, fiel

Moses

Moses ein, schon seit einem Jahre kenne ich sie, und habe sie aus allen unsern Töchtern am ersten bemerkt. Nicht ihr Wuchs, ihre schöne Bildung allein war es, was mir an ihr gefiel; obwohl ihr freyes, freundliches Auge, die Unschuld ihrer Stirne, die Heiterkeit und das Sanfte ihrer Miene am ersten meinen Blick auf sich zogen; aber mehr noch als alles dieß machte sie ihr Fleiß meiner Aufmerksamkeit würdig, ihre Treue und Sorgfalt, ihre Aufmerksamkeit in Geschäften, ihr freundliches Wohlwollen, das sie gegen Jedermann äussert, und wodurch sie sich allen Menschen verbindlich zu machen sucht, eine Seelengrösse, die sie weit über ihre Schwestern erhebt; eine gewisse, hohe Würde der Tugend, die sie umstralt, und die auch den verwegensten Räuber der Ehre von ihr entfernen müßte, und ihr gutes Herz, das so ganz allen Menschen wohl will, mit dem Unglücklichen mitleidet, und selbst den hassenswürdigsten Bösewicht nicht verdammen kann — o verzeiht mir Vater! ich kann nicht fertig werden. Ich beobachtete sie, näherte mich ihr; aber schüchtern floh sie mich, aus Furcht, nach dem gewöhnlichen Tone der Reichen einen erniedrigenden Antrag hören

zu müssen. Wir wurden Freunde, und ihr Umgang ist die Gesellschaft eines Cherubs. Unsere Herzen wurden vertrauter, und Liebe — Liebe konnte ich länger nicht mehr verbergen. Ich gestund ihr den einzigen, allumfassenden Wunsch meines Herzens. Aber Sie — nein, wer Suschen nicht kennt, wird es nicht glauben — sie selbst, Vater! war es, die mich bath, mit Thränen bey unsrer Freundschaft bath, diesen Wunsch aufzugeben. Das Schicksal, sagte sie, hat mich zu tief unter dich gebeugt. Ich eine arme, verachtete Magd, und du — — was würde dein Vater sagen.

Alle meine Vorstellungen, alle meine Betheuerungen konnten sie noch nicht zufrieden stellen. Ihr, mein Vater, ihr selbst nur könnt das gute Mädchen besänftigen.

Harrusch, der glückliche Vater wußte seine Freude kaum zu bergen; aus seinem Augenpaar stralte ein mattes, halbverloschenes Feuer, und jeder Funke, der noch in ihm glimmte, entzündete sich von neuem, und durchfuhr alle Adern, wie ein elektrisches Feuer. Eine Pause des Entzückens konnte

er

er nicht verwehren, aber bald darnach sammelt er sich wieder, und sagte, Jüngling! du sprichst im Enthusiasmus der Leidenschaft. Man macht sich so gern in deinem Alter und in dieser Lage ein Ideal von Liebe; man hat das Bild seiner Phantasie vor Augen, und sieht den reellen Gegenstand seiner Liebe nimmer. Aber, vergieb mir, ich bin alt, das Feuer meiner Jugend ist verloschen, und deine Empfindungen sind nicht mehr die meinigen; ich sehe also, wo du nur fühlst, und urtheile, wo du träumst; doch gesetzt, dein Bild, das du mir da von ihr machtest, ist so wahr, daß kein Zug der Phantasie mit einverwebt ist; aber dann hast du noch nicht bedacht, was Suschen selbst dir eingewendet hat — sie ist arm und eine Magd. Die ansehnlichsten, die reichesten Töchter werden deine Hand annehmen, und ich — es ist nicht Geiz — aber ich sähe es doch lieber — — Wie, Vater! was saget ihr? Ihr — —

Ja, es wäre mir lieber, daß du des reichen Aarons Tochter — — —

Moses stund sprachlos, und erblaßt da, zitterte, und sah starr vor sich auf die Erde.

Harrusch,

Harrusch, der zärtliche Vater, bereute, daß er das Herz eines liebenden Jünglings gekränkt hatte, und wenn nun Susanna die Hälfte nicht von dem gewesen wäre, wie sie ihm Moses geschildert hatte, so hätte er nicht entgegen seyn können.

Was fehlt dir, mein Sohn! fieng er an; sagte ich denn, daß ich durchaus deiner Wahl entgegen seye; aber vernünftige Vorstellungen eines Vaters dächte ich — Sieh! ich bin so reich nicht, als man mich hält, und kann dir also nicht soviel geben, daß du andern reichen Jünglingen gleich kommst. Mit wenigen mußt du daher auch einen geringen Handel anfangen, und nach Jahren — wenn das Feuer deiner Liebe sich allgemach verzehrt, könnte vielleicht die Reue — — — der Spott der Reichen — — —

O nein, Vater! ich hab mich dagegen gerüstet. Die Einwendungen sind mir nicht neu; auch Suschen machte mir sie, aber sie prellen ab von meinem Herzen, wie die stürmenden Wellen des Meeres an dem Felsen.

Kann man nicht glücklich seyn, ohne in Millionen umwühlen zu können? Mir genügt mit wenigen, Vater! ich kann mit wenig glücklich seyn, was kümmert mich dann der Reiche? Gott, der die Heerden unsrer Väter segnete, wird auch mein kleines Haab segnen, und mich und mein Weib nicht darben lassen. Euren Segen Vater! und Gottes Segen ist mir dann gewiß.

Den sollst du haben, sprach Isaak, der entzückte Vater, in seiner ganzen Fülle, wie ihn der Herr dem Jakob gab. Komm in meine Arme, Sohn! ich konnte mir nicht soviel von dir versprechen als du mir leistest. Die Freude übermannt meine Kräften.

Die Fortsetzung folgt.

2.

(Fortsetzung.)

Isaak Harrusch,

oder

die Judenfamilie, eine interessante Erzählung fürs Menschenherz.

Wer war nun glücklicher als Moses? — Der Gedanke, daß Susanna sein Weib seyn soll, strömte durch sein Herz, wie der Wohlgeruch der Mirten durch Salomons Seele floß an der Seite seiner Braut.

Ganz der Liebe geweiht war nun Moses Herz. Gedankenvoll schwärmte er in Feldern herum, und weidete sich in den Gärten und sammelte Rosen für seine Geliebte und düftende Kräuter für die, die sein Herz anbethete.

Es war an einem Morgen — einem der schönsten Frühlingsmorgen, als Susanna schon früh im Garten war, und zu dem Gott ihrer Väter bethete. Prächtig glänzte die Sonne auf den hohen Thürmen der Stadt, und vergüldete die blendenden Spitzen, wie sie die

Spitzen der Cedern vergüldet auf Libanons Höhen. Ruhe und Unschuld schmückten ihre Wangen, den Blumenbeeten ähnlich, wo der Gärtner Lilien und Rosen pflanzte. Ihr zum Himmel gestreckter Arm glich dem Elfenbein, mit dem die Kunst sich beschäftigt, und ihr vor Andacht schwellender Busen glich dem Weitzenhügel, den Zephyre durchwehen. Die Sonne spiegelte sich in der edlen Thräne, die auf ihren holden Wangen zitterte, und die rein war wie der Teich zu Hesbon am Thore der Fürsten Töchter.

Freudig, wie das muntere Reh blickte sie denn umher, und sah wonnevoll auf das Veilchen, das unter ihren Füssen blühte, wie die Taube, die auf den Zinnen des Schooses von Libanon sitzt, und gegen Damaskus schaut.

Eine Lämmerheerde schien auf ihrem Nacken zu weiden, und wie die goldnen Wogen des Nilstroms am hohen Mittage dahinströmen, so floß ihr goldgelbes Haar den schönen Nacken herunter.

Königs Töchter stunden beschämt vor ihr, und der Granatapfel verbarg sich am Baume

me vor der Röthe ihrer Wangen. — Lieblich wie der Mond — rein wie die Sonne und sanft wie das Morgenroth, wenn die Sonne noch hinter dem Karmel steht, war Moses Braut.

So ungekünstelt und schön fand Moses seine Geliebte, der nicht minder schön und edel war.

Die Schlingungen seiner Hüften waren wie Kettenwerk geschlungen durch des Meisters Hand; seine Grösse war gleich dem Palmbaume, und sein Wuchs war schlank wie die Rebe. Sein Blick war der Blick eines jungen Hirschen auf düftenden Höhen, und sein Muth war wie der Muth eines Kriegsrosses, das gen Jerusalems-Mauern zieht.

So war das Menschenpaar, das sich fand, sich liebte, und das die Gottheit vereinte.

Schon kam der Tag von Moses Verbindung. Der geheiligte Talet war schon durch die Hand des Rabbi bereitet, und mit Wein gefüllt stund schon der Becher zum Hochzeittrank in der Synagogge.

Harmonische Töne erschallten in der Gegend, und begleiteten das Brautpaar in den häuslichen Tempel; schon segneten der Rabbi und die um sie versammelte Gemeinde die Verlobten, schon war der geheiligte Becher geleeret, und das Geschrey Maz-áou erfüllte schon die Mauern der Synagogge.

Moses Hochzeit war vorüber, und die glücklichsten Tage verlebte dieses vertraute Paar im Schoose seiner Familie. Susanna gab bald ein Pfand ihrer Liebe, und Isaak Harrusch dankte dem Himmel das Glücke seines Kindes Kinder zu sehen.

Zwanzig volle Jahre verlebten sie in ruhiger Eintracht, glücklich und zufrieden, bis in das ein und zwanzigste Jahre nach Moses Hochzeit eine schwarze Wolke des Unglückes sich über Harrusch Haus zog, und Verderben und Unglück drohete.

Unergründlich sind die Geheimnisse des Ewigen; es leidet oft der Gerechte, und den Blitzstral des Verderbens schläudert oft das Verhängniß über sein Haupt, um die Stärke seiner Tugend zu prüfen. So ergieng es

auch

auch unserm Harrusch, der im Unglücke groß und edel wie im Glücke war.

Franz Raps war die Ursache von Harruschs Unglücke. Es ist nöthig, daß ich das Gemälde dieses Menschen entwerfe, und unsern Harrusch eine Zeitlang verlasse.

Franz Raps war in Deutschland gebohren, sein Vater war ein verdorbener Projektant, der die Welt um viele Tausende betrog, und seine Mutter eine Dirne, die die Hälfte ihres Lebens sich als eine Amme nährte, und daher sich jährlich hiezu fähig zu machen alle Mühe gab.

Alle Anlage, die ein sterbliches Wesen zum Bösen haben kann, war schon von erster Jugend an in Rapsens Seele. — Er log und stahl schon als ein Knab, und war schon ein ausgebildeter Bösewicht im Kindeskleide. Viel mag die Art seiner Erziehung hiezu beygetragen haben, denn seit seinem achten Jahre an war er immer unter dem unglücklichen Haufen der elendesten Menschen.

Ein junger Baron, der den Raps zu seiner Bedienung aufnahm, gab den letzten Pinselstrich seinem schwarzen Herzen, und vollendete das Meisterstück mit Farben, das bisher die übrigen nur mit der Kreide entworfen hatten. Der Baron war ein Spieler, ein Wohllüstling, ein Säufer, ein Nachtschwärmer: er konnte lügen und betrügen, und bildete Rapsen vortreflich nach seinem Charakter.

Als der Baron das Opfer der Galanterie ward, und im Lazaret oder in einem Siechenhause starb, denn er hatte sein ganzes Einkommen durchgejagt; so entschloß sich Raps ein Eremit zu werden. Ich weiß auch nicht durch welche Lüge er dieses Kleid erhielt: allein diese Lebensart ward ihm bald verhaßt, und er entschloß sich als ein Pilgrim in der Welt herumzuziehen. Es gelang ihm; er besuchte die meisten Oerter Italiens, gewohnte sich an heuchlerische Mienen, und bildete sich zum vollkommenen Gleißner, und daher zum letzten Grad des Bösewichts.

Raps wanderte beynahe die halbe Welt durch, als er eines Tages ermüdet von der

Be-

Beschwerlichkeit der Reise — entkräftet und krank — an der Strasse sank, und ohnmächtig seiner da lag. Ein reisender junger Kaufmann zog vorüber, und sah den Menschen liegen, sein Gefühl erwachte beym Anblick des Leidenden, er sprang aus der Kutsche, — brachte den Unglücklichen durch Stärkungen zu sich, und nahm den Elenden in den Wagen. In der nächsten Stadt hielt sich dieser junge Mann viele Tage auf, sparte weder Geld noch gute Worte, und wendete alles an, was in seinen Kräften war, um den Menschen wieder vollkommen herzustellen.

Raps ward wieder gesund, und mit seiner zunehmenden Gesundheit nahm auch die Stärke seines leidenschaftlichen, verdorbenen Herzens zu. —

Wenn Raps einige Tage unthätig war, kein Laster ausübte, so hatte sein Herz hieran keinen Antheil, sondern nur seine geschwächten Fiebern; mit den Lebenskräften der Natur stärkte sich auch seine Seele, die bisher nur im Schlummer lag, wenn sie nicht über Greuelthaten brüttete.

Der

Der junge Mann, der den Rapsen gutthätig pflegte, und wie der menschenliebende Samarit ihm begegnete, hieß Ismael, und war auch ein Jud, der aber die Grundsätze nicht vergaß, daß die Religion das Band seyn muß Menschen zu vereinen, und nicht Menschen zu trennen. Er that alles, was Menschenpflicht war, und fragte sein Herz nicht, gegen wen er es that, genug, wenn der, der ein Gegenstand seines Mitleidens war, die Bildung des Ewigen auf seinen Gesichtszügen trug, genug für Ismael, wenn er Mensch war. —

Als Raps vollkommen gesund war, beschenkte ihn Ismael noch reichlich, umarmte ihn, und sagte: thue, was ich gegen dich that, wenn du auch einen Unglücklichen antriffst, und es in deiner Macht steht ihm zu helfen. Er schlang seinen Arm um Rapsens Schultern, und eine Thräne, geweint aus dem Bruders Auge, floß auf Ismaels Wangen.

Geschäfte hielten Ismael noch einige Tage in der Stadt auf, binnen der Zeit Raps bald liederliche Gesellen seines gleichen fand. Ein fürchterlicher Gedank. stieg in Rapsens

Seele

Seele auf, und sein Herz brütete über das schrecklichste Unternehmen. Raps entschloß sich seinem Gutthäter auf der Strasse vorzupassen, ihn zu morden und zu bestehlen. Er ist nur ein Jud, sagte er zu sich, was hat das zu sagen; ein Verdammter, der ohnehin der Hölle Beute ist, und dessen Blut wie Kalbsblut fließen kann. Sein Gedanke reifte zur That, und 10 Spießgesellen des Lästers waren schon von Rapsen zum Vollzug gemiethet. Ein einziger unter diesen hatte noch eine Menschenseele, und getraute sich Rapsen Vorstellungen zu machen. Bruder! fieng er an, verzeih mir, ich bin ein grosser Bösewicht, hab' manche Lasterthat ausgeübt, aber bey diesem Gedanken, den wir bereit sind auszuführen, macht mir mein Herz doch Vorwürfe. —

Sag mir Raps, wie kannst du denn einem Menschen das Leben rauben, der dich dem Tod entriß. —

Raps. Er ist ein Jud.

Ein Jud — hat der Jud aufgehört Mensch zu seyn? bist du ihm minder Dankbarkeit schuldig?

schuldig? Ismael fragte dich nicht, wer du warst, als er dir Gutes that, er behandelte dich nur als einen Menschen, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist. —

Raps. Er ist ein Verdammter.

Ein Verdammter! — weißt du nicht, daß Christus sagte, urtheilt nicht, damit ihr nicht geurtheilt werdet; und verdammt nicht, damit euch der nicht verdammt, der im Himmel ist? Wer kennt die Urtheile Gottes? wer kann sagen, ich bin seiner Gnade würdig, wer seines Hasses?

Raps. Er ist ein Irrglaubiger.

Hat Gott den Irrglaubigen seine Geschenke versagt? glänzt die Sonne nicht über die Scheittel des Persers, der in der Moschee der Gottheit opfert, wie über den, der in unserm Tempel bethet? ist die Quelle minder erfrischend für den Mund des Israeliten als für den unsrigen. — Blüht der Baum in Ismaels Garten nicht, wie in deinem? und ist der Apfel, den er trägt, nicht so schmackhaft, wie der deine? Du sollst dei-

nen

nen Nächsten lieben, sagte Christus, nicht du sollst den Christen allein lieben: und als die Pharisäer ihn fragten, wer der Nächste sey, so erzählte er ihnen die Geschichte des gutherzigen Samaritan. — Raps! sage mir: wer war dein Nächster, als du krank und verlassen da lagst, als Ismael sich deiner erbarmte? sag, und wenn du Gründe hast, die die meinigen widerlegen, so will ich hingehen, und will mit dir morden. —

Raps lachte über diese Einwürfe, geh Feiger! sagte er, du bist nicht würdig unter Männern zu seyn, wie wir sind. — — Sie liessen den armen Moralisten stehen, und eilten zur That. —

Der Religionshaß entsteht meistentheils aus bösem Herzen. Die meisten Menschen sind leidenschaftlich, stolz, und zur Verfolgung geneigt. —

Unsere Eigenliebe möchte dann gerne Entschuldigung und Rechtfertigung ihrer Handlungen finden, und entlehnt falsche Begriffe um das Gewissen einzuschläfern. Abscheulich!

lich! der Jud ist Mensch, und Menschen zu achten ist die erste Pflicht der Menschheit, die erste Pflicht der Religion. Der Christ ist so wenig berechtigt einen Juden zu betrügen, als der Jud berechtigt ist einen Christen zu betrügen. Einem Juden spotten, ihn seiner Religion halber lächerlich machen, ist Grausamkeit, und Sünde wider den Nächsten. —

Ist er irrglaubig, so verdient er nicht meinen Haß, sondern mein Mitleiden. Mein sanftes Betragen gegen ihn, meine Menschlichkeit, meine Nachsicht, meine Liebe werden eher Bekehrungsbeweggründe für ihn seyn, als mein Haß und mein Spott. —

Der Mensch muß sich immer in die Lage des andern setzen, wenn uns nun auch das Schicksal in dieser Religion hätte gebohren werden lassen; wenn man uns nach diesen Grundsätzen, nach diesem Lehrgebrauch erzogen hätte, würde es uns lieb seyn, wenn man uns so behandelte? Sind Verfolgungen, Mittel, wodurch sich der Christ liebenswürdig macht, wodurch er die Begriffe erhöht, die man von ihm haben soll, und die er andern

ein-

einzuflößen durch seinen Umgang schuldig ist. —

Ich wollte, die Menschheit könnte alle jene Thaten auf ewig vergessen, wodurch man die Nächstenliebe beleidigte. —

Man scheerte manchem Juden die Hälfte des Bartes ab, steckte andern Schweinsbraten oder Speck in die Tasche. —

Wozu das? ist der Jud nicht ehrwürdig, der den Gesetzen seiner Väter gemäß handelt? Verdient er Verachtung — Spott? nein, es ist Spott für uns, wenn wir uns zu solchen Handlungen erniedrigen, und die Menschheit so beleidigen können. —

Laßt den Juden Juden seyn, und betrachtet an ihm nur euren Nächsten, predigt ihm eure Religion durch eure Aufführung, bethet für ihn zum Allvater, und laßt die Lenkung seines Herzens dem Allgütigen über. —

Die fürchterlichsten Folgen begleiteten seit Jahrhunderten die Menschen, die sich gegenseitig aus religiösen Meynungen haßten. Strö-

me

me von Blut flossen unter den Menschen, und entheiligten die Altäre des Gotts der Liebe und des Friedens. Mich däucht, ich höre noch die Stimme des Rabbi David ben Anrou, mit der er der Menschheit so mächtig zurief.

Mächtigster der Erden! zu dir erhebt der Niedrigste der Menschen seine Stimme, und der, der nun in Fesseln schmachtet, und doch bestimmt war zu herrschen, der unglückliche Ben Anrou wagt es vor deinen Thron hinzutreten, die Menschheit anzuflehen, und dich bey der Gottheit zu beschwören, ein herumirrendes, verlassenes Volk nicht zum Opfer der Grausamkeit zu machen: sey nicht Tyger gegen die, die Menschen, wie du, sind, und mißhandle nicht, wie schändliche Thiere, die, die die Züge der Gottheit, wie du, tragen.

Mir meine Nachkömmlinge, Davids und Ezechias, mir gebührte gleiches Recht wie den Königen, aber mein Schicksal warf mich vom Throne. Die heilige Arche ist nicht mehr — die Stärken Israels sind im Grabe, nur ich lebe noch, und bin der König elender Sklaven, die man zum Tode führt. Von den Höhen des Libanons zeigt sich noch mei-

nem Auge unter dem Schatten der Cedern das Heiligthum der Gottheit, Salomons Tempel. Mein schaudernder Blick ist geheftet auf seinen Ruinen, ich sehe, wie sich Völker verschwören über den kleinen Rest der Unglücklichsten der Menschen, ich sehe Welttheile aufstehen um wehrlose Sonnenstäubchen zu zerdrücken.

Ich wollte mich nicht beschweren, ihr Könige der Erden! ich wollte euer Schwert küssen, das noch vom Blut der meinigen röthet, wenn ihr doch Ursache hättet diese Atomen zu zerstören. Sagt, haben sie eure bürgliche Ordnung gestöret? haben sie eure Thronen erschüttert? haben sie es gewagt dem Diadem zunahe zu treten? so sprecht, und ich will eure Urtheile als Gottes Gerichte ansehen, wenn ihr aber den meinigen keine andere Schuld zur Last legen könnt, als daß sie Jakobs Abkömmlinge sind, so sey Erbarmen über sie, und nicht Fluch über die, die den Gesetzen ihrer Väter noch treu sind.

Aber was nützt meine Vorstellung, was nützen meine Thränen? die Verläumdung breitet noch immer alle Schandthaten über

uns

uns aus, und beschuldigt uns als Werkzeug jeder Verbrechen. Des Feindes Wuth zerstört eure Grenze, und man beschuldigt uns seiner Grausamkeiten. Ein Mörder würgt einen der eurigen, und wir werden über seine Mordthat angeklagt, die Pest streut vergiftete Dünste über eure Länder, das Mehlthau vergiftet eure Brunnen, und ihr waret grausam genug die Zufälle des Himmels uns zu Schulden zu legen. Wenn die Sterne sich aus ihren Kreisen drängen sollten, so werdet ihr uns auch hierüber anklagen, und die Wirkungen der Natur wird man zum Verbrechen der Israeliten machen.

Die Fortsetzung folgt.

3.

(Fortsetzung.)

Isaak Harrusch,

oder

die Judenfamilie, eine interessante Erzählung fürs Menschenherz.

Die grausamsten der Laster, an denen keiner der meinigen Schuld hat, lasten den Unschuldigen mit Ketten. Schon schleppen sie ihn zu den schrecklichsten Martern. Man begnügt sich nicht, unser Volk mit den härtesten Auflagen zu drücken; man giebt noch überdas unser Leben dem ersten Fanatikern preis. *) Die erfinderische Einbildung ersinnt Martern und Quaalen für uns, die die Natur verabscheut. Hier fließt Blut unter dem Schwerte; da krachen zerschmetter-

*) Die Annalen von Bretagne liefern uns über diesen Gegenstand die traurigste Bemerkung. Diese Staaten beschlossen im Jahr 1239, daß der, welcher von einem Juden Geld entlehnet, solches nicht mehr zurückbezahlen durfte, und daß der, der einen Hebräer ermordete, für keinen Mörder angesehen wurde.
D' Argentré hist. de Bretagne liv. 4 ch. 23.
Wie grausam dieses Gesetz ist, — wie sehr es die Menschheit beleidigt, braucht wohl keiner weitern Bemerkung.

te Knochen unter dem Rade; dort lodert die Flamme vom Scheitterhaufen auf — — — Verzweiflung und Tod empörten doch nie unsere Zunge zum Fluch wieder die Gottheit.

Sind wir denn nicht Menschen, wie ihr? und seyd ihr nicht Christen, derer erstes Gesetz Menschenliebe seyn soll? Wollt ihr diese heiligsten Pflichten nicht erfüllen, so seyd zum wenigsten Menschen! behandelt uns so, wie uns ein jeder behandeln würde, dem die Natur nur einen blassen Schein des Lichts der Vernunft gab — der keine Religion haben würde, die ihn führte, und keine Offenbarung, die ihn leitete — nur um das bitten wir euch.

Wenn euch der Himmel mehr geliebt hat, als uns, wenn er euch das Licht des wahren Glaubens gab; seyd ihr berechtigt uns zu hassen, die wir dieses Geschenke des Himmels nicht haben. Euer Glaube sagt nur, daß ihr für die Unglaubigen bethen, — nicht daß ihr sie hassen und verfolgen sollt.

Sagt, können wir wohl nach der allgemeinen Verfassung Menschen seyn, ohne mit Menschen Umgang zu haben? Können wir

in

in einer Gesellschaft leben, ohne mit dieser Gesellschaft im Verhältniß zu stehen? Was heissen also eure Blutgerüste, die ihr unsertwegen errichtet habt? Laßt ihr also eure Henker entscheiden, was wir in der menschlichen Gesellschaft sind? Sind wir eure Feinde, so begegnet uns doch mit gleichen Waffen; die Rechte der Natur fodern diese Billigkeit; sind wir Unterjochte, Besiegte, so vergesset doch die Pflicht des Siegers nicht, den Besiegten menschlich zu behandeln. Ist es euch eine Ehre, ein schutzloses Volk noch mehr zu verfolgen, und ist euer Triumph groß, wenn ihr den noch verwundet, der schon halb todt zu euren Füssen liegt? Sind wir Bürger des Staats, so urtheilt uns nach euren Gesetzen; und wo ist das Gesetz, das die Mißhandlungen billigt, die ihr uns zufügtet? — Seht ihr uns als wilde Völker an, so behandelt uns nach den Gesetzen der Natur.

O ihr Mächtigen! lasset die Stimme der Natur zu euren Thronen dringen, hört sie, die einzige, die unsere Vertheidigung über sich nimmt; höret nicht die Stimme des Vorurtheils, sondern die Stimme eures Herzens. Spielt nicht mit unserm Leben, nicht mit un-

sern Gütern, denn der Allvater der Natur hat beydes in eure Hände gelegt, und wäre es wohl edel, die Gewalt zu mißbrauchen über ein Gut, das er euch anvertraute? Denkt, wir sind die Schwachen unter dem Schutz der Stärkern; ist die Stärke edel, wenn sie sich gegen den Schwachen zeigt? —

Verzeiht mir, ich rede für Menschen, nicht für vorurtheilvolle Köpfe, nicht für blutdürstige Herzen, die sich mit Menschenblut mästen, wie die Poppen im Tempel des Saturns.

Betrachtet die Erniedrigung der Menschheit unter den unsrigen. Ausgeschlossen von allen bürgerlichen Rechten, müssen wir in den meisten Plätzen Europens uns mit dem Handel fortbringen; der Handel ist schier das einzige Mittel, das uns übrig bleibt, uns zu nähren; und denn wundert man sich, daß es Betrüger unter uns giebt. Welches Geschäft ist mit mehr Gefahr für den sittlichen Charakter verbunden, als die Handlung. Werft nur einen Blick auf die Eurigen selbst, und seht, ob das, was man Routine in der Handlung nennt, die Bleywage der prüfenden Rechtschaffenheit aushalte.

Welche Erhabenheit des Charakters, welche sorgfältige Bildung der Seele erfodert dieses gefahrvolle Unternehmen! — Was Wunder denn, wenn Menschen auf Irrwege gerathen, und aus Umständen böse werden. Ist es denn minder ungerecht, wegen eines Theiles das Ganze zu beschuldigen? Denkt doch, daß wir immer auch Menschen bleiben, daß der größte Theil unter uns wie unter euch arm und elend ist. Mangel an Erziehung, Armuth und Elend können den Menschen leicht böse machen. Euch stehen tausenderley Erwerbswege offen, uns nur einer; was Wunder denn, wenn der Dürftige oft seine Zuflucht zum Betrug nimmt? —

Glaubt mir, ich vertheidige den Betrüger nicht, aber auch der Betrüger — obgleich strafbar — bleibt immer Mensch, und ein gerechter Richter vergißt niemals, was Umstände aus Menschen machen können.

Der Jud hat Bedürfnisse, wie der Christ; er hungert und durstet; er hat Gefühle der Freundschaft und Liebe; unsere Weiber, unsere Kinder sind uns werth, wie euch die eurigen; wir leiden, wenn wir sie schmach-

ten

ten sehen, wie ihr, und wünschen sie zu nähren, und wünschen für sie zu gewinnen: wenn uns nun tausend Arten des Gewinns abgeschnitten sind, nur eine einzige davon übrig bleibt, und diese noch sehr begränzt, wie unser Handel ist; ist denn die Folge nicht natürlich, daß mancher von uns nicht allzeit handeln wird, wie er sollte.

Ich wiederholle es; ich vertheidige den Wucherer, den Betrüger nicht; aber auch dieser Betrüger, wenn er auch ein Jude ist, ist nicht allzeit ein Bösewicht; was vermag Armuth, was zuweilen Gewinnsucht über den Menschen?

Seyd gerecht; untersuchet die Lage des Menschen, ehe ihr ihn urtheilet, und sehet, ob eure Ansprüche gegen uns nicht zuweilen übereilet waren. Wir sind Menschen, wie ihr, fähig große Tugenden und große Laster auszuüben; Umstände und Erziehung bilden unsere Seelen, wie die eurigen: mit einem Worte, als Menschen sind wir euch ganz gleich; nur unsere Religion und unser Verhängniß unterscheiden uns, und eben das, was uns von euch unterscheidet, soll uns mit euch vereinen.

Euer Glaube, ihr Christen! gebiethet euch allgemeine Nächstenliebe — eine Liebe, die sich durch kein Wort beschränkt, durch keinen Namen ausnimmt — eine Liebe, derer göttlicher Stral vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang alle Zonen durchströmt, und alles wohlthätig zusammenkettet, was Mensch heißt. Unser Anspruch auf eure Liebe ist gerecht, und gründet sich selbst auf eure heilige Gesetze. Sollte es aber einige aus euch geben, die uns als Feinde der Christen betrachten, so erinnert ihr sie, ihr Edlern! erinnert sie der Lehre eures sterbenden Meisters, der noch am Kreutz seinen Feinden verzieh, der sich nicht rächte, wenn er gleich die Macht hatte, sich zu rächen, und der es seinem Jünger verwies, daß er das Schwert zog.

So vereint uns eure Religion als Menschen mit euch; so bringt uns unser Verhängniß eurem Herzen näher.

Mitleid erwecken unsere Umstände, Erbarmen unsere Lage; seyd Menschen, das ist eure Pflicht, und überlaßt das Uebrige dem Allvater der Sterblichen!! —

So däucht mich, daß einst David Ben-Anrou sprach; so däucht mich, daß die Vernunft noch spricht, hörbar für den, der gewohnt ist, ihre heilige Stimme zu hören. Aber wie ungefühlt gleiten meistentheils die edelsten Gründe der Vernunft über Herzen hin, die das Vorurtheil versteinert hat. Dank sey dem Unendlichen, daß doch einmal die Sonne der Menschheit und der Vernunft die Finsternisse zerstreut haben, die einst Europa in die schwärzeste Decke der Nacht verhüllten, in der man es zur Tugend machte, Menschen zu tödten, und Verdienste sich vor dem Allmächtigen zu sammeln glaubte, wenn unser Schwert des Irrglaubigen Brust durchstieß.

Nach einer zuverläßigen Berechnung verlohr die Welt durch den Religionshaß 33095290 Menschen — eine schaudervolle Anzahl unglücklicher Opfer des Fanatismus, worüber das Menschenherz zurück schaudert, die Religion ihren trauernden Antlitz verdeckt, und der Gott der Liebe und des Friedens schier aufrufen möchte: **es gereut mich, den Menschen gemacht zu haben.** Allein, da das Menschengeschlecht stuffenweis zu ihren Erkenntnissen steigt, so weht nach solchen fürch-

terli-

terlichen Stürmen der sanfte West des Menschengefühls langsam durch die verwüsteten Gegenden; Blumen des Friedens düften dort, wo vormals Dörner der Zerstörung stunden, und die Huldgöttinnen der Menschheit winden an Rosengesträuchen Blumenkränze, um im Tempel der Bruderliebe Feste der Menschheit zu feyern.

So schön und edel alle diese Gründe sind, so sehr sie jedes Menschenherz nothwendig fühlen muß, so wenig ist manche Seele hiezu empfänglich, und unter diese war Rapsens Seele zu zählen.

Er war taub zu der Stimme der Menschlichkeit, die so dringend in sein Herz flüsterte, das einer verwitterten Eiche ähnlich war, die der Herbst schon entblättert hat, und an welcher kein Laub mehr hangt, das noch in einer sanften Herbststunde ein Zephyr bewegen kann.

Mit dem Herzen eines Tygers, der nur auf Beute lauert, wartete Raps an der Heerstrasse.

Es war Abenddämmerung; die Sonne warf nur noch einige schiefe Strahlen durch den Tannenwald, dessen hohe Wipfel die Abendröthe in Rosenroth färbte. Feyerliche Stille herrschte schon durch den Wald, und außer der Amsel sang kein Vogel mehr. Dort und da flatterte schon eine Fledermaus durch die Luft, und Frösche quackten im benachbarten Teiche, und sangen ihr einschläferndes Lied aus rauher Kehle im Sumpfe.

Ismael saß ruhig in seiner Kutsche, und seine reine Seele nahm Antheil an den Schönheiten des Abends. Das Posthorn tönte schon durch den Wald, und war schon hörbar für Rapsens wachendes Ohr. Er lauerte im Hinterhalt, und wie Wölfe unter eine Lämmerheerde stürzen, so stürzte Raps mit seinen Gehülfen auf Ismael. Sie tödteten seinen Diener, und rissen den Unglücklichen aus der Kutsche, und mißhandelten ihn auf das unbarmherzigste. Raps hatte schon alles ausgeplündert, und Ismael lag im Blut auf der Strasse, da näherte ihm sich noch der Bösewicht, und schrie ihm ins sterbende Ohr: Jud! ich bin der, den du gerettet hast. Ismael öffnet noch einmal bey dieser Stimme

sein

sein Aug gegen ihn, und Thränen verwaschten die Tropfen des Todtenschweisses, der auf seinen Wangen lag. **Dein Gott möge es dir verzeihen**, sprach er mit sterbendem Tone, **wie ich dir verzeihe.** Ismael schloß seine Augen; der Mond glänzte das letztemal auf seinem sterbenden Antlitz, und verbarg sich hinter schwarzen Wolken. Blitze liessen sich am Himmel sehen; ein Gewitter, schwarz wie die Nacht stieg am Horizont auf; der Sturmwind sauste, und Donnerschläge rollten fürchterlich durch den Wald. Es schien, als hätte sich die Natur über den Unmenschen entsetzt, und die Elementen zur Rache der beleidigten Menschheit aufgefodert. Raps flüchtete sich in eine Felsenhöhle, geschaffen für Schlangen und Menschen wie er war.

Bis gen Mitternacht heiterte sich der Himmel wieder auf, und ein armer Taglöhner, den das Gewitter überfiel, und ihn hinderte, nach seiner Hütte zurück zu kehren, trug freudig sein Bündel Holz auf dem Rücken, und eilte seinem Dorfe zu. Dieser alte, ehrliche Landmann stieß auf Ismael, der in seinem Blute ohnmächtig dalag. Sogleich warf er seine Holzbürde von sich, und pflegte

te den armen Verwundeten. Ohne sich viel zu bedenken zoh der Taglöhner sein Hemde aus, zerriß es in Stücke, und verband Ismaels Wunden. Nach einer Weile hob er ihn auf seine Schultern, und trug ihn seiner Hütte zu.

Des armen Taglöhners Weib verließ ihr eigen Bett, und legte den Kranken darein. Der benachbarte Bader, der ein gutherziger Mann war, wurde gehollt, und man wandte alles an, um den Verwundeten herzustellen.

Nach einigen Stunden kam Ismael zu sich, sah die gutherzigen Leute um ihn versammelt, und reichte ihnen seine noch mit Todenschweiß benetzte Hand. Ein Händedruck sagte ihnen, wie sehr und wie warm er dieses edle Betragen fühle. Nach einigen Tagen, als Ismael wieder sprechen konnte, erzählte er dem Taglöhner seine Geschichte. Dieser weinte bitterlich, und sagte oft: o könnte ich die Ungerechtigkeit durch mein Betragen wieder gut machen, die dieser Barbar dir angethan hat. Verzeih, ich kann dir nicht mehr geben, als was ich habe. Ich

bi

bin ein armer Mann, aber am guten Willen fehlt's mir nicht; hätte ich mehr, so wollte ich mehr für dich thun.

Du thust nur zuviel für mich, erwiederte Ismael; weißt du denn nicht, daß ich ein Jude bin? Ein Jud oder ein Türk versetzte der Taglöhner; du bist ein Mensch. Nach meiner Religion stellt jeder Unglückliche meinen Gott vor; was ich meinem Nächsten thue, das thue ich ihm, und ich will mir nicht am Tage des Gerichts sagen lassen: ich war durstig, und ihr habt mich nicht gelabt; ich war hungerig, und ihr habt mich nicht gespeiset; ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet. Meine Religion ist kurz: Liebe Gott über alles, deinen Nächsten wie dich selbst — dieses sind meine Grundsätze — dieses ist die Richtnur meiner Handlungen.

So sagte der Taglöhner, und pflegte den Juden wie seinen Sohn. Allein ungeachtet aller Pflege, die man in so einem Orte auf ihn verwenden konnte, wurden Ismaels Wunden gefährlich; der Bader verzweifelte an seinem Aufkommen, und nach fünf Tagen fühlte

auch

auch selbst Jsmael die Annäherung seines Todes. Er bath den armen Taglöhner, ihm Davids Psalmen vorzulesen, der solches auch that, und vom Schulmeister eine Bibel entlehnte, und als er auf die Stelle kam: unsere Seele harrt auf den Herrn, denn er ist unser Helfer und Beschirmer, so starb Jsmael.

Der arme Taglöhner beweinte ihn von ganzem Herzen. Er gieng zu Gericht, und bath, daß man ihm erlauben möchte, Jsmaels Leichnam, weil es wegen seiner Begräbniß ohnehin Umstände haben könnte, in seinem Garten zu begraben. Er erhielt diese Erlaubniß, und der Taglöhner machte zu Ende seines Gartens, wo eine große Linde stund, eine Grube, legte Jsmaels Leichnam hinein, und pflanzte wilde Rosen um den Grabhügel. Der Pfarrer ließ eine Urne machen, und setzte sie auf das Grab mit der Innschrift:

Mitmensch Jud Jsmael ruhe im Frieden!

Des

Des Taglöhners Kinder spielten oft in dieser Gegend, und wenn im Frühjahr Blumen blühten, so wanden sie Kränze, und sagten: Kinder! laßt uns das Grab des Ismaels zieren, von dem uns der Vater so oft erzählte.

In Ismaels Kleidung fand sich noch ein Beutel mit hundert Dukaten, die ein Zufall Rapsens Klauen entrissen haben mußte, und die man nicht eher fand, als nach seinem Tode, denn der Taglöhner bekümmerte sich nicht um Lohn. Diese brachte der ehrliche Taglöhner zu Gericht. Der Richter wollte sie ihm für die Pflege vollkommen zuerkennen, aber der Gute nahm nicht mehr als die Hälfte an, und bath, die andere Hälfte als einen Preis demjenigen zu bestimmen, der einem armen unglücklichen Juden, der diese Gegend reisen soll, Gutes thun, und ihn menschlich behandeln würde. Von den fünfzig Dukaten bezahlte der Taglöhner den Bader, vertheilte hundert Gulden unter die Armen, und behielt nur den Ueberrest, den er seinen Kindern zum Erbtheil mit dem Ausdruck bestimmte, jedem Menschen ohne Unterschied der Religion, nach Möglichkeit Gutes zu thun.

Seit

Seit dieser Zeit her war auch dieser gute Mann glücklich, der Segen des Himmels lohnte sein wohlthätiges Herz, und Gedeihen war in seinem Hause. Er lebte die glücklichsten Tage, ward alt, sah Kindeskinder, lebte ein vergnügtes Alter, und entschlief ruhig an einem Frühlingsabend in der Gartenlaube, nahe an der Grabstätte, wo Ismaels Gebeine moderten. Sterbend wand er noch seinen Blick dort hin, und sprach zu seinen Kindern: ihr Lieben! laßt euch nie eine gute Menschenthat gereuen, denn sie lohnt mit einer so süssen Freude. Mich däucht, ich sehe Ismaels Schatten, wie er beym Allvater für mich bittet, und der mir gütig zuwinkt. Ich war krank, und du hast mich gepflegt; komm, ich will dirs vergelten. So sprach der Taglöhner, sein Aug schloß sich, und lächelnde Zufriedenheit war noch auf seinem sterbenden Gesichte.

Die Fortsetzung folgt.

4.

(Fortsetzung.)

Isaak Harrusch,

oder

die Judenfamilie, eine interessante Erzählung fürs Menschenherz.

Mittlerweile, als dieses alles geschah, wandelte Raps in Wäldern herum, wie der Wolf, der noch blutig von der Beute ist, die er opferte. Tausend Gelüste erwachten in seiner Seele, und er berechnete schon sorgfältig die Genüsse, die ihm seine Eroberung verschaffen sollte. Als der Morgen wieder grauete nach der grausamen Nacht, in der Raps die schwärzeste der Thaten verübte, lagerte er sich unter einem einsamen Eichbaume, der auf einer Anhöhe stund, und sah nach der Stadt, die in einer Entfernung vor ihm lag.

Dort sprach er, dort in dieser Werkstätte menschlicher Laster und Bosheiten — dort will ich hin; dort will ich Grösse und Vergnügen suchen. Geld hab' ich — was brauch' ich

ich mehr? Niemand fragt mich, woher ich es habe, wenn ich mich nicht selbst verrathe. Dort werden Verdienste nach dem Beutel, und das Ansehen nach der Kleidung berechnet. Die Befriedigung jeder meiner Wünsche verschaft mir dieses Metall; — ich will hingehen, und will es nützen.

So sprach Raps, und kam nach Lissabon.

Einige Zeit wohnte er in einem Gasthofe, führte sich prächtig auf, und bekam viele Besuche.

Wer Geld hat; Tafel und Spiel giebt, bekommt bald Freunde. Ein guter, rechtschaffener Mann, heißts — auf seine Gesundheit! Es lebe unser Mäzen! — Der Schampagner fließt durch die Kehle, und erzeugt Umarmungen der Freundschaft, die so flüchtig wie sein Geist sind. Künstler, die meistentheils betteln müssen, nähern sich ihm in demüthiger Stellung, und Kraftgeister zittern im Vorzimmer in zerrissenem Rocke mit ellenlangen Manschetten.

Das

Das ist der gewöhnliche Gang der Welt. Man beurtheilt den Menschen meistentheils nach dem Aeußerlichen. Eigenliebe und Interesse verblenden unsre Augen, und so sehen wir oft manchen als groß an, der klein ist. Mancher Schurke lebt in der Welt ruhig und glücklich, wenn er nur soviel Weltklugheit besitzt, einen Bösewicht von feinerer Art zu spielen, für welche es in sehr wenig Staaten Strafgesetze giebt.

So gieng es dem bösen Raps. Auf Unkosten des armen Ismaels kleidete er sich nun prächtig, hielt sich Diener und Wagen, und spielte in den Augen des Pöbels, der den Menschen immer nach dem Aeußerlichen beurtheilt, eine sehr ansehnliche Rolle. Manchmal stieg freylich ein trauriger Gedanke in seiner Seele auf, und machte ihm heimliche Vorwürfe über seine That: er beruhigte sich aber bald wieder, in dem er zu sich sagte: es war ja nur ein Jude.

Für die Menschheit ist nichts gefährlicher als ein irriges Gewissen; und es giebt doch so viele. Unsere Eigenliebe giebt bald der schlimmsten That einen Firneiß von Gutem,

und wir beruhigen uns über Schandthaten, die wir verübten. Wäre das nicht, so wäre mancher Reiche, der so ruhig auf seinen Geldsäcken sitzt, die der Raub von tausend Familien sind, ein Räthsel in der Natur.

Raps war lange in Lissabon, und frequentirte sehr gute Gesellschaften, da er aber manchmal einen Blick auf seine Cassa warf, so sah er traurig, wie sein Geld dahin schwand, und dachte daher auf Mittel, es zu vermehren.

Rauben und Morden sagte er sich, ist nicht das Werk eines jeden Tages; man kömmt auch nicht allezeit so glücklich durch als ich; auch reisen nicht immer so reiche Juden, wie Ismael, also bin ich schon genöthiget, um andere Erwerbsmittel umzusehen. Arbeiten will ich nicht — kann auch nicht, denn ich wars von Jugend auf nicht gewohnt: was bleibt mir also übrig? — Was? — Das Handwerk eines Abentheurers. Dieß besteht in Spielen, in der Geschicklichkeit gutherzige Leute zu bevortheilen, sich in Häuser einzuschleichen, Liebeshändel zu machen u. s. w.

mit

mit einem Worte, in allem, wodurch man auf fremde Unkosten kann genährt werden.

So dachte Raps, und entschloß sich seinen Plan auszuführen.

Als Raps ganz gedankenvoll in einem öffentlichen Spaziergange so einhergieng, machte ihn gähling der Anblick eines sehr schönen jungen Frauenzimmers aufmerksam. Ihr schlanker Wuchs, ihr edles Auge — alles reitzte in ihm die Neugierde, die schöne Freundin zu kennen. Sorgfältig erkundigte er sich, und erfuhr, daß es Sarah sey, das Mädchen Harrusch, die Tochter eines reichen Handelsmannes. So gleich suchte er Gelegenheit, in Harrusch Haus zu kommen, und unter dem Vorwand eines Jubeln Handels ließ er sich bey selbem als Chevalier de la Raps melden.

Harrusch, der jeden Menschen gut empfieng, war auch so bey de la Raps Besuche. Er begegnete ihm mit der Achtung, die er glaubte, einem Mann von Stand und Erziehung schuldig zu seyn. Raps nahm seine Gleißnerlarve vor, und spielte die Rolle

eines

eines Tartüffs so herrlich, daß er, ich weiß nicht wie, Harrusch geheimster Freund wurde, der täglich in Harrusch Haus war. Bisher verbarg Raps noch seine Absichten auf Sarah mit aller Sorgfalt, um nicht den geringsten Verdacht wider ihn zu erwecken. Er lebte so ordentlich, so eingezogen, daß Harrusch glaubte, Chevalier de la Raps wäre der edelste der Menschen.

Der gute Mensch wird mehr als einmal in seinem Leben getäuscht; er muß sich auf das gefaßt machen, denn da es zum Charakter des Guten gehört, jeden nach sich zu beurtheilen, so ist die nothwendige Folge, daß er in dem Verhältnisse von 10 neunmal betrogen wird. Freylich wird man mit dem besten Herzen in der grossen Welt nichts mehrers als ein guter Schaafskopf seyn; aber was thut das zur Sache? auf höheren Graden der Stuffenfolge sieht man nicht zurück, sondern vorwärts.

Harrusch hatte nach einem Umgange von einem vollen Jahre alles Zutrauen auf de la Raps. Oft dankte er dem Himmel um

die

die Bekanntschaft eines so edlen und rechtschaffenen Mannes.

Eines Tages, als Harrusch an der Seite seines vermeintlichen Freundes saß, als sein Herz voll der seligsten Menschengefühlen überströmte, als sich das Innerste seiner Seele bewegte, Thränen aus seinen Augen rollten, und zärtliche Umarmungen der Siegel der Freundschaft waren, — in diesem Augenblicke entdeckte sich Harrusch ganz gegen seinen Freund, und äusserte sich, daß er Lissabon gern verlassen möchte, weil die Gesetze die Freyheit der jüdischen Religion in Lissabon sehr beschränkten. Raps umarmte seinen Freund, billigte seinen Vorschlag, und entdeckte ihm unter der heiligsten Zusicherung der Freundschaft, als dem größten Beweise seiner Aufrichtigkeit, daß er auch ein Jud wäre, den aber Umstände genöthiget hätten, seine Religion zu verbergen. Um die Sache noch wahrscheinlicher zu machen, zeigte er ihm noch einige Papiere, die er von Ismaels Raub übrig hatte; nannte sich selbst Ismael, und bethörte den Harrusch aufs abscheulichste.

Nun ist es Zeit, dachte Raps, sich des günstigen Augenblickes zu bedienen; noch ist Harrusch's Seele in Begeisterung; das Eisen muß geschmiedet werden, weil es noch warm ist. Raps machte den Vorschlag Lissabon zu verlassen, und nach Engelland zu segeln. Harrusch willigte ein, und überließ seinem Freunde de la Raps die Sache zu besorgen.

Harrusch ganzes Vermögen war bereits zu Geld gemacht, Raps hatte schon ein Schif gemiethet, und des Juden ganzer Reichthum war schon auf selbes gebracht, der Tag zur Abreise bestimmt, und Harrusch und seine ganze Familie betheten die Nacht durch zum Himmel um seinen Segen, um seinen Schutz.

Als der Morgen des Tages graute, der zur Abreise bestimmt war, kam Raps zu Harrusch ins Zimmer. Erlaub mir, sagte er, ich will Sarah deine Tochter einsweilen ins Schif führen; komme du mit deinem Weibe nach, dann dein Sohn und deine Schwiegertochter.

Ohne Vermuthung des Bösen, unschuldig wie das Lamm an der Hand des Menschen,

schen, der es zur Schlachtbank führt, folgte Sarah dem Freunde ihres Vaters. Sie stieg ins Schif; — aber erstaunt schrie sie auf, als selbes sich vom Ufer trennte, und ohne ihre Familie zu erwarten schon weit in der See war. Wo ist mein Vater? schrie sie, wo meine Freunde? — Im Kerker, schrie Raps; du wirst sie nicht mehr sehen! Beuge dich unter die Gewalt — du bist in der meinigen. Sarah sank leblos zu Boden, und Raps ließ sie in das unterste Behältniß des Schifes tragen, und eilte mit Harrusch's Tochter und Vermögen davon.

Als der Vater mit seiner Familie ans Ufer kam, so wurde er von Soldaten umrungen; wie ein Bösewicht mit Ketten gefesselt und in Kerker geschleppt; denn Raps gab ihn als Ismaels Mörder bey der Gerechtigkeit an, und lieferte Beweise zur Gericht, die die Beweise des Bösewichts selbsten waren.

Vergebens waren Thränen; vergebens Umarmungen; man hörte die Stimme der Unschuld noch nicht; man kannte noch nicht die Bosheit des teuflischsten der Menschen, — denn

— denn Harrusch's Schicksal war vor den Augen der Gerechtigkeit noch ein Geheimniß.

Sarah erwachte von ihrer Ohnmacht, und Angst und Schrecken bemächtigten sich ihrer Seele. Wo bin ich? schrie sie auf, ich arme Verlassene! wo ist mein Vater? wo mein Bruder? denn stieg sie die dunkle Treppe hinauf, und mit wankenden Schritten einer Sterbenden ähnlich näherte sie sich ihrem Verführer. Grausamer! fieng sie an, schlägt wohl ein Menschenherz in deinem Busen unter dem Schein der heiligsten Freundschaft? hast du dich in unser Haus geschlichen um die elend zu machen, die dich aufnahmen? ist es dieses elenden Geldes willen, daß du dich so sehr unter die Menschheit erniedrigtest? warum hast du dich dieser Beute nicht bemächtigt? warum mußtest du noch Laster auf Laster häufen? warum ein Mädchen so grenzenlos elend machen? gieb mir meinen Vater wieder? hast du denn keinen Vater gehabt? oder hat dein Herz nie gefühlt, was kindliche Liebe ist? gieb mir ihn zurück, glaub mir, wir wollen dir gern unser Vermögen überlassen, schenken wollen wir dir's, sey doch Mensch, und laß dich erweichen. So

sprach Sarah, und Thränen flossen über ihre Wangen herunter, ihre Brust hob sich unter Seufzern, und ihre Arme rangen sich zum Himmel mit zur Erde gesenktem Haupt. Wie eine Verurtheilte stund sie da vor dem Bösewicht, und trocknete mit ihren Haaren die Zähern von ihrem Auge, die unabläßig dahinströmten. Rapseus Herz fühlte aber nicht den geringsten Eindruck bey dem Anblick der Leidenden. Mit unbewegtem Auge sah er sie an, lächelte und rümpfte seine Nase. Neuer Schmerz bemächtigte sich der armen Sarah. Wenn denn kein Gefühl in deiner Seele mehr ist, wenn die geringsten deiner Fiebern schon ganz in der Gewalt der Bosheit sind, fuhr sie fort, wenn jeder Blutstropfen sich in deinen Adern welzt, und dein Herz erwärmt, um Schandthaten auszuüben, wenn die Thränen der Unschuld fruchtlos bey dir fließen, wenn dein Ohr die Seufzer der Unterdrückten nicht mehr hört, so sey der mir gnädig, der im Himmel ist, ihn fleh ich nun an, ich armes verlassenes Mädchen, ich, der ich nun in der Gewalt des Boshaften bin, ihn fleh ich an auf meinen Knieen, wenn sein Ohr nicht taub ist zu dem Gewinsel seines Schöfers, so höre er mich, er, der

für

für den Raaben sorgt, und die nackten Jungen des Geyers kleidet, er erhöre mich, und räche die Menschheit, und rette die unterdrückte Unschuld, zu dir, Unendlicher! fleh ich, um Rettung, um Hülfe.

So schrie Sarah, und dumpfes Gemurmel stieg aus den Wogen des Meeres, die Sonne bedeckte sich mit Wolken, Seefische ließen sich sehen, und verkündigten einen nahen Sturm.

Gähling war die Gegend der See in dunkle Nacht gehült, Blitze rötheten, und Sturmwinde schleiderten das Schif wie einen Ball von Wogen zu Wogen. —

Unordnung herrschte auf dem Schife, der Steuermann verzagte, und Raps bebte wie ein Bösewicht bey der Gefahr des Todes, nur Sarah war bey diesem schrecklichen Auftritte ruhig, und einer Rose ähnlich, die ein Bube vom Stocke riß, und in die See warf, immer schön und blühend ist sie der Raub der Fluthen, und ist noch Rose, als sie untergeht. —

Ruhig erwartete Sarah den Ausgang, als ein schrecklicher Windstoß das Schif an eine Klippe warf, und in Stücken zerschmetterte. Vergebens war hier Bitten und Flehen, es stürzte alles im Abgrunde des Meers; Sarah allein ward auf eine Sandbank geworfen, wo sie im Vorschlummer des Todes lag, bis das Morgenroth aufgieng.

Die Sonne war am Himmel, und die Luft war wieder heiter. Leichte Wolken hiengen am Firmament, als Sarah ganz entkräftet ihr mattes Auge öffnete. Sie richtete sich auf, und lehnte sich mit einem Arme auf den Sand, da sie den andern zum Himmel aufwärts hob. Dank, Unendlicher! sagte sie, für deine Befreyung, nun bin ich wieder im Schoose der Natur ganz entfernt von allen Menschen, und habe nichts Böses mehr zu befürchten. Hier, wo ich arm und entblößt bin, wie die Steinklippe, die über mich herragt, hier werden es keine Menschen wagen dürfen mich zu beneiden. O warum, gütige Gottheit! hast du mich nicht in einer Insel gebohren werden lassen, wo man keine andere Bedürfnisse als die der Natur kennt?

Hier

Hier würde es nie ein de la Raps gewagt haben die stillen Freuden zu stören, hier würde er nicht Gelegenheit gehabt haben uns des Reichthums wegen elend zu machen. Du hast mir wohl gezeigt, Vater der Sterblichen! daß das, was Menschen Glücke nennen, wirklich nicht Glücke ist. Hätte ich hier meine Aeltern bey mir, wir wollten uns bloß, wie der erste Mensch, mit Blättern bedecken, uns mit Früchten und Kräutern nähren, und glücklicher, als Menschen in Städten seyn. —

Ja Sarah! du redest wahr, die Bedürfnissen des Menschen sind der Natur nach wenig, nur die Staaten haben sie vervielfältigt. Hier haben wir einen eingebildeten Werth des Lebens in die Stelle des Wahren gesetzt, haben unsere Freyheit verlassen, uns selbsten Kerker gebauet, und Ketten geschmiedet, die uns lasten. —

Ah wie oft, gute Sarah! wenn ich Menschenscheu in einsamen Gegenden wandle, oder in den stillen Stunden der Nacht im Laube träume, fühle ich diese heiligen Ahndungen, diesen Wink der Natur. Wie öde liegen

gen die Freuden des Lebens um mich her, — wie eckelhaft scheint mir des Menschengrösse, wie sehne ich mich nach Freyheit, nach dem Grabe. — Was ist hienieden? Sarah! Verfolgung, Elend! wo haben die seligsten Gefühle der Natur einen Werth? wo weiß man, was Leben heißt? wo ist der Arm eines Freundes, in dem du sorglos ruhen kannst? wo der Busen eines Geliebten? wo das Herz einer Gattin, das sich dem deinen öffnet? —

Den wahren Werth des Menschen hat ein eingebildeter Werth verdrungen, dieser eingebildete Werth heißt Geld, — Geld, ein todtes Metall, aber mehr wirkend zum Unglücke des Menschen, als der Arm des Würgengels, der sich über Senacharibs Lager hob.

Zum schädlichsten Feinde der Menschheit, zum Privatinteresse kettet sich noch ein schädlicherer, der Stolz, und vollendet den Bau der Hölle für Geschöpfe, erschaffen zum Glücke. O Menschen! wenn werdet ihr die Bahn zu eurem Glücke wieder finden? so lang gewiß nicht, als eure Aufklärung Stolz und Verfolgungssucht ist. — —

Sehet

Sehet doch den Wink der Natur, höret ihren Zuruf! Einfalt ist Glücke, was gleicht den Schönheiten der Natur? was dem Vergnügen unschuldiger Einfalt? sehet die Lerche, wie sie sich sorgenlos zum Himmel schwingt, wie freudig ihr Lied ist. Da in ihrer Republick sind keine stolzen Gelehrte, des Lebens sanfter Genuß ist lohnende Freude.

Wie beneid ich dich, ländlicher Mann! der entfernt von vergifteten Städten balsamische Luft der Wälder einhaucht, der unbekannt mit erfundenen Bedürfnissen froh bey der Quelle sitzt, und vergnügt beym schwarzen Brod ist. Ja dort im Schoose der Natur ist Wonne — Wonne des Menschenlebens.

O Götter! raubt mir die Hälfte meiner Jahre, die ihr mir zum Leben bestimmt habt, ich will sie euch hingeben — hingeben um wenige Tage und Stunden des wahren Genusses des Menschenlebens.

Die Fortsetzung folgt.

5.

Hans
eine Erzählung.

Hans war der einzige Sohn eines ergrauten, abgedienten Vaters, an dem nun sein eigenes Kind Vaterstelle vertretten mußte. Noch eine Schwester, Margareth, hatte er, die neben der Hausarbeit ihres alten Vaters sorgfältige Wärterin war. Kümmerlich nährte ihr kleines Feld drey edle Menschen, ein Paar Kühe, und eine Ziege. Doch gaben sie treulich, was dem Herrn war, und kümmerten sich mehr, ihre Abgaben zur Zeit entrichten zu können, als sie um ihr eigenes Leben besorgt waren. — Aber wenn fehlt es dem tugendhaften Menschen, der zu Gott traut, und gerne arbeitet? — Hans arbeitete gerne, wurde von Jugend auf von seinen fleißigen Aeltern zur Arbeit gewöhnt, und Liebe zu seinem Vater, und Noth ernährten seine Freunde zur Arbeit. Die ersten Stralen der aufsteigenden Morgenröthe sahn ihn schon auf dem Felde, und die Sonne war schon lange über die Berge, und Hans pflegte noch seines kleinen Landes. Oft arbeitete er beym Mondenscheine, und Gott ließ seinen Fleiß gedeihen.

Wenn er dann manchmal entkräftet, und ganz mit Schweiß überdeckt im glühenden Julius im Kühlen einer schattichten Linde sein karges Mittagbrod verzehrte; alle Nerven ihre Spannung verlohren hatten, und die Natur ihn selbst in einen erquickenden Schlaf versenkte, dem er nicht mehr wiederstehen konnte, dann betete er allzeit beym Erwachen aus dem Grunde seines Herzens zu Gott: „Lieber „Gott! Schenke mir die verlornen Kräfte des „vorigen Tages wieder, und lasse mich ja „nicht erkranken, damit ich arbeiten kann, „daß mein guter Vater, der auch für mich „gearbeitet hat, nicht darben darf, im achtzigsten seiner Jahre! — Wann steigt wohl so ein Gebet aus den Städten zum Himmel? Da in den großen Häusern, wo man das Brod üppig verwirft, das der arme Landmann mit monathelanger Arbeit herschaffen muß: da, wo man die Tage verschwendet, und Nächte verschwelget, und nur von der faulen Musse ausruht, denkt man nicht, Gott um Kraft und Segen zu bitten.

So arbeitete Hans immer muthig fort, und nährte seinen guten Vater noch im neunzigsten Jahre. Nun näherte sich der gute

Greis

Greis immer mehr dem Ziele, seine Kräfte verließen ihn, die Theile des Körpers arbeiteten nicht mehr zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, die Maschine zerfiel — der Vater hörte auf zu leben. Welch ein seliger Tod! —

Heiter und stille wie sein Leben war, vergieng er. Keine marternden Vorwürfe, keine schreckenden Bilder ängstigten seine Seele; sein Hinscheiden war nicht mit gräßlichen Zückungen, und allen den Anzeigen eines schmerzhaften, selbst verschuldeten Todes begleitet. Er hatte seiner Jahre Ziel erstreckt, bis an die Grenzen der Natur gelebt.

O ihr! die ihr euer Leben muthwillig hinwerft, Jahre verschwendet, um eine wollüstige Minute zu genießen, sehet das schröckliche Sterben eines von euch; und gehet dann hin, und sehet einen Greisen, der nie den Lüsten gefröhnt hat, am Ende seiner Bahne.

Hans weinte bittere Thränen — Thränen des innigsten Schmerzens über einen geliebten Vater. Viele, deren Herz keine so hohe Tugend faßt, würden es für Glück halten, einer solchen Bürde entledigt zu seyn;

und die jungen Herrn, die schon lange mit Ungeduld auf den erkargten Wucher ihrer Väter warten, um ihn eben so schändlich verschwenden zu können, als er erobert wurde, die lachen, wenn sie der Vater im Sommer seiner Jahre durch seinen Tod zu reicheu Erben macht.

Aber Hans weinte aus biederem Herzen, und die Zeit, die freylich allen Schmerzen lindert, oft auch vergessen macht, hatte viele Tage daran zu setzen, um nur die Zäher dieses guten Mannes zu trocknen; doch im Innern der Seele zehrte noch der geheime Schmerz an seiner Ruhe.

Ueber einige Wochen kam seines Nachbars Sohn, ein blühender, rüstiger Bursche, dessen Vater ein schön Stück Vermögen besaß; aber dabey ein herzlich guter Mann war. Velten hieß er, und Franz sein Sohn. — Ihm hatte schon lange die zärtliche Sorgfalt gefallen, mit der die beyden Kinder, Hans und Margreth, ihres lieben Vaters pflegten; ihr Fleiß, und stilles, schuldloses Leben. Sie waren gute Nachbarn zusammen, und Velten that ihnen viele freundliche Dienste. Er half ihnen bald mit Saamen in Mißjahren, schenkte ihnen Dünger, und besuchte sie selbst gar

oft

oft an heiteren Abenden mit seinen Kindern, wo dann die beyen Väter die verflossenen Jahre aus der Vergangenheit hervorzohen, ihr Leben durchschauten, sich nun freuten der wenig genossenen Freuden, und der Leiden, die sie duldeten. — Da theilten sie ihren Kindern ihre gesammelten Erfahrungen mit, lehrten sie die Wege des Schicksals kennen, und mahnten sie zur stettigen Tugend.

Margreth war schön unter den Töchtern des Landes, und ihr Herz war gut, und noch unbekannt mit der Liebe; denn es war noch zuvoll zärtlicher Triebe der Kindesliebe, zu sehr mit der Sorgfalt für ihren Vater beschäftigt, als daß sie zu einer fremden Liebe Musse gefunden hätte. Franz war auch gut, und sein Herz hegte nicht den thörichten Wunsch nach Reichthum. Er war selbst arbeitsam und häuslich, und hatte, was er brauchte, in Fülle.

Er sah schon lange der guten Margreth häuslichen Fleiß, und treuliche Sorgfalt für ihren Vater mit herzlicher Freude an, und sagte seinem Vater — denn er hatte nichts vor ihm geheim — daß es ihm sowohl gefiele, und daß er wohl wünschte, mit so einem Mädchen;

chen, wie Margreth, zu leben. „ Und warum nicht sie selbst, sagte der alte Velten? — Ja, wenn ich auch wüßte, daß sie mich haben möchte? — Das mußt du versuchen, versetzte ihm Velten. Geh hin und sag ihr, du wollest theilen mit ihr, was dein ist, sie solle auch mit dir ihre Liebe theilen. Franz gieng hin zu Margreth und erhielt, was er begehrte. In einem Hui sprang er über Feld und Zaun und Graben hin zu seinem Vater, und schüttete da seine Freude aus, und wußte sich vor Wonne kaum zu geberden. — Velten ließ Anstalt in seinem Hause zu einem fröhlichen Maale machen, und Hansen und Margreth zu Tische hollen.

Hans war immer sehr traurig. Der Gedanke, sich von seiner Schwester trennen zu müßen, versenkte ihn in die bitterste Schwermuth. Er aß wenig, und nach aufgehobenen Tische trat er hin mit thränendem Auge, und sagte zu seiner Schwester: — Liebe Margreth! Dein Glück freut mich so sehr, daß ich gerne das Unglück, mich von dir trennen zu müssen, vergessen will; du hast es verdient, gutes Mädchen! Um der Liebe willen zu unserm Vater, um deines Fleißes und deines guten

Lebens

Lebens willen. Aber verzeih mir, Kind! wenn es mich schmerzt, daß ich dich verlieren soll. Das Gütchen, das uns unser gute Vater hinterließ, gehört nun dein und mein; doch keines kann mit der Hälfte davon bestehen; gieb mir also den Antheil, der mich trift heraus; und ich will irgend bey einem Bauern als Knecht dienen, bis mir Gott was bessers schickt. — Margreth weinte, und alle, alle weinten.

Und nun entstund ein edler Zank unter ihnen; kein feindseliger Streit, den die Habsucht in filzigen Herzen anfacht, und der die heiligsten Bande der Gesellschft trennt; es war der Streit der gesellschaftlichen Liebe. — Margreth wollte den Vorschlag nicht annehmen; Franz drang mit Ungestüm darauf, daß er Hanses kleines Gut mit einem Geschenke von ihm vergrössern wolle, und Hans bestund auf seinem Entschluße. Velten stund dabey als ein stummer Zeuge in dem seligsten Entzücken über einen so herrlichen Anblick; die Freude war so voll in ihm, daß er alle Fassung verlohr.

Die

Die holde, muntere Lise, Franzens Schwester, konnte sich nun nicht mehr bergen: sie lief hin zu ihrem Vater, und bath: ach! — wenn Hans dienen soll, nehmt ihn doch zu euch, damit er zu keinem Bauern kommt, der ihn hart hält.

Nein, nein! er soll sein Gütchen behalten, versetzte Margreth. Und das nehmen, was ich ihm geben will, fiel Franz ein, und so gieng der Zank von neuem an. Am wenigsten war Lise damit zufrieden. Sie stund in eine Ecke der Stube, hielt die Schürze vor das Gesicht, und weinte.

Nun sah Velten etwas klärlicher ein, wo es ihr fehlen möchte. Meine lieben Kinder, sagte er, das thut nicht gut, ihr werdet euch so in Ewigkeit nicht ausgleichen. — Hansen fehlt es an einer guten Partie, und dann braucht er euch alle nicht. He, Hans! weißt du dir nichts in der Gegend herum? — Wie ihr fragt, lieber Velten, versetzte Hans; wie hätte ich mich je um eine Liebschaft bewerben können, da ich nie es wagen durfte, um ein vermögliches Mädchen freyen zu wollen, weil ich ihr nichts daran setzen konnte. Wie aber,

wenn

es eine gåbe, die dich liebt? — Ich müßte sie erst kennen. Nun komm her zu uns, Lise! sagte Velten, zog sie noch weinend aus der Ecke hervor, und stellte sie Hansen genüber. Du willst sie kennen lernen, Hans! sagtest du; nun, könntest du einig werden mit ihr? —

Hans staunte, und wußte nichts zu sagen. Velten wandte sich zu seiner Tochter, und fragte sie, ob sie wohl Hansen zum Mann möchte. O ja, lieber Vater! rief sie, und die Freude lachte aus jedem ihrer Gesichtszüge. — Und warum sollte ihr Mund nicht das Ja bekennt haben, das ihr Herz schon lange gesagt hat? — Ein unschuldiges Bauernmädchen kennt die Theatergrimasse nicht, zu stocken, zu erröthen, und das, was man schon långst gewünscht, verlåugnen zu wollen.

Nu, Hans, gilts? fragte Velten, und Hans, der nun bisher seinen Sinnen nicht genug getraut hatte, konnte nicht Ausdrücke der Freude genug finden. Ey, sagte er, das freut mich, meine Kinder! — Gott hat mir soviel beschert, daß ich meiner Lise ein Sümmchen geben kann, womit ihr euch ein Gut kaufen könnt, das euch mit Gottes Segen und

eurem

eurem Fleiße wohl soviel einträgt, daß ihr auch euren Kindern einmal was geben könnt. — Ich brauche für mich nichts mehr. Ihr habt eurem Vater sowohl gethan, ihr werdets auch mir nicht mangeln lassen.

Nie ward vielleicht ein Band edler geknüpft als dieses; nie fand sich vielleicht so wahre, selige Eintracht der Herzen, so inniger Freude volles Gemüth, als bey diesem ländlichen Bündnisse. Ihre Herzen waren voll der seligsten Wonne, und was ausströmte, war freudigster, wärmster Dank zum Allvater der Güte. Die ganze Nachbarschaft hatte die guten Leute lieb, und alle Nachbarn in der Gegend, die es gar bald erfuhren, was Hansen und Greten für ein Glück aufgestossen sey, kamen herbey, und bezeigten ihre ungeheuchelte Theilnahm der Freude bey Hansens fröhlichem Feste.

Und als Hans die ersten segenvollen Garben flocht, der Wiesen bunt geflecktes Grün die Sense erwartete, und sich der Schäfer der Erstlinge seiner kleinen Heerde freute, da freute sich Hans auch des Erstlings seiner glücklichen Liebe, und weinte im seligsten Entzü-

cken stummen Dank zu Gott für all den Segen, den er ihm bescherte.

So gieng es das andere und dritte Jahr, und all sein Fleiß gedieh zur reichen Erndte.

Hans fand sein Gütchen, als er es kaufte, ganz verödet; sein voriger Besitzer hatte ihm schlecht gepflegt, und ließ es durch Nachlässigkeit ganz eingehen; allein durch Hansens Fleiß wurde es in kurzer Zeit wieder in den blühendsten Stand gesetzt.

Sein Beyspiel belehrte alle Nachbarn, und ermunterte sie zur Arbeit. So oft ihm ein Kind gebohren wurde, pflanzte er einen schattenreichen Baum um seinen Hof. Er erzog sich einen schönen Obstgarten, davon man bey seinem Vorfahren kaum eine Spur sah, und besetzte von Zeit zu Zeit die Stelle der verdorrten Bäumchen mit neuen Sprößlingen. Beyneben legte er sich, soviel Acker und Heerde Zeit ließen, auf die Bienenzucht, war glücklich damit, und zeigte so im Kurzen den übrigen Bauern, wie nützlich sie sey.

Es

Es gab viele, die minder vermöglich waren als er, ja Arme sogar, und sie giengen doch in die Schenke, und verzehrten oft, wenn sie zur Stadt fuhren, die Hälfte der Losung; allein Hans gieng niemals zu Bier, und lebte so sparsam wie vor.

Er pflegte oft zu einigen jungen Bauern zu sagen: Liebe Brüder! wie mögt ihr doch die Früchte eures Schweißes für etwas hingeben, das euch so entbehrlich ist? — Da sitzt ihr einen halben Tag hin in die Schenke, und trinkt; trinkt nicht allein, ihr spielt auch, und sag mir einer, ob er sich nie beym Spiele gezankt hat? — Welche Folgen! — Ihr schändet Gottes festlichen Tag mit blutiger Feindschaft, verderbt eure Gesundheit, nehmt euch selbst die Kräften zur Arbeit und Erfüllung eurer Pflichten, verkürzt euch das Leben, stehlt euren Kindern die letzten Nothpfenninge, indem ihr nicht nur euer Geldchen vertrinkt und verspielt, sondern auch durch eure Zänkereyen bey Gericht in Strafe verfallt, und wohl auch manchmal dem Baader eine hübsche Nachzeche bezahlen müßt; und dann zuletzt noch, was bleibt euch von eurem tollen Vergnügen? Nichts, als die bittere Reue! —

Seht!

Seht! ich bleibe hübsch zu Hause, und wenn ich mir gütlich thun will, laß ich mir süße Milch und frische Butter bringen — die ihr auch habt — esse mit meinem Weib und Kindern das Abendbrod dazu, und bin im Schoose meiner Familie recht herzlich vergnügt. — Oder ich gehe mit all meinen Leuten zu meinem alten Schwiegervater, wo ich Franzen und meine liebe Schwester finde; da setzen wir uns alle ins Grüne; erzählen uns einander unsere Tagsgeschichten, und die lustigen Streiche unserer losen Buben, freuen uns ihrer, und sind da so lustig, so — ah! gewiß fröher als ihr in der lärmenden Schenke. — So vergeht uns der Abend im fröhlichen Scherze, wir gehn heiter und gesund zu Bette, habe neue Kräften zur Arbeit erhalten, die ihr muthwillig verschwelget.

Und wie thöricht seyd ihr nicht, wenn ihr in der Stadt euer Geld verzehrt! — Ha! heißt es: können die Schufte noch so groß thun; muß ihnen so arg noch nicht gehen, — denn da ist man immer gewohnt, von fünfe auf tausende zu schließen.

Hansens gutgemeinter Rath mit seinem eigenen Beyspiel begleitet war nicht ohne Wirkung. Hie und da nahm sichs einer zu Herzen, dachte nach, und fand, daß Hans nur zu wahr geredet hatte, und besserte sich. Mancher hatte ihm dadurch sein Aufkommen zu danken, und das vervielfältigte Beyspiel reitzte. Zwar waren Wirth und Amtmann sehr unzufrieden, und hätten sich gerne an Hansen dafür gerächt, wenn sie an ihn gekönnt hätten. O wie hart, daß diese Leute vom Vergehen leben müßen! —

Mit der Zeit wuchs die Familie immer stärker an, und das Gütchen würde sie bald nicht mehr genährt haben. — O wie freute sich Hans da seiner Sparsamkeit! — Mit der mäßigen Summe, die er sich während der Zeit erhaust hatte, kaufte er sich ein Paar Aecker und eine große Wiese zu seinem Gute, und sah sich nun in den glücklichen Stand gesetzt, mit seinen Kindern keine Noth leiden zu därfen. Ja durch seinen Fleiß, und Gottes reichlichen Segen unterstützt genoß Hans oft das selige Vergnügen, Gutes zu thun.

O wie gut ist es, sagte er oft zu seinem Weib und Kindern, fleißig und wirthlich zu seyn. Ihr seht, ohnedem müßten wir darben, oder von der Gutherzigkeit eines andern das ersetzen, was wirs an Fleiß und Sparsamkeit mangeln ließen. — O wie schwer würde mir das fallen! — Kinder! arbeitet lieber, daß euch der Schweiß stromweis von der Stirne fließt, als daß ihr hingeht zu eures Nachbars Thüre, und da um die Ueberreste seines Fleißes bettelt. Seht! das hab ich nun nicht nöthig; ich habe es vielmehr soweit gebracht, daß ich eines andern Noth steuern kann. — Wie wehe würde es meinem Herzen thun, wenn ich die Thräne des unglücklichen Nothleidenden, vergebens geweint, müßte in Sand versinken sehen, und ich sie mit meinen Händen nicht trocknen könnte. Was ist ein Monat Arbeit gegen eine einzige süße Viertelstunde, wo ich die Wonne fühle, des andern nagenden Kummer gelindert, ihn durch meine kleine Gabe zur neuen Thätigkeit ermuntert zu haben, und — noch allzeit war Gottessegen dabey — ihn wieder so glücklich zu sehen, daß er keiner Hilfe mehr bedurfte. — Kinder, arbeitet! — Die Arbeit hält uns gesund, und macht uns das Leben erträglich.

So sprach Hans oft zu seinen Kindern, und die Grundsätze, die er ihnen beybrachte, las er in keinem Buch — er fühlte sie in seinem Herzen und der Saamen, den er ausstreute, fiel auf kein dürres Erdreich.

Seine Söhne folgten seiner Lehre treulich nach. Als sie groß und stark zur Arbeit wurden, dienten sie hie und da bey einem braven Bauern als Knechte, und das ganze Dorf liebte sie.

Welch eine Freude für den guten Vater in seinen alten Tagen! — Dem Staate 5 wackere Jungen verschaft zu haben, die die sicherste Hfnung an sich blicken ließen, ein Völkchen zu pflanzen, das seines edlen Urgrosvaters würdig wäre.

Die Familie war ein anziehendes Beyspiel für die ganze Gegend. Jeder gute Vater stellte seinen Jungen Hansens Söhne vor; jede gute Mutter ihren Mädchen Lisens Töchter.

Das Weitere folgt.

5.

(Beschluß.)

Isaak Harrusch,

oder

die Judenfamilie, eine interessante Erzählung fürs Menschenherz.

Glücklich der, der das wahre Vergnügen des Lebens kennt, der die Freuden des Menschen in der Natur sucht, und in seinem Herzen, das ihm die Gottheit gab um die Schöpfung zu genießen. Wie selig müssen die Tage seyn, wenn gleichdenkende Geschöpfe unter einem heiterern Himmelsstrich als dem unsrigen Hand in Hand in blühenden Fluren einhergleiten, und beym Konzert der Sängerinnen der Natur Herz an Herz schließen, und Wonne der Liebe fühlen. Hier hat die Natur den Becher der Freude bis am Ranft gefüllet, hier wird Menschenglück in grossen Zügen getrunken, Göttertrank! von dem selten ein Tropfen unsere matte Zunge in den Gegenden der Städte labet. —

Was ist der Menschenantheil in diesen Wildnissen? der Pracht, himmelhohe Paläste

rauben uns den Stral der wohlthätigen Sonne, vergiftete Ausdünstungen kranker Menschen verpesten die Lüfte, und Schlamm die Erde, die unter unsern Füssen verödet. —

Sehet doch einmal, wie der Naturmensch verstaltet ist! dieses tückenvolle Aug, diese Miene des Höflings, dieses Lächeln des Betrugs, diese Zufriedenheit des ungerechten Richters, diese Karrikaturen mit Händen und Füssen, mit Lippen und Herzen, welcher Gedanken! Raub mir den Gebrauch meiner Sinne, allmächtige Gottheit! beym Anblick ausgearteter Städter; raub mir Gefühl und Empfindung, damit ich nie nachdenke, wie sehr sich der Mensch erniedrigt hat. Fort auf die einsame Insel, Sarah! ich will dich aufsuchen, was machst du? gastfrey sitzest du noch unter dem hohen Felsen. Sieh umher, es rauscht dort eine Quelle um dich zu laben, jenseits des Felsens ist ein Maulbeerbaum, du kannst sie pflücken die Frucht, sie ist dein, sie wird dich stärken, verlebe deine Tage einsam in dieser Insel, Sarah! wünsche dich nicht mehr in die Stadt zurück, ich bitte dich, wenn die ganze Welt nicht mehr weiß, daß du bist, so wirst du ruhig seyn. Ich hatte oft

gewun=

gewunschen, die Menschen hätten meine Existenz vergessen mögen. Was kann dich reuen, Sarah? Nichts! bist du reich, so hast du Neider, bist du arm, so bist du elend, bist du schön, so werden Weiber dich hassen, Männer dich verführen, bist du häßlich, wird man deiner spotten, bist du dumm, so wirst du zum Gelächter, bist du vernünftig, so ist es noch ärger, das können viele Menschen gar nicht ertragen. Bleibe auf dieser Insel, glaub mir, auf der Insel bleibe. So wie mich däucht, daß ich mit Sarah gesprochen hätte; so sprach das gute Mädchen mit sich selbst. Nichts kränkte das gute Kind als das Unglück ihrer Aeltern. O ihr Lieben! rief sie auf, könnte ich euch retten, gern wollte ich diese unermäßliche See durchschwimmen, gern Hunger und Durst für euch leiden, gern für euch sterben, wenn ich euch retten könnte, so sagte Sarah, und ihrem zum Himmel gewandten Auge entfiel eine Thräne, die schön wie der Tropfen des Morgenthaus war, der an den Blumen zittert. —

Gähling hörte sie ein Geräusche hinter ihr, sie glaubte, es wäre ein wildes Thier, schüchtern floh sie, aber etwas eilte ihr nach, sie

schrie, wurde blaß, sank ohnmächtig hin, und fiel in die Arme eines Seeräubers, der an dieser Küste landete, und sein Schif mit frischem Wasser versah. Einer von seinen Knechten erblickte die Unglückliche, eilte ihr nach, bemächtigte sich ihrer, und brachte sie als eine Beute ins Schif. —

Der Corsar segelte fort, und das Schif war schon weit in der See, als die schöne Sarah wieder zu sich kam. Der Oberste der Corsaren stunde vor ihr, und erstaunend sah er sie an. Ihre glatten Wangen, auf die die Wollust keine Furche grub, ihre heitere Stirne, wo Freundlichkeit saß, und ihr sanfter Mund, wo Lächeln der Unschuld thronte, flößte Ehrfurcht dem Barbarn ein, der vor ihr da war, als stunde er vor einer schlafenden Gottheit. Fürchte dich nicht, gutes Kind! sagte er, als sie erwachte, fürchte dich nicht, bin ich gleich ein Corsar, so bin ich doch noch ein Mensch, der Gefühl gegen Leidende hat, und der dich nicht rettete, um dich unglücklicher zu machen, als du warst. Hätte ich dich mit Gewalt erobert, so würde ich die Rechte des Eroberers gebrauchen, so aber, da ich dich fand, so bist du nicht

mein

mein Eigenthum, sondern ein Darleihen des Himmels, das ich gut bewahren muß. So denk ich, sprach der Corsar, und seine braune Wange war naß von der Thräne, die das Mitleid aus seinem starren Auge preßte. —

Sarah erhob sich, fiel zu seinen Füßen, und umschlang seine Knie. Großmüthigster der Menschen! sagte sie, wie kann ich dir meinen Dank äußern? gern will ich bey dir bleiben, gerne die Niedrigste deiner Mägde seyn, gern dir dienen, so lang ich lebe, um dir zu zeigen, wie lebhaft ich fühle, was ich dir schuldig bin. Denn erzählte Sarah den ganzen Hergang ihrer unglücklichen Geschichte. Der Corsar stampfte, als er de la Raps That hörte. Das Ungeheuer! rief er auf, o möchte die Vorsicht ihn unter meine Hände bringen! ich wollte ihn 10mal bis zum Tode martern, dem 10mal mein ganzes Vermögen geben, um ihn wieder gesund zu machen, um ihn wieder 10mal zu martern. Das Scheusal der Natur! die See wird seinen Körper auswerfen, und wenn ihn ein Fisch fraß, so wird er ihn wieder ans Ufer speyen, die Erde wird ihn auch nicht in ihrem Schoose gedulden, die Vögel des Lufts werden seinen

Körper

Körper verzehren, und an dem vergifteten Brocken sterben, den sie von ihm einschluckten. Wenn die Zernichtung eines Körpers je in der Natur Platz hat, so soll sie da Platz finden.

Abscheulichkeit! wenn mich ein Sturm an die Küsten jagen soll, wo es solche Abentheuer giebt, so will ich mein Schif in die Luft sprengen, damit mich die Pest nicht ergreiffe, die in euren Gegenden herrscht; ich wollte, daß ich nie ein Mensch geworden wäre, wenn ich je mich zu einer solchen That aufgelegt fände. Welcher Nation war er? hatte er eine Religion, glaubte er an einen Gott? Sarah! Sarah! wenn dein Auge nicht so sanft wäre, ich glaubte, du lügtest. Ich bin ein alter Seefahrer, hab manche wilde Völker gesehen, aber ich fand doch noch immer Naturmenschen. Sagt doch Europäer! wie habt ihr's denn gemacht, daß ihr euch so abscheulich verhumzt habt? Menschengesichter tragt ihr zwar auch wie die Barbaren, aber eure Herzen müssen verteufelt schwarz seyn. —

Aergere dich nicht so, erwiederte Sarah, er mag vielleicht in seinem Herzen nicht so unrecht haben. Ich war eine Jüdin, und er

war

war ein Christ, vielleicht rechtfertigt sein Herz seine Handlung. Die Hölle kann sie nicht rechtfertigen, schrie der Corsar, was will das sagen, er war ein Christ, und ich ein Jud, wir sind Menschen, das ist die Sprache der Natur, diese hat die Gottheit in jede Seele gelegt, und ihre Stimme ist zu mächtig, daß sie nicht jeder Mensch hören soll. Keine Religion billigt die Mißhandlung des Menschen, die Gottheit liebt alle ihre Geschöpfe, sie schuf alle nach ihrem Ebenbild, und wer getraut sich dieses Ebenbild zu entweihen ohne die Gottheit selbst zu schänden. —

Ich bin ein Barbar, aber mein Herz billigt die Mißhandlung der Menschen nicht. Nach den Gewohnheiten und Gesetzen meines Orts darf ich Menschen als mein Eigenthum erobern, ich kann sie verhandeln, verkaufen, allein dieses mein Recht gründet sich nur auf meine Stärke. Durch Bubenstücke hab ich in meinem Leben nichts erobert, Gewalt gegen Gewalt ist edler, als eure feine Betrügereyen, unter der Larve der Unschuld, der Gleißnerey Menschen unglücklich zu machen. —

Wenn ich erobern will, so kann man sich zur Gegenwehr rüsten; wer kann sich aber bey euch gegen Heucheley, gegen Betrug, gegen feine Gewalt waffnen? wer kann bey euch sich schützen? wenn der Blick der Freundschaft Lüge ist, der euch tödtet. —

Glaubt mir, Europäer! verlachet die Barbaren nicht, wir sind roh und grausam, ihr seyd fein, ja aber nicht minder grausam; unser stumpfe Stahl verwundet wenigere als euer gespitzter. —

Ihr beschuldigt den Corsarn, daß er mit Menschen handle, ihr findet das Abscheulichkeit, sagt, handelt ihr weniger mit Menschen? manche eurer Sachwalter, mancher eurer Richter, der euch plündert, der euch Gut, Kinder und Leben raubt, ist er edler als ein Korsar? wir ziehen die Sklaven auf, und stellen sie auf offnen Markt um sie zu verkaufen, und nähren sie einsweilen; ihr zieht sie so auf, läßt sie nackend herumgehen, und läßt sie erhungern Der Sklave, der bey uns Fähigkeit besitzt, wird höher geachtet, er wird besser gehalten, wird theurer verkauft, das ist bey euch seltner, ihr wißt nur das Kleid,

das ihr ihm auszieht, und selten den Mann zu schätzen. —

Vor die entscheidende Richterin, vor die Natur wollen wir hintretten, und so soll sie untersuchen, wo mehr Barbarey ist.

Komm unglückliches Mädchen, komm in meine Arme, du sollst Unterstützung bey einem Seeräuber finden, die dir der Christ versagt hat.

Der Corsar nahm das Mädchen mit sich, und landete glücklich ans Ufer.

Sarah wurde von dem edelmüthigen Seeräuber wie sein Kind behandelt; sie sah ein, daß der Mann ein gutes Herz hatte, und nach und nach machte sie ihn auf die Grausamkeit seiner Landesverfassung aufmerksam, sie stellte ihm die Beleidigung der Natur durch den Menschenhandel vor, und brachte es so weit, daß der Seeräuber sich entschloß seinem Gewerbe abzusagen.

Nun will ich für Niemanden mehr, fieng er an, als für dich leben, Sarah! durch das

Vermögen, das ich mir erwarb, will ich dich und andere Menschen glücklich machen, kann ich dir durch mein Bestreben gefallen, so würde ich glücklich seyn, wenn du mich deiner Hand würdig achten könntest.

Sarah liebte den Mann seines guten Herzens Willen, sie sagte es ihm, und ward sein Weib.

Die Hochzeit wurde nach den Gesetzen des Orts gefeyert; hundert Christensklaven kaufte der Corsar loß, und schenkte ihnen seiner Braut zu Liebe die Freyheit am Hochzeittage. Mich däucht, sagte er, liebe Sarah! ich hätte dir kein besseres Geschenke geben können, als die Freyheit armer, unglücklicher Menschen, ich will dir am Hochzeittage zeigen, wie sehr ich gern deiner würdig wäre, ich will, soviel es in meinen Kräften steht, die Ungerechtigkeiten wieder gut machen, durch die ich die Menschheit beleidigt habe, und mein Lohn soll seyn, daß Sarah mein ist.

Du bist edel, erwiederte Sarah, und die Gottheit wird dich lohnen, kann dein Weib zu deinem Glücke beytragen, so zähle auf sie,

wenn

wenn Liebe glücklich machen kann, so soll Omar nie unglücklich seyn, so lang Sarah ein Herz hat, so wird dieses Herz Omars seyn. Sanft, wie der wonnevolle Schlummer des ersten Menschen verflossen Omars Tage an der Seite seiner Gattinn. Sarah war auch ganz glücklich, nur kränkte sie oft das Schicksal ihrer Aeltern.

Einst sassen Omar und Sarah am Ufer des Meeres, und betrachteten die untergehende Sonne. Sanfte Schwermuth überfiel Sarah, sie sank an Omars Brust, und Thränen edler Gefühlen quollen aus ihren Augen, was ist dir, Sarah! sagte Omar, was fehlt dir, gieße deinen Kummer in mein Herz, ich hab mich mit dir gefreuet, ich will mit dir weinen. —

Sarah erhob ihr Aug, das so blau, wie das Firmament war, zum Himmel. Wie glücklich wäre ich, lieber Omar! erwiederte sie, wenn ich wüßte, wie es mit meinen lieben Aeltern stünde, vielleicht schmachten sie noch im Kerker, vielleicht sind sie getödtet, o Omar! wie martert mich dieser Gedanke!

Es soll dich nicht lange martern, sagte Omar, wir wollen uns mit unserm Vermögen aufs Schif setzen, und nach Lissabon segeln, ich will eine Küste mit Geld beladen, wills hingeben, um deinen Vater loß zu kaufen, er ist auch mein Vater, er soll mit uns leben, und mit uns genießen, was das Glück mir bescheerte. Sarah konnte nicht antworten, denn die Thränen, die über ihren schönen Busen herunter gleiteten, erstickten jedes Wort, das sie sagen wollte, Umarmungen drückten das Gefühl ihres Herzens aus.

Harrusch war der Zeit über, als de la Raps sich mit Sarah flüchtete im Gefängniß. Die Form des Prozesses zoh sich in die Länge, bis sich endlich Harruschs Unschuld entdeckte. Es ist nicht zu beschreiben, welche Grausamkeiten, welches Ungemach Harrusch und seine Familie im Kerker erdulden müßten. — Der Kerkermeister war ein Mann voll von Vorurtheilen, der sichs zum Verdienste rechnete, diese Menschen zweyfach elend zu machen, sie sind Juden, sagte er, ich wills ihnen fühlen lassen, wer sie sind. Gleich bey ihrem Verhaft warf er sie in den dunkelsten Kerker, kein Sonnenstrahl drang nie in seine Finsternisse hin-

ab. Kälte und Nässe herrschen dort, und machten diesen Ort einer Höhle gleich, die nicht für Menschen, sondern für giftige Thiere bestimmt ist. Harrusch war in seinem Unglück gelassen, sein Herz, das schuldlos war, hoffte auf Gott, und seine Tugend war seine Stütze. — Durch das harte Betragen des gefühllosen Kerkermeisters würde Harrusch das Ungemach nicht überlebt haben, wenn nicht des Kerkermeisters kleines Töchterchen das Schicksal dieser Unglücklichen erleichtert hätte. Täglich legte sie von ihren Speisen etwas zurücke, täglich sammelte sie von den Fremden etwas, und brachte es dem guten Harrusch. Da bey seinem Kerker saß sie oft stundenlang, und verschwätzte mit ihm durch das eiserne Gütter die ewigen Stunden der Gefangenschaft. Harrusch dachte oft an Sarah, erzählte ihr von ihr, und das Mädchen weinte mit ihm. — Das warme Theilnehmen dieses guten Herzensmädchen an Harruschs Schicksal war bald Ursache, daß Klärchen, denn so hieß sie, erkrankte. Wer war unglücklicher als die armen Juden, die ihre kleine Trösterin nicht mehr sahen. — Klärchen war krank, tödtlich krank, ihr empfindsames Herz war zu sehr durch Harruschs Unglück erschüttert, der Arzt verzwei-

felte

felte an ihrem Aufkommen. Der Kerkermeister, der zwar ein harter vorurtheilvoller, aber im Herzen doch nicht ganz böser Mann war, wär äußerst durch seines Mädchens Krankheit bewegt, denn er liebte Klärchen. Er näherte sich ihrem Bette; warum willst du denn sterben? sagte er, Kind! was hat dir denn dein Vater gethan, daß du ihn verlassen willst? Mädchen! sieh, ich liebe dich, gieb alles, was ich habe, wenn du mir bleibst. Klärchen erhob ihr Aug gegen ihren Vater, verzeiht mir! wenn ich euch beleidigt habe. — Ich kann nicht mehr leben. Der arme Harrusch, seine arme Freunde, sterben werden sie im Kerker, liebt ihr euer Klärchen noch, Vater! so erleichtert ihnen ihr Schicksal, dieses ist alles, um was ich euch bitte, denn will ich gern sterben. Ein frommer Geistlicher, der an Klärchens Bette saß, rief den Kerkermeister auf die Seite. Freund! sagte er, ihr habt unrecht gehandelt. Die Gefangenen, die euch der König anvertraut, hören nicht auf Menschen, und eure Nächsten zu seyn, es ist unverantwortlich, das Schicksal des Gefangenen zu erschweren, und einen Unglücklichen noch unglücklicher zu machen. So lang der Mensch unter dem Prozesse liegt, so weiß man noch nicht, ob er schul-

dig

dig oder unschuldig ist, kein Mensch hat daher das Recht ihn zu mißhandeln. Wer giebt ihm seine Gesundheit? wer seine verlohrnen Kräfte wieder zurücke? wer die Jahre, die ihm der Kummer abstahl? glaubt mir, ihr habt euch schwer wider Gott versündigt, und da er euch eure Tochter krank werden ließ, so wollte er euch nun euer Unrecht fühlen lassen. Der Kerkermeister wartete die Rede nicht aus, sogleich lief er selbst in Kerker, führte die gefangenen Juden in einen gemächlichern, reinigte sie, und wartete sie, wie es die Menschenpflicht ist Menschen zu behanden. Als Klärchen diese Nachricht selbst von ihrem Vater erhielt, so war es Balsam für ihr wundes Herz, sie erhollte sich, und täglich besserte sich ihre Gesundheit. Binnen der Zeit wurde Harrusch und seine ganze Familie als unschuldig erkannt. Allein sie waren arm, weil de la Raps ihr ganzes Vermögen entfremdet hat. Diese Umstände und Klärchens Bemühung, die sich selbst zu des Königs Füssen warf, erwarb eine kleine Pension für diese unglückliche Judenfamilie. Klärchen besuchte täglich ihren Harrusch, und wo sie etwas für ihn bekommen konnte, so brachte sie es ihm mit Freude. Wenn ihr Vater ihr eine Freude machen wollte, so bath er

die Juden zum Mittagmahl, die auch mit ihm ohne Vorurtheil zu Tisch assen, und mit ihm zu Gott bethten, der der Vater aller Menschen ist. Eines Tages sassen Harrusch und Klärchen am Hafen des Meeres, und sahen den Schifen zu, die landeten, da stieg Sarah und der Corsar ans Ufer. Sarah erkannte ihren Vater, schlang ihre Arme um seinen Hals, und genoß die seligsten der Menschenfreuden, sie erzählte alles. Der großmüthige Corsar machte durch seinen unermessenen Reichthum die ganze Familie wieder glücklich. Omar heurathete Klärchen aus, und gab ihr eine prächtige Haussteuer. Auf einem Landgut, das sie kauften, lebten, alle diese Familien: der Corsar, der Jud und der Christ. Sie liebten Gott, und thaten Gutes, Klärchen, die eine gute Heurath traf, nahm auch ihren Vater zu sich, und der Segen des Himmels strömmte wie Thau aus den Wolken über die Gutdenkenden. Sie lebten lange, lebten glücklich, waren das edelste Bild der Tolleranz, und beweisen, daß Gottes erstes Gesetz ist, uns als Brüder zu behandeln, weil wir alle Kinder eines Vaters sind, der im Himmel ist.

6.

Jsogin und Celia,

eine

Geschichte von einem unsrer schwarzen Brüdern aus Afrika, von einem Mohren.

Ich weiß es wirklich nicht, ob es denn schon so ganz ausgemacht ist, daß wir Europäer die gesitteten Völker sind: ich zweifle täglich mehr. Der Name Barbaren, mit dem wir so gerne andere Völker benennen, klingt mir so wunderlich, daß mir manchmal sehr schwindelt, wir könnten uns geirrt haben. Verdienten wir vielleicht den Namen Barbaren nicht eher als mancher Wilde, der doch wenigstens, wenn er auch keine andere Gesetze hat, den Gesetzen der Natur treu bleibet?

Wenn ich an mich selbst zurück denke, was der Staat, was Erziehung aus mir gemacht haben, so finde ich oft ein sehr wunderliches Ding, ein Geschöpf, das man von Jugend auf durch tausenderley Bemühungen

von der Natur entfernte, das man mit manchen Kenntnissen anpfropfte, die ihm nichts nützen, und das man mit Systemen bekannt machte, die in der Natur nicht existiren, und dem man manche Meinungen aufdrang, die bey Untersuchung grosse Lügen waren.

Nachdem man uns durch tausend seltsame Meinungen von Kindesbeinen an das natürliche Gefühl unsers Herzens verdorben hat, so können wir in Mannsjahren uns wieder bemühen, das zu vergessen, was wir besser niemals gelernt hätten.

Es wäre so edel unter gesitteten Menschen zu leben, wenn das, was Sitten heißt, bey vielen einen Werth hätte, aber so hat Falschheit und Politik die gesellschaftlichen Tugenden verdrängt, und Barbarey und feinere Wildheit unter Menschen gepflanzt, die in ihr Verderben rennen. Das Recht des Stärkern herrscht unter den Barbaren; das Recht des Witzigern, des Listigern unter den Gesitteten. —

Dort war des Menschen Bildung verstaltet, als er verfolgte; Zorn war im Munde, Zorn in der Hand, die sich waffnete. Itzt

ist Verstellung in der Miene, man lächelt, und tödtet, weint und mordet, bemitleidet und raubt. Geschändete Natur! setze doch die Menschheit wieder in ihre Rechte ein! hast du dem Menschenauge Thränen gegeben um zu betrügen? gabst du holdes Lächeln dem Munde um sicherer zu schaden? eine schmeichelnde Miene um zu tödten, und ein sanftes Aug um zu morden? —

O bahne die schrecklichsten der Lügen aus der Menschengestalt! laß ungeheuchelte Natur auf unsern Stirnen herrschen, und erniedrige uns nicht durch unsere Verfeinerung unter den rohen Naturmenschen, der manchmal so ganz edle Natur, so ganz Unschuld wie Jsogin ist.

In einer wilden Gegend von Afrika war Jsogin gebohren, ein junger Mohr, dem die Natur Gefühle und ein edles Herz gab. Jsogins Daseyn war die Ursache des Todes seiner Mutter, denn der Balmä kostete dieß Geschenke der Liebe, das sie ihrem Freunde Jacquer gab, das Leben. —

Jacquer war Jsogins Vater, ein Mann, den seine Brüder sehr schätzten, denn er war

 tapfer,

tapfer. Es war keiner in der Gegend, der es ihm im Laufen bevorthat, und keiner warf den Pfeil so sicher als Jacquer: zudem besaß er auch ein edles Herz. Wo er einen seltnen Stein, oder eine schöne Muschel am Ufer des Meers fand, so brachte er selbe entweders seinen Freunden um ihnen Freude zu machen, oder er legte sie als ein Opfer auf dem Altar seiner Gottheit, die er anbethete.

Jacquer liebte Balma, ein Mohrenmädchen, das seiner würdig war. Gegen ein Jahr lang kosteten sie die unschuldigen Freuden der Natur. In stiller Eintracht wandelten sie oft Hand in Hand unter dem Schatten der hohen Palmenbäumen, oder sassen an einer Staude von Ysop, und wähnten das sanfteste Gefühl der Natur, Freundschaft und Liebe. —

Balma war das schönste der Mohrenmädchen in der Gegend. Weich wie Atlas waren ihre Wangen, und Adlerschwärze war ihre Farbe, das Weisse ihres Auges war der Schneeflocke ähnlich, die an der schwärzesten Beere der Prombeerstaude hieng, Korallen waren ihre Lippen, und eine Perlenreihe ihre Zähne.

Jacquer war nicht minder schön, sein Wuchs war wie ein junger Papelbaum, seine Augen blitzten wie ein Meteor in der Nacht, und seine Lippen glichen den letzten Purpurstralen des Abendroths, wenn die schwärzeste Nacht im Neulicht ans Firmament steigt. Das zärtlichste einer schwarzen Lämmerheerde schien ihre Wolle Jacquers Haupt geliehen zu haben, wo sein Haar in tausend kleine Locken sich drehte.

Jacquers Blick war sanft, und sein Aug sprach unendlich viel, wenn es sich auf Balma richtete.

Jeder von Jacquers schwarzen Brüdern freute sich an seinem Glücke, denn in diesen Gegenden ist es noch nicht Mode, daß einer um des andern Mädchen oder Weib buhlt. Keine giftigen Dünste von unverdauten Speisen vergiften hier die reinere Säften, und weder Gewürze noch Weine peitschen hier das Geblüt durch die Adern. Ruhig wie ein ländlicher Bach ist hier der Umlauf der Säfte, und macht das Herz zu wahren Freuden empfänglich. Ich liebe dich, und du liebst mich: ist da die ganze Sprache der Liebe. Das Herz fühlt's, das Aug spricht's, der

Mund erzählt's ohne Lüge, ohne Täuschung. — Balma war glücklich an Jacquers Seite, oft wandelten sie des Nachts unter dunkeln Cypreßen, und ihr Blick wandte sich zum Himmel, und betrachtete das Sternenheer, das über ihnen glänzte. —

O Balma! sagte Jacquer, wie doch der Herr groß seyn muß, der dieses alles erschaffen hat. Fühlst du nicht, Mädchen! was ich fühle, so etwas, das mein Herz gegen ihn hinzieht? Sieh Balma! ihm haben wir die Freuden der Natur zu danken, ihm hab ich deine Liebe zu danken, er hat dich so treflich gebildet, er gab dir das Herz, das mich liebt. Ja Jacquer! erwiederte Balma, ich fühle alles, was du fühlst. Komm, lieber Jacquer! wir wollen unsere Hände zum Himmel strecken, und ihm danken, daß er so ein guter Vater ist. Jacquer und Balma sammelten sich verschiedene Muscheln und Schnecken, und baueten aus selben unter Cypressenbäumen einen Altar, unter dem sie täglich am Morgen der Gottheit opferteten. Wohlriechende Stauden zündeten sie an, und Blumen streueten sie umher, und beteten zum Himmel ein Gebeth, das ihnen ihr Herz sagte. —

Laß

Laß mir, sagte Jacquer einst, laß mir ein Thier erhaschen, Balma! ich wills hieher bringen, und wir wollen es den Göttern schlachten. Nein erwiederte Balma, lieber Jacquer! vergossenes Blut kann den Göttern nicht angenehm seyn. Sie, die die Geschöpfe zur Freude schuffen, können nicht Freude an ihrer Zerstörung haben, dieses sind die Begriffe, sagte Balma, die ich mir von der Gottheit mache. Laß uns jedem lebenden Geschöpfe Gutes thun, dieses soll der Gottheit beweisen, daß wir gerne unsers Daseyns würdig wären. —

Eine Thräne stunde in Jacquers Auge, und eine Umarmung lohnte Balma edles Herz.

Eines Tages wandelten sie, entfernt von ihren Hainen, in einer öden Gegend unter Klippen und Gebüschen, und betrachteten die Reize der wilden Natur. Ein wimmerndes Gewinsel eines leidenden Geschöpfes machte sie aufmerksam, sie näherten sich, und eine verwundete weisse Bärin rang mit Schmerzen und Tod. An der Brust des sterbenden Thiers lag ein säugendes Junges. Jacquer eilte hinzu, zog den tödtenden Pfeil aus der Bärin

Wunde

Wunde, und wollte sie heilen, aber vergebens war seine Mühe, das sterbende Thier lohnte den gutthätigen Jacquer mit einem dankbaren Blicke. Es sah sein Junges noch an, denn sah es wieder auf Jacquer, als wollte es ihm sagen, nimm dich des armen Geschöpfes an, das ich hinterlasse, weil du mich, guter Mensch! nicht mehr retten kannst. Die Bärin war todt, und Balma und Jacquer nahmen das junge Thier zu sich, und erzogen es mit Sorgfalt. —

Das anwachsende Thier vergaß auch ganz seine Wildheit, ward gesellschaftlich und gut, und war Jacquers und Balma's Freude. — Tausend artige Krümmungen und Sprünge ergötzten manchen Abend die Liebende, und es mangelte ihnen immer etwas, wenn ihre junge Bärin nicht bey ihnen war. —

Als Balma sich schwanger fühlte, bemerkte sie auch, daß ihre Bärin trächtig wäre. Das gute Thier verließ zwar manche Stunde lang ihre Gutthäter, gieng in Wald, aber kehrte jeden Abend wieder zu ihren Freunden zurück. —

Es war Zeit zu Balma's Entbindung, und wie schlug Jacquers Herz, die Stunde nahete sich, als Jsogin gebohren ward, und Balma starb. —

Wer war untröstlicher als Jacquer? ein Blick auf sein Kind, ein Blick auf seine sterbende Gattin zerrissen sein Herz, und marterten seine Seele. —

Warum hat mir dich die Gottheit entzogen? rief er auf, in dem Augenblick, wo du mir doppelt lieb wurdest. Balma! du giebst mir ein Kind, o Natur! und entreissest mir des Kindes Mutter. Warum ist denn der Tod in der Natur? warum die Trennung? mußte ich lieben um zu fühlen, was verliehren heißt? —

Ah! wie sanft war die Freude, die ich an Balma's Seite genoß! sie zu sehen, ihr zu sagen, daß ich sie liebte, war das herrlichste Glück meiner Tage, was will ich nun thun ohne ihr? einsam werde ich herumwandeln, wie der Elephant in Wäldern, seufzen, und vergebens seufzen, weil nichts im Stande ist, mir meine Balma wieder zu geben. —

Arme

Arme Balma! so rief Jacquer, und warf sich auf den todten Körper hin, und weinte heisse Thränen der Liebe. Erwache doch, sagte er, erwache! nur noch eiuen Blick auf Jacquer, ehe sich deine Augen auf ewig schließen, noch einmal schlinge deinen Arm um meinen Nacken, noch einmal schlage dein Herz an dem meinigen, , noch einmal laß dir es sagen, daß ich ganz dein bin. Sieh doch! kannst du mich verlassen, in dem Augenblicke, in dem du mir ein Pfand deiner Liebe giebst, wenn du nicht mehr für mich leben willst, so lebe für das Geschöpfe, das du der Welt gabst. —

O Natur, Natur! warum gabst du mir ein Herz fähig zur Liebe, die du so grausam die Herzen behandelst, die sich lieben. Vergebens waren Jacquers Seufzer, Balma erwachte nicht mehr. Als er sah, daß alles vergebens war, so warf er einen Blick auf sein Kind. Du bist noch allein; alles was mir übrig bleibt, sagte er, du unglücklicher Isogin! (so will ich dich nennen) dein Bild wird mich immer an deine arme Mutter erinnern, ich werde dich ansehen, trauriger Ueberrest meiner Liebe! werde über dich weinen, aber dich doch lieben. Denn sah Jacquer

starr

starr um sich. Auch du wirst sterben, rief er mit heiserer Stimme, du wirst sterben, du hast ja keine Mutter mehr, die dich nährt. Was soll ich anfangen! er nahm das Kind auf seine Arme, und benetzte es mit Thränen. Da Jacquer so weinte, so kam die weisse Bärin herbey, leckte seine Thränen aus seinem Auge, schmeichelte ihm mit ihrer Pfotte, und sah immer hinter sich, als wollte sie ihm etwas sagen. Jacquer warf einen Blick zurück, und sah, daß seine Bärin 2 Junge zur Welt brachte. Gutes Thier, rief Jacquer, sey du die Amme meines Isogin, nähre ihn mit deiner Milch, und rette ihm das Leben, wie ich das deinige rettete. Jacquer legte das Kind zu der Bärin, und sie säugte es, und leckte es, und sah oft mit unverwandtem Blicke unsern Jacquer an, als wollte sie sagen: ich kann dir deine Gutthaten nicht besser vergelten. —

Seit dem Tod der guten Balma war Jacquer untröstlich, langsam verschwand sein Leben, wie der Schatten des Wanderers bey der untergehenden Sonne. Jacquer starb als Isogin noch kaum zehn Wochen alt war.

Nach

Nach Jacquers Tod nahm die gute Bärin ihre Jungen, und ihren Säugling, den Isogin, und trug sie fern von Menschen in eine Wildniß. Es war, als hätte sie sagen wollen, ich habe die Pflichten der Dankbarkeit erfüllt, nun behaupte ich wieder die Rechte meiner Freyheit. Jacquer erzog mich, und ich will Isogin erziehen. Vergebens bemühten sich Jacquers Freunde die Bärin auszukundschaften; alle Mühe war vergebens. — Balma und Jacquer wurden in eine Grube gelegt, und die Wilden pflanzten Cypressen und Papeln um ihre Grabstätte.

In der Gegend, in die sich die Bärin mit Isogin flüchtete, hatte vor einigen Jahren ein Kaufmann Schifbruch gelitten. Der Unglückliche wurde von den Wellen verschlungen, nur sein Weib, die hoch schwanger war, rettete sich aus den Fluthen, und kam in diesen unwohnten Ort, wo sie nach drey Tagen das liebenswürdigste Kind zur Welt gebahr. Es war ein Mädchen, und dieses Mädchen nannte die Mutter Celia. Drey volle Jahre verlebte hier die arme Kaufmannsfrau, abgesöndert von aller menschlichen Gesellschaft mit ihrem Kinde, als sie im Anfange

fange des vierten Jahres die weisse Bärin zu Gesellschafterin bekam. Schicksal, Hang und Bedürfnisse fesselten diese Wesen an einander, und die weisse Bärin, Celia, ihre Mutter, Isogin, und die 2 junge Bärinen machten bald eine kleine Familie aus. Ganz erstaunt sah Celiens Mutter, wie die Bärin den jungen Isogin pflegte, und da gleiches unglückliches Schicksal den Unglücklichen an Unglückliche kettet, so war Celiens Mutter dem jungen Isogin ganz hold, Celia und Isogin erwuchsen. Celia war ohngefähr 15 Jahr alt, als ihre Mutter starb. —

Schrecklich war der Verlurst für Isogin und Celia, die nicht wußten, was sterben ist. Warum schläft denn die Mutter so lange? sagte Celia. —

Isogin. Ich weiß es nicht Celia. —

Celia. Glaub mir Isogin, so lang schlief die Mutter noch nie, sie wird ja doch wieder aufwachen?

Isogin. Aufwachen! das hoffe ich; was würde aus uns werden, Celia! wenn die

Mutter nicht mehr aufwachte? aber glaubst du wohl, Mädchen, daß man so immer fortschlafen könne.

Celia. Ich würde es nicht glauben, Isogin! aber ich hatte einen kleinen Vogel, den ich liebte, unendlich liebte, und da schlief er auch ein, und erwachte nicht mehr. —

Isogin. O Celia! wenn nun die Mutter nicht mehr erwachte, und du auch einst einschliefest, was würde aus Isogin werden? Geh Mädchen! wir wollen uns dort hinlegen, laß sehen, ob wir nicht auch einschlafen können, wenn du nicht mehr erwachst, so will ich auch nicht mehr erwachen. —

Celia. Aber Isogin! wenn wir alle einschliefen, was würde die gute Bärin machen, die dich erzog?

Isogin. O! die darf nicht allein bleiben, die muß auch mit uns schlafen, und wenn wir denn alle wieder erwachen, erwachen werden wir ja doch müssen, so wollen wir uns wieder des Lebens freuen.

Celia.

Celia. Ja das wollen wir thun! die Mutter sagte mir oft, daß alle Menschen und Thiere auf lange Zeit einschlafen müssen, und daß sie nicht mehr hier erwachen, sondern in einem ganz andern Ort, wo es so schön ist, so schön als ich's dir nicht sagen kann. —

Jsogin. O so freue ich mich ja recht zur Ruhe! wir sehen uns ja alle wieder.

Celia. Das wird wohl seyn, ohne dir, Jsogin! möchte ich nirgens seyn.

Jsogin. Und ich nirgens ohne Celia.

Hier küßten sich Celia und Jsogin, und weinten, sahen die Mutter an, küßten sich, und weinten wieder. Ich weiß nicht, sagte Jsogin, was ich fühle, Celia! mir ist so wohl, wenn ich meinen Arm um deine Schultern lege, wenn ich mein Haupt an deinen Busen senke, so wohl ist's mir, daß ich immer so seyn möchte. Wenn ich weine, weinst du mit, wenn nur ich ganz du, und du ganz ich wärest, daß uns nichts trennen könnte. O Celia! warum sind wir denn zwey? zwey kann man trennen! wenn wir doch eines wären:

Siehst

Siehst du, wenn die Mutter mit uns eins wäre, so schliefen wir nun auch mit ihr. —

Ah Jsogin! erwiederte Celia, und feurig hieng sie an seinen Lippen, und Kraft der Seele zur Einswerdung wirkte thätig in ihrem Herzen. Sie umarmten sich, und fühlten zum erstenmale, daß Uma nen Bestreben des im Körper gefesselten Geistes zur Einswerdung ist, so sahen sie ihren Körper als den Kerker ihrer Seelen an, und der heftige Trieb zur höheren Freyheit gab ihnen den Vorgeschmack von Fortdauer und Unsterblichkeit. — Weil nun die Mutter immer schläft, sagten sie, so wollen wir ihr eine Ruhestätte bauen. Sie sammelten Gesträuche und Moos, wanden Gränze mit Blumen, und warfen wohlrüchende Kräuter auf den Leichnam.

Die Fortsetzung folgt.

7.

(Fortsetzung.)

Isogin und Celia.

Ganz Unschuld, ganz Natur war Celia — ganz Einfalt Isogin. Wie die ersten Menschen keimten sie auf und waren glücklich. Zufrieden mit dem, was sie aus der Hand der Natur genossen, kannten sie keine marternden Bedürfnisse. Die schmackhaften Früchten des Baümes waren ihre Nahrung — ihr Trank die reine, unverfälschte Quelle.

Am Abend sassen sie oft an dem Ufer, und übersahen die unermessene Fläche des Meeres, und wähnten und dachten, daß auch dort Menschen wie sie seyn könnten.

Die aufgehende Sonne flößte ihnen Begriffe der Maiestät der Gottheit ein, und ihr erwärmender Hauch, der die Blumen hervorrief, verkündigte ihnen, daß es ein allerhaltendes Wesen geben müsse.

Laß uns, sagte Celia einst, laß uns Isogin! die schönsten der Blumen pflücken für den, der die Ursache von allen diesen schönen Dingen seyn muß. Ja, Celia! das wollen wir, erwiederte Isogin, und weil du die Blumen pflückest, so will ich Meermuscheln hollen, und glänzende Steine lesen, sie mit Reisern durchmengen, und da am Ufer eine Stätte bauen, auf der wir täglich Blumen und Früchten dem Wesen bringen wollen, das diese schöne Gegend gemacht hat.

Er sagte es, und schon stund der Altar. Celia brachte Blumen und Früchte, legte sie hin, sah ihren Isogin an, und umarmte ihn. Ihr zum Himmel gewandter Blick, ihr edles Herz, das heftiger schlug, die stillen Ahndungen, die sie empfand, waren ihr erstes Gebet, das sie zum Himmel schickte.

Was denkst du? liebe Celia! fieng Isogin an.

Celia. Ich bitte den, der uns das Leben gab, daß er dich erhalten möchte.

Isogin. Auch ich, Celia! habe ihn um deine Erhaltung gebeten. Was glaubst du wohl, Celia! daß dieses Wesen seyn muß?

Celia. Das kann ich dir nicht sagen, Isogin! aber gut — ohne Grenzen gut muß es seyn.

Isogin. Wer sagte dir das?

Celia. Mein Herz — mein Gefühl.

Isogin. Sieh, Celia! das ist die schönste der Blumen, die ich pflückte. Sie war für Celia bestimmt — nun will ichs ihm geben, dem Wesen, das wir lieben.

Isogin legte die Blume auf den Altar, und die Gottheit sah mit gütigem Blicke vom Himmel herab, und Engel trugen dieses Opfer der Unschuld zum Thron des Allmächtigen.

Das Herz des Menschen ist der wahre Tempel der Gottheit; in diesem hat der Ewige sein Wohlgefallen. Was sind Rauchwerke, was Opfer dem Allmächtigen, wenn das Herz des Menschen daran keinen Antheil hat? — Der

stolze König streut vergebens Weihrauch ins goldne Gefässe; Winde zerstreuen den Rauch, wie sein Gebet, das nicht bis zur Gottheit emporsteigt. Diese beschäftigt sich nur mit Einfalt und Unschuld, verachtet Hekatomben von Opfern, und sieht gnädig die Blume an, die ein redliches Herz auf den Altar legte.

Zwanzigmal erneuerte der Mond sein Licht über der Erde seit Celia's Daseyn, und achtzehn Frühlinge schmückten die herrliche Gegend seit der Zeit, als Jsogin lebte. Der Wink der Natur zur Freundschaft und Liebe führte auch dieses unschuldige Menschenpaar zu den heiligsten der Gefühlen. Sie liebten sich, und waren glücklich.

Unschuldige Liebe! du bist ein Geschenke der Gotheit; dein alles belender Geist heiliget jedes Geschöpfe dem Vergnügen. Gottes Wonne ist dein Gepräge. Verkannt von Menschen findet man dich selten mehr in Städten; nur auf einsamen Jnseln oder in niedrigen Hütten erneuert man noch deine Feste. Jn schattichten Hainen unter Blumen wird dein Andenken gefeyert, da man deinen Tempel in Pallästen entheiliget, wo die Wollust dei-

ne

ne Stätte besitzt, und Weihrauch annimmt, der einst, Göttliche! auf deinem Altar dämpfte.

O ihr Menschen! warum verkennet ihr so das herrlichste der Gefühle der reinen Liebe! — Sie strömt aus von dem, der uns schuf, und strömt wieder zu ihm zurück — zu ihm, der die Liebe ist. Alles ist herrlich mit ihr; alles elend ohne sie. Sie ist die Kette, die das niedrigste Erdengeschöpf stufenweis bis an Menschen kettet — den Menschen an Engel, den Engel an Gott; — eine Kette, in der jedes Glied zum Ganzen gehöret; die zur Einswerdung hinzieht; — in der ich du, und du ich wird — und ich und du, ein Mittelpunkt der reinsten Liebe, in der Gottheit sich unzertrennlich vereint.

Jsogin und Celia genossen sie, die Freuden dieser Liebe; allein ihre Glückseligkeit störte ein unglücklicher Tag auf ewig, an dem ein Schif an das Ufer landete, wo sie wohnten.

Ein spanischer Kaufmann kam in diese Gegend. Sein Schif lag schon drey ganzer Tage lang vor Anker, als einige seiner Leute die

drit-

ten Tag ans Gestade schiften, und den Ort besehen wollten, der so mahlerisch schön vor ihnen dalag.

Isogin und Celia sassen am Ufer, und betrachteten schon lange dies wunderliche Gebäude, das so prächtig in der See schwankte, als sich ein Kahn ihrem Gestade nahete, und sechs Spanier ans Land tratten.

Beym ersten Anblick dieser Menschen warfen sich Celia und Isogin zu Boden, und glaubten erst, daß es die Gottheit selbst wäre, die vom Himmel herabstieg. Nach einer Weile erhollten sie sich von ihrer Verwunderung, und wurden vertrauter, als ihnen die Fremden freundlich begegneten.

Die Spanier waren nicht minder erstaunt eine so schöne Gestalt, wie Celia zu finden, und verwunderten sich über die Ungezwungenheit des Mohren, der in seiner Art nicht minder schön war. Schon berechneten sie den Gewin, den sie aus diesen beyden Menschen ziehen könnten, und vergassen die schöne weisse Bärin im geringsten nicht in ihrem Calcul.

Ihr seyd nun unser, sagte einer von den Spaniern, und legte ihnen Fesseln an, und Celia und Isogin reichten willig ihre Hände dar, und glaubten, daß diese Fesseln ein Geschenke wären.

Bald sprachen sie auch mit den Spaniern, denn Celia's Mutter war eine Spanierin, und wenn ihre Mundart gleich an Celia höchst unvollkommen übergieng, so sprach Celia doch so, daß man sie verstehen konnte.

Ihr werdet uns doch nichts Böses thun? sagte Celia; ihr sehet ja so gut aus, und wir haben euch ja auch nichts zu Leide gethan. Sorgt euch nicht, sagte einer von den Spaniern, und schleppte Isogin vom Gestade, der immer sorgfältig um Celia umsah.

Sie waren im Schife, und Isogin und Celia und die weisse Bärin segelten schon weit in der See, entfernt auf ewig von dem Wohnorte ihrer Glückseligkeit.

Isogin kehrte noch traurig sein Auge nach der verlassenen Gegend, und eine Thräne

fiel

fiel auf Celia's Hand, die er immer an sein Herz drückte.

Was fehlt dir? Jsogin! sagte Celia; du weinst —

Jsogin. Ich weiß nicht, Celia! warum mir so schwer um's Herz ist? — Mir war noch niemals so; mir ahndet so was, das ich dir nicht sagen kann.

Celia. Glaubst du, Jsogin! daß uns was Böses begegnen könnte?

Jsogin. Ich fürchte, Celia! Sieh, Liebe meiner Seele! sieh die Menschen, die da am Ruder ziehen; sie sind Menschen, wie sie, und werden ganz anders behandelt. Ich fürchte — ich fürchte Celia! — — und diese Ketten — —

Celia. Sind kein Geschenke der Liebe, Jsogin! Schon fühle ich ihre Last; aber gern will ich sie tragen, wenn nur du bey mir bleibst, Jsogin! du mußt dich von mir nicht trennen lassen.

Jsogin. Trennen! — Nein! bey der Gottheit nicht, die wir ehrten, trennen sollen sie mich von Celia nicht.

Hier schwieg Jsogin und tiefer Kummer bemächtigte sich das erstemal seines Herzens; er lehnte sein Haupt auf Celiens Schultern, und die Liebenden sprachen wenig mehr, so lang sie auf ihrer Seereise waren; nur sahen sie sich sehr oft an, und weinten

Die Spanier kümmerten sich nicht viel um dieses leidende Paar, und schiften glücklich mit ihrer Beute in den sicheren Haven. Als sie dort ans Land traten, so waren eine Menge von Menschen am Gestade, die die Neugierde reitzte, das anlandende Schif zu sehen. Jsogin, Celia und die weisse Bärin wurden aus dem Schife geführt, und Tausende der Menschen umzingelten diese Seltenheiten.

Don Serpino war einer der reichesten in der Gegend. Er hatte eine Thier-Menagerie, dergleichen selten eine in Europa war.

Sein

Sein Blick fiel sogleich auf die weisse Bärin, und er both eine ansehnliche Summe für sie. Der Kauf wurde richtig, und man gab ihm die Bärin. Don Spintos ein Reicher von Adel wollte Celia kaufen, und handelte sie um tausend Piaster ein. Isogin stund da, wie eine Bildsäule aus schwarzen Marmor. Er wußte noch nicht, was er aus alle dem machen sollte, bis man endlich Celia und die weisse Bärin fortführen wollte: da erwachte das Naturgefühl in seinem Herzen; er zerriß seine Ketten, und mit funkelnden Augen stürzte er Serpino und Spintos zu Boden, bemächtigte sich seiner Celia und seiner Bärin wieder, und fieng so zu ihnen an:

Barbaren! welche Rechte habt ihr auf Celia? — Welche Rechte auf dies arme Thier, das mich erzog und ernährte? — — Stehen gleich tausende von euch umher, die mich tödten und morden können, so scheue ich doch euren Mord und euren Tod nicht, denn nichts soll mich von Celia trennen können, und von diesem armen Thiere, das Mutterstelle an mir vertrat. — Wagt's! ich biete euch Trotz — wagt's, mir diese Geschenke der Natur zu entreissen,

reissen, und ihr sollt fühlen, was beleidigte Liebe, was beleidigte Menschheit in dem Herzen desjenigen vermag, der keine andern Gesetze, als die der Natur kennt.

Ungeheuer! ist das der Lohn unsrer Gastfreundschaft? — Wie Götter haben wir euch empfangen; die schönsten der Blumen pflückte euch meine Celia; die schmackhaftesten Früchte reichte euch Isogin zur Labung dar, und ihr mißhandelt uns wie Feinde an euren Ufern. — Mit Tygern muß sich der Naturmensch vermischt haben, als er nach Europa kam, und Wölfe müssen eure Mütter geschändet haben, weil sie solche Kinder wie ihr seyd, der Welt gaben. Welche Rechte habt ihr auf Celia? Welche Rechte auf meine gute Bärin? — Hat die Stimme der Natur und des Herzens bey euch noch einen Werth, so höret mich — höret meine Rechte, die sie mir gab, und habt ihr heiligere als ich, so will ich euch Celia und meine Bärin abtretten.

Erstaunt stund das Volk um den zörnenden Mohren, und voll von Erwartung hörte man ihm zu.

Celia ist meine Geliebte, fuhr er fort. Unglück und Schicksal ketteten unsere Herzen an einander. Die Gottheit billigte unsere Liebe, denn sie lohnte unsere Tage mit stillem Vergnügen. Kein Kummer runzelte unsere Stirne; keine Sorge kränkte unser Herz, ehe ihr Barbaren ans Ufer tratet, wo wir glücklich waren — glücklich noch seyn würden. Diese weisse Bärin vertrat Mutterstelle an mir, und wenn euch der Name Dankbarkeit unbekannt ist, so lernet von mir, was sie sey. Ich werde die Kindespflichten gegen dies Thier beobachten, das mir Mutter war, so lang ich lebe. Es soll nie von meiner Seite kommen; ich nie von der seinen. Tödten werdet ihr uns können, aber trennen — — das soll euch unmöglich seyn.

Das Gefühl, das in meinem Herzen ist; die Kühnheit, die ich fühle und die Stärke, der ich mir beym geringsten Gedanken bewußt bin, sagt mir, daß dieses heilige Gesetze der Natur sind; — daß ich Celia ewig lieben muß, und ewig lieben werde, und daß meine weisse Bärin immer die gegen mich seyn wird, der ich mein Leben schuldig bin.

Habt ihr heiligere Ansprüche, stärkere Rechte, so trettet auf! —

Um euertwillen soll ich Natur und Liebe vergessen! — um euertwillen, die ihr euch, wie schändliche Räuber in eine Insel gewagt habt, die noch nie ein Bösewicht entheiligte, ehe ihr das heilige Ufer schändetet! — Euren Eigennutz zu befriedigen, soll ich meine Bärin verkaufen lassen, und meine Celia hingeben! — — Die Bärin ist mein, und Celia ist mein; die Natur gab sie mir; meine Ansprüche gründen sich auf sie; die eurigen kennt die Natur nicht, denn euer Recht nennt sich Gewalt.

Alles, was ich um mich her sehe, verkündigt mir, daß ihr längst treulos an der Gottheit und an der Natur waret. Eure Speisen, eure Kleidungen, eure Schwerter — alles verkündigt eure Verrätherey. Die Natur erkennt euch nicht mehr als ihre Kinder, denn ihr habt eure Mütter vergessen; ihr seyd Muttermörder an ihr geworden, und habt sie verstümpelt, daß sie nicht mehr zu kennen ist. Führt uns in unsre Insel wieder zurück, denn die Natur gab euch kein

Recht, uns unglücklich zu machen. Führt uns zurück; wo nicht, so stürzet uns in die See, und die stürmischen Fluthen werden wohlthätiger als ihr seyn, und werden uns entweder dem Ort wieder geben, wo wir herkamen, oder auf ewig unsere Augen schließen, ohne uns zu trennen.

So sprach Isogin, und drückte Celia und seine Bärin ans Herz, und sah feurig um sich her, wie ein Löwe, der an der Seite seiner Löwin und seiner Jungen steht.

Man erstaunte an der Kühnheit des Mohren; allein die Stimme des Eigennutzes übertäubte die Stimme der Vernunft, und die Gesetze der Gewalt die Gesetze der Natur. Man bemächtigte sich des Mohren, und entriß ihm Celia; allein Isogin vertheidigte sich, raubte dem nächsten, der bey ihm stund, das Schwert, tödtete den Räuber, und wüthete umher, wie ein Rasender, bis er endlich ermüdet und von Wunden überhäuft an der Seite seiner Bärin, die ebenfalls im Gemenge tödtlich verwundet wurde, zu Boden sank.

Blut strömte aus seinen Wunden; Celia lag ohnmächtig in der Ferne, Spintos ihr Käufer war getödtet, und niemand nahm sich ihrer mehr an, als Don Carlos, ein edler Mann, der Gefühl und Herz besaß. Er ließ die Unglückliche auf seinen Pallast bringen, und gebot ihr mit aller Ehrfurcht zu begegnen.

Die Kühnheit des Mohren machte eine ganze Gährung unter dem Volke. Einige vertheitigten Jsogin; andere den Kaufmann, und das gab Ursache, daß die gegentheiligen Anhänger der Meinungen zum Streit kamen. Sie wurden handgemein, und gegen fünfzig Menschen blieben todt auf dem Ufer. Der arme Jsogin wurde als das Haupt dieser Aufruhr angesehen; er wurde in Fesseln gelegt, und in Kerker geschleppt.

Mittlerweile, als Jsogin im Gefängnisse schmachtete, war Celia in Don Carlos Pallast. Dieser edle Spanier hatte ein wohlthätiges Herz, und einen Geist, der von allen Vorurtheilen frey war. Alle Mittel wurden angewendet zu Celiens Erhollung. Gleich

wie

wie eine Lilie lag sie da, und ungeheuchelte Unschuld thronte an ihrer Stirne. Sie öfnete ihr Auge, sah umher, und ihre Wange röthete allgemach, wie die Narcisse beym Wiederschein der Morgenröthe.

Die Fortsetzung folgt.

8.

(Beschluß.)

Isogin und Celia.

Wo ist Isogin, sprach sie, mein Geliebter? —

Härme dich nicht, gutes Mädchen! sagte Don Carlos; es wird für ihn, wie für dich gesorgt werden. Denke nur auf deine Erhollung — dein Glück laß mich besorgen.

Celia. Wer bist du, der du so gutthätig bist? Bey dir möcht' ich wohl wohnen. Komm, rufe Isogin, wir wollen beysammen bleiben.

Don Carlos. Das wollen wir auch, gutes Mädchen — — O wie ganz Unschuld, wie ganz Liebe ist sie! — —

Hier machte Don Carlos eine ernste Ueberlegung. Die Natur, sagte er, bildet doch die Menschen edler als alle Erziehung: das

will aber auch heißen, unverdorbene Natur. In Staaten kennen wir dieses Wort selten mehr. Verdorben sind unsere Säfte, und Laster erben sich schon im Geblüt, und pflanzen sich vom Vater zum Sohn bis zum späten Enkel. Tugend ist in der simplen Natur; Laster entstehn erst durch Kunst. O wie elend ist unser Zustand, wenn wir ihn gegen Einfalt und Unschuld halten! — —

So träumte Don Carlos, und Celiens schlummernde Schönheit hatte die mächtigsten Reize für sein Herz, das ganz für sie schlug. —

Was wollte ich thun, sagte er zu sich selbst, wenn Celia mein wäre? — Glücklich müßte man an ihrer Seite gewiß seyn, doch fern sey von mir der Gedanke! Sie liebt Isogin; — mein Geschäft sey nur sie glücklich zu machen und ihren Geliebten zu retten.

Dann stund er wieder eine Weile vor Celien, und sein Auge weidete sich an ihren Wangen, und konnte sich nicht satt sehen.

Celia erwachte wieder, und ihr schönes Auge öffnete sich wie der blaue Azur des Firmaments, den eine weiße Wolke verdeckte. Ihre Lippen waren wie zwoo Korallen, die der Schaum des Meeres im Sturm verhüllte; lächelnd enthüllten sich ihre Zähne wie Perlen, die neidisch noch halb von der Schaale bedeckt sind. Ihr Blick wandte sich zum Himmel, und ihre weiße Hand streckte sich nach ihren Gutthäter aus. Sie sah ihn an, und eine Thräne fiel wie der Thau am Morgen auf Carlos Hand, die Celia an ihren Busen drückte. Heftig schlug ihr Herz, und ihre ganze Sprache war — Isogin! —

Binnen der Zeit, als Celia bey Carlos war, schmachtete Isogin im Kerker. Traurig staunte sein Auge die Mauern an, die ihn einschlossen. Er betrachtete die Bande, die ihn fesselten, und wußte nicht, was er aus alle dem machen sollte, was er sah, was ihm begegnete. Der erste Gedanke, der in seiner Seele aufstieg, war Zweifel, ob die Geschöpfe, die ihn so behandelten, auch Menschen wären.

Ihre Bildung, sagte er, ist zwar Celien sehr ähnlich; sie sind weiß, wie sie ist — aber ihr Herz — — nein! das ist Celiens Herz nicht. Weil er so dachte, wurde er vom Kerkermeister zum Verhör gerufen. Ein dicker phlegmatischer Richter wartete seiner; ein Mann, der schon hunderten das Todesurtheil sprach, ohne daß je eine Thräne in sein Aug stieg. Mit Freymüthigkeit näherte sich Isogin seinem Richter, der gar keine Begriffe hatte, was Richten, was Verurtheilen ist.

Wer bist du? fieng Selpanos an; so hieß der Richter.

Ein Mensch, erwiederte Isogin, wie du; gebohren zum Genuß und zur Freude; erschaffen von dem, der dich erschuf, und erhalten von der Natur, die dich nährt.

Selpanos. Weißt du die Ursache deines Verhafts?

Isogin. Die weiß ich nicht.

Selpanos. Hast du dich keines Verbrechens schuldig gemacht?

Isogin. Wenn ich diese Frage beantworten soll, so sage mir ehevor, was Verbrechen ist.

Selpanos. Verbrechen ist, den Gesetzen zuwider handeln, Aufruhr im Volke zu machen, und Unglück zu verursachen.

Isogin. Wenn das Verbrechen ist, so weiß ich mich keines Verbrechens schuldig. Ich handelte den Gesetzen der Natur und meines Herzens niemals entgegen; ich vertheidigte sie vielmehr, und der Beweis davon sind meine Wunden. Höret mich, Selpanos! ich bin ein Naturmensch; kenne eure Gewohnheiten, euer Herkommen, eure Gesetze nicht; aber etwas ist in meinem Herzen, das mir sagt, daß ich meine Denkart nicht um die eurige vertauschen wollte. Aber sage mir, wer bist denn du, der du mich so fragst?

Selpanos. Ich bin dein Richter.

Isogin. Was will das heißen?

Selpanos.

Selpanos. Ich bin der, den die Gottheit und der König aufgestellt haben, Recht und Unrecht zu untersuchen, den Bösen zu bestrafen, und den Guten zu belohnen.

Isogin. Der bist du? — Nun wohl mir! So flehe ich zu dir um Gerechtigkeit und Rache der beleidigten Natur. Ich lebte in einer öden, verlassenen Insel glücklich, genos Freuden der Natur an der Seite meiner Celia; da kamen Ungeheuer an unser Ufer, rissen mich aus den Armen der Natur, nahmen mir meine Celia, meine weiße Bärin, die mich nährte, und alles, was mir theuer war. Wenn du der Mann bist, dem die Gottheit die Gewalt gab, die Bösen zu strafen, so strafe die, die mir meine Celia raubten.

Doch nein! strafe sie nicht. Wenn je ein Menschenherz in ihrem Busen schlägt, so muß sich ja ihr Gefühl rühren, und ihre Seele ihnen Vorwürfe über die Beleidigungen machen, die sie mir zufügten.

Unermessene Räume trennten uns voneinander; ich war glücklich, kannte euch nicht, verlangte euch nicht zu kennen, und ihr reißt

mich

mich aus dem Schooße der Ruhe, und liefert mich dem Verderben. O du! wenn du je eine Thräne der leidenden Menschheit geweint hast, erbarme dich des armen Isogin, und gieb mir Celien wieder.

Selpanos. Welches Recht hast du auf Celien?

Isogin. Welches Recht, fragst du? Sie ist meine Geliebte, ist mein Weib.

Selpanos. Dein Weib, Elender! — Wer gab sie dir zum Weibe? Wer verheurathete euch?

Isogin. Gott und die Natur gaben mir Celien zum Weibe, und unsere Herzen waren die Bande unserer Liebe.

Selpanos. Nach den Gesetzen unsers Landes ist deine Heurath nicht gültig; Celia kann dich ohne Vorwürfe verlassen.

Isogin. Mich verlassen? — Nein, das kann Celia nicht. Sterben wird sie, aber nie ihren Isogin verlassen. Ach Selpanos! in

wel-

welchem barbarischen Lande wohnet ihr? Sind denn bey euch die Triebe des Herzens, die Triebe der Natur nicht heilig? Ist nach euren Gesetzen nicht die mein Weib, die mich liebt, die ich wieder liebe? Sind Freundschaft, gegenseitiges Wohlwollen nicht die Bande, die uns ketten? und sind die Schwüre unsers Herzens nicht so heilig als die eurigen? Sagt, was soll ich thun, das Celia auch in eurem Lande mein Weib ist? ich will mich gerne euren Gewohnheiten unterwerfen.

Selpanos. Du willst dich gerne den Gewohnheiten des Landes unterwerfen, sagst du? Du mußt, denn du bist Sklave.

Isogin. Was heißt dieser Name?

Selpanos. Du bist das Eigenthum des Mannes, der dich eroberte; er kann mit dir machen, was er will; dich verkaufen, verschenken, tödten.

Isogin. Wer gab ihm dieses Recht? Recht! — Was Recht! eine Lüge ist's, eine Lüge der Gewalt, nicht Recht. Recht ist das, was mir mein Herz, was mir die Natur

sagt,

sagt, und mein Herz sagt mir, daß ein jeder Mensch ist; daß ich meinem Bruder nicht thun soll, was ich nicht will: das sagt mir mein Herz, und wenn das eurige euch andere Dinge sagt, so glaubt mir nur, es ist eine Lüge.

Selpanos. Vernünftle nicht zu viel, Armseliger! Du hast den Staat und die allgemeine Sicherheit beleidigt; du bist dein Leben durch verurtheilt zur Galeere.

Isogin wurde in den Kerker zurückgeführt und nach einigen Tagen auf die Galeere gebracht. Die weiße Bärin verließ seit der Zeit, so sehr verwundet sie war, die Thüre des Gefängnisses nicht, und als man Isogin nach den Hafen führte, folgte sie ihm bis ans Ufer. Da warf sich Isogin zu Boden, streckte seine Hände zum Himmel, und rief um Barmherzigkeit; doch vergebens; Henkersknechte peitschten ihn mit Stöcken auf, rissen die Bärin aus seinen Armen, und warfen ihn mit Gewalt in die Galeere, und segelten fort, ohngeachtet aller seiner Thränen. Die weiße Bärin sprang in die See und schwamm so lange dem Schiffe nach, wo Isogin war, bis sie ermüdet untergieng, und im Grunde sank.

Don Carlos schickte täglich im Kerker, und erkundigte sich um Jsogin, und Selpanos, der seiner Gutthätigkeit lachte, täuschte ihn immer, bis Don Carlos erfuhr, daß der arme Jsogin schon fort war.

Diese Nachricht war schmerzend für Carlos Herz; er fürchtete alles für Celien; doch faßte er sich wieder, indem er sich entschloß, den König von der Sache zu benachrichten. Täglich brachte er die meisten Stunden bey Celien zu, und schwatzte ihr immer von ihrem Jsogin vor, tröstete sie, und weinte manchmal lang mit ihr. Endlich war es vergebens, ihr länger ein Geheimniß zu verhüllen, das vielleicht Celien das Leben kosten würde. Sie drang so sehr in Carlos um ihren Jsogin zu sehen, daß ihr endlich Carlos das traurige Schicksal Jsogins entdeckte.

Celia weinte nicht; sie heftete ihren Blick starr zur Erde, und ganze Tage lang entfloh ihrem Munde weder ein Seufzer, noch entfiel ihrem Auge eine Thräne; nur drückte sie oft Carlos bey der Hand, und gebährdete sich manchmal wie eine Wahnwitzige.

Celiens Schmerz marterte den guten Carlos, und er hätte die Hälfte seiner Tage gegeben, denn er liebte sie.

Alles

Alles, was erfinderische Liebe vermag, erdachte Carlos, um Celiens Schmerzen zu zerstreuen; aber vergebens waren seine Bemühungen. Manchmal in Mitte der Freude sank Celia hin, und weinte die bittersten Thränen ihrem armen Isogin. O Carlos! sagte sie einst, wie ganz glücklich wäre ich, wenn Isogin so bey mir wäre, wie du. Weißt du, Carlos! nach Isogin bist du mir der liebste der Sterblichen; wenn wir nun alle drey beyeinander wären, wie wollten wir des Lebens Freuden genießen. Ich liebte Isogin und dich, Isogin liebte dich und mich, und du liebtest mich und Isogin; denke, welche Wonne, welche Seligkeit!

Carlos. Du denkst es so, gutes Kind! allein glaub mir, Isogin würde minder glücklich seyn, als du dir einbildest, wenn du auch mich liebtest; er würde eifersüchtig seyn, denn die Männer wollen nur die Besitzer eines einzigen Herzens seyn, ohne diesen Besitz zu theilen.

Celia Das mag bey euch seyn, aber Isogin ist gewiß nicht so. Sieh doch die Natur an, sie ist nicht geizig; niemand hat ein ausschließendes Recht in ihrem Gebiete. Ich wollte so viele lieben, so unendlich viele, die dir

und meinem Isogin gleichten; jeden wollte ich lieben, und doch keinen mit Vorzug, und wenn ihr alle wirklich gut wäret, so müßte es euch ja lieb seyn, denn wir alle wären doch nur eines.

Carlos. Du bist ein wunderliches Mädchen, und kennst dich und die Menschen noch nicht. Glaub mir, Celia! die Sache verhält sich ganz anders; unsere Mädchen sollten nur einen Gegenstand lieben.

Celia. Geschicht es aber nun auch?

Carlos. Das ist freylich eine andere Frage.

Celia. Ha! da siehst du, daß die Sache nicht in der Natur ist.

Carlos. Celia, warum nicht?

Celia. Es müßte ja sonst geschehen.

Carlos. Du unterscheidest Liebe und Freundschaft nicht, Mädchen! Liebe schränkt sich nur auf einen Gegenstand ein; Freundschaft umfaßt mehrere: wenn du nun wieder in deine Insel zurück müßtest, und dürfte dich Isogin oder Carlos begleiten; wen würdest du wählen? —

Celia. Isogin! — aber du verzeihst mir; ich bin dir doch auch gut.

Carlos. Wenn es nun aber auch von deiner Wahl abhienge, einem von uns das Leben

zu

zu retten; wem würdest du den Vorzug geben, deinem Jsogin, oder mir?

Celia. Beyde müßtet ihr leben.

Carlos. Wenn du aber nnmittelbar wählen müßtest?

Celia. So wollte ich für euch sterben.

Carlos. Wenn aber auch das nicht seyn könnte?

Celia. So stürben wir alle miteinander.

Carlos. Edles Kind! wie schön ist die Unschuld in der ungeheuchelten Natur.

Carlos hatte tausend Unterhaltungen mit seinem naiven Mädchen, und viele Grosse besuchten ihn, um Celien zu sehen. Da sie schön und reizend war, so zog sie das Aug des Wollüstlings bald auf sich, und Piedro Danaltos, ein reicher aber unverschämter Mensch wandte alles an, um Celien zu erobern. Es giebt Menschen, die, wenn sie reich und von Adel sind, sich einbilden, daß jedes Mädchen wie eine Waare ihnen eigen seyn muß. Sie sind wie die Raupe im Garten, schleichen nach jeder aufkeimenden Blume, und Genus ist ihr Wunsch. Denn welkt die weggeworfene Blume, und der Gärtner sieht sie mitleidig an, und eine Thräne steigt in sein Auge; weinend ruft er auf: Ach! wie Schade ist's für die Blume, daß sie die Hand eines Wollüstings gepflückt, der sie sah, und wegwarf.

Don Carlos, der einen edlen Charakter hatte, und nichts Böses von Piedro vermuthete, gestattete ihm öfters Zutritt zu Celien,

Pie-

Piedros aufwachende Gelüste vermehrten sich jeden Tag, und er brütete über ein Unternehmen, darüber es der Menschheit schauderte, ehe sein Gedanke zum Werk ward.

Carlos erlangte vom König Jsogins Freyheit, und schon erwartete er ungeduldig den Tag seiner Ankunft. Er wollte Celien überraschen, entdeckte dem bösen Piedro seine Absicht, und erklärte sich, daß er Celiens und Jsogins Glück besorgen wolle.

Jsogin kam an und am Ufer erwarte ihn schon Piedro. Gleich bey seiner Ankunft gab er sich als seinen Befreyer aus. Ich, guter Mohr! sagte er, hab dich dem Elende entrissen, in dem du warst. Weißt du wohl, daß der boshafte Don Carlos die einzige Schuld deines Unglückes ist? Er raubte dir Celien, er ist die Ursache, daß man dich auf die Galeere brachte — er, der Unmensch! — Jsogin! wenn du Celien sehen würdest, wie unglücklich sie ist, du würdest dich der Thränen nicht enthalten. Aber weißt du was; räche die Bosheit, wenn du Celien willst, rette sie aus den Ketten des Barbaren; hier hast du einen Dolch — du verstehst mich. Tödte ihn, ich will dich schützen. So sagte Danaltos, und führte Jsogin bis an Carlos Pallast. Eben wollte dieser Celien ans Ufer führen, als der Mohr an der Schwelle des Pallastes mit funkelnden Augen stund. Carlos erblickte ihn, eilte mit offenen Armen auf ihn zu, und der Betrogene stieß den Dolch in Carlos Herz, und tödtete seinen Wohlthäter. Was thust du, Unglücklicher! schrie Celia; du tödtest den, der dir die Freyheit, der dir Celien wieder gab. Don Carlos ist dein Freund.

Mein

Mein Freund! schrie Isogin, hat er dich denn nicht unglücklich gemacht? —

Celia. Unglücklich? — Er hat mir ja dich wieder gegeben, er hat dich losgekauft.

Da stürzte Isogin auf Carlos hin, und Celia überhäufte mit Küssen den sterbenden Carlos.

Don Piedro kam bey dem Lärmen herbey, lachte heimtückisch unter der Thüre des Pallastes, denn er war schon lange Carlos Feind. Es ist nothwendig, daß man sich des Mörders bemächtige, sagte er. Isogin wurde wieder in Kerker gebracht, und Celiens versicherte sich Piedro. Don Carlos wurde auf sein Zimmer getragen, und Aerzte eilten herbey ihn zu retten.

Mensch in der Gesellschaft! Wer bist du doch! zu welchen Schandthaten bist du nicht aufgelegt! um deine Leidenschaften zu befriedigen, um deine Plane auszuführen, ist dir nichts heilig in der Natur. Wer ist der Mörder, Isogin oder Piedro? Unter dem Schein der Freundschaft bemächtigt sich der Listige einer arglosen Seele, und braucht die Einfalt zum Mord und die Unschuld zum Verbrechen. Was will aber auch das sagen? Isogin, er ist ja nur ein Mohr — ja wirklich ein Mohr, schwarz wie die Nacht, und doch weiß wie eine Lilie, wenn dieser Ausdruck das Bild einer guten Seele malt. Eure Haut ist weiß, Europäer! und eure Seele schwarz. Gewohnheiten und Laster verunstalten euch, und drücken das Gepräge der Hölle an manche Stirne.

Naturmensch, Isogin! du bist meinem Herzen werth; komm in die Arme der Ruhe, laß michs fühlen in einer einsamen Gegend, wie

edel

edel die Bestimmung des Menschen ist, und wie abscheulich ihn das Laster in Städten verstaltet hat.

Arme Celia! was wird aus dir werden? Piedro ist nicht Carlos, deine Thränen werden keinen Eindruck auf ihn machen, er wird nicht dich lieben, sondern nur sich selbst, und du wirst das Opfer seiner Gelüste sein. — — Ja, sie wäre es gewesen, wenn nicht die Gottheit für sie gesorgt hätte.

Carlos erhollte sich wieder, und die Aerzte setzten ihn bald durch ihre Sorgfalt außer Lebensgefahr. Sein erster Gedanke, als er wieder zu sich kam, war Isogin, war Celia. Krank noch, wie er war, ließ er sich zum König tragen, und erzählte ihm mit Thränen Piedros abschenliche That. Er erhielt Isogins Freyheit und Piedro wurde vom Hofe verstossen. Carlos, als er wieder vollkommen hergestellt war, verließ die Stadt, lebte mit Isogin und Celia auf dem Lande, war ihr Freund und besorgte ihr Glück. Uneigennützig und edel wie er war, kannte er keine andere Freude, als Isogin und Celien glücklich zu sehen. Er selbst unterrichtete sie in der Religion, und lehrte sie grosse Begriffe von der Gottheit. Er starb in Isogins und Celiens Armen, und sein leztes Wort an seinen Freund war noch: **Wir sind alle Menschen, alle sind wir Brüder.**

10. Stück.

Ueber die Beleidigung der Tugend und der Menschheit durch die öffentliche Lüge, oder sogenannte Zeitungs-Schmiederey.

Die Begierde, allezeit die Wahrheit zu reden, wenn uns nicht höhere Verbindlichkeiten nöthigen, sie entweder nicht zu wissen, zu verschweigen, oder zu verbergen, ist ein so edler und liebenswürdiger Charakter, daß derjenige, welcher Anspruch auf die Ehre der Rechtschaffenheit und Redlichkeit macht, seine Zunge nicht sorgfältig genug bewahren kann. Sind Wahrheit und Tugend, wie einer von den größten Weltweisen des Alterthums sagt, beyde Töchter der Gottheit: So muß eine jede Beleidigung der Wahrheit auch eine Beleidigung der Tugend seyn. Herodotus erzählt von den Persern, daß sie ihre Söhne von ihrem fünften Jahre an nichts mehr gelehrt hätten, als diese drey Dinge, ein Pferd gut zu reiten, mit dem Bogen fertig umzugehen, und niemals eine Lüge zu sagen.

Ich will gar nicht behaupten, daß ihre Erziehung sehr vollkommen gewesen sey; allein ihre Wahrhaftigkeit ist doch gewiß eine Vollkommenheit, um welche sie von vielen in unsern Zeiten, die eine bessere Erziehung gehabt haben, beneidet werden sollten. Noch jetzt wird man lieber den Vorwurf erdulden, daß man unmäßig trinke, oder in der Wollust ausschweife, oder zum Geitze geneigt sey, als sich Lügen strafen lassen, so schändlich ist dieses Laster! Gleichwohl giebt es gewisse Arten desselben, die so gewöhnlich sind, daß sich sogar Leute damit beflecken, die sich mit dem Vorzuge schmeicheln, in ihrer Art zu denken, und in ihren Gesprächen weit über den gemeinen Haufen erhaben zu seyn. Sie sagen oft an einem Tage tausend Unwahrheiten; sie wissen es, und dennoch befürchten sie den Vorwurf nicht, der sie zum äussersten Zorne reitzen würde, weil sich die Menschen miteinander verstanden zu haben scheinen, nur gewisse in einem hohen Grade niederträchtige und boshafte Unwahrheiten für Lügen zu erklären.

Einen, der auf eine pöbelhafte Art verleumdet, und nicht einmal die Klugheit hat,

sich

sich in seinen Verleumdungen nicht offenbar zu widersprechen, wird jedermann für einen Lügner halten; aber wie viele glauben wohl, daß auch derjenige diesen Namen verdiene, der es auf eine feinere Art, und mit einem gewissen boshaften Witze thut? Unterdessen könnten vielleicht die Menschen davon noch überredet werden; aber es giebt viel andere Arten von Unwahrheiten, von denen es Niemanden einfällt, daß sie Flecken und Beschimpfungen eines jeden sind, der für rechtschaffen gehalten seyn will.

Was sind die meisten Gerüchte, welche sich zuweilen in weniger, als einer Stunde Zeit, wie ein Lauffeuer, durch eine ganze Stadt ausbreiten? Oder was sind in den meisten Zusammenkünften die Gespräche, die am längsten unterhalten? Wie viele bekümmern sich wohl, in Gesellschaften nichts zu reden, als was mit der Wahrheit bestehen kann? Die Komplimente, mit denen sie anfangen, was sind sie gemeiniglich? Unwahrheiten. Und die so scheinbar freundschaftlichen Erkundigungen nach unsrer Gesundheit? Unwahrheiten. Und das freundliche Lächeln, das zärtliche Auge, und die gütige Miene? Unwahr-

 heiten.

heiten. Und die Schmeicheleyen, mit denen man so freygebig ist? Unwahrheiten. Und so viele neue Zeitungen, so viele Familiengeschichten, so viele geheime Nachrichten, die man einander mit so vieler Vertraulichkeit ins Ohr zischelt, damit sie desto geschwinder weiter kommen mögen? Unwahrheiten.

Eine Gesellschaft ist gemeiniglich sehr lebhaft, sehr munter und aufgeräumt, sehr vergnügt gewesen, wenn viele solche Unwahrheiten gesprochen worden sind. Ich sage gemeiniglich; denn es giebt noch einige so außerordentliche bewundernswürdige Menschen, die in jeder Miene, in jedem Komplimente, und in jeder Verbindlichkeit, die sie sagen, wahr sind. Allein, sie sind eben so selten als diejenigen, die in einer Gesellschaft am meisten Verstand haben, und doch allen Anwesenden Gelegenheit zu geben wissen, mehr Verstand zu zeigen, als sie zeigen.

Die Quellen, aus denen die gesellschaftlichen Unwahrheiten entspringen, wenn sie nicht ihren ersten Ursprung in der Falschheit haben, oder in einer geheimen Feindseligkeit und in der boshaften Absicht einander zu

hin-

hintergehen, sind mannichfaltig. Allein die vornehmsten sind wohl Unwissenheit, Eitelkeit, Praleren, die seltsame Einbildung, daß eine gute Lüge einen sehr witzigen und verschlagenen Kopf anzeige, und ein gewisser kleiner politischer Partheygeist.

Herr Trifling erscheint in vielen Gesellschaften; allezeit sehr willkommen, weil er immer viel Neues zu erzählen weiß. Ich verwundre mich nicht darüber. Es ist gewiß keine kleine Plage, bey einer grossen Unwissenheit die Begierde zu haben, wo andre reden, mit zu reden. Stumm kann man nicht seyn, sprechen soll man, aufgemuntert soll die Gesellschaft werden: Was würde die Welt von Sr. Wohlgebohrnen, oder von Sr. Hochedelgebohrnen denken, wenn sie so ehrbar, als eine Jungfrau aus dem vorigen Jahrhunderte, stillschweigen, oder zum höchsten nur von der erschrecklichen Kälte oder von dem ewigen Winter reden sollte? Der arme Herr Trifling! Ein leerer Kopf, und, nach einer richtigen Folge, auch ein leeres Herz! keine Erkenntniß und Wahrheit im Verstande, und eben deßwegen keine Empfindungen des Guten und Schönen im Willen: Was ist damit anzufangen?

gen? Zu spät ist es, daß er sich noch einen tüchtigen Hofmeister halten sollte, und in den verdrießlichen schweren Büchern zu lesen: Das ist seine Sache nicht. Welch ein Glück, daß er einen Diener hat, der ihn mit einer Strassenanekdote nach der andern versorgt. Er glaubt sie freylich selbst nicht, und sie sind auch zuweilen so handgreiflich falsch, daß er sie ändern muß, ehe er sie weiter erzählen kann; aber sie geben doch Materie zum Gespräche, und mit einer recht ehrlichen Stirne und mit einigen starken hohen Betheurungen untermischt können sie Herren und Damen mehr vergnügen, als vielleicht die besten und weisesten Gespräche eines Sokrates oder Plato nicht thun würden.

Die unschädlichsten Unwahrheiten scheinen noch diejenigen zu seyn, welche die Menschen aus Praleren von sich selbst sagen; sie machen zwar den, der sie sagt, lächerlich, oder verächtlich; aber sie können doch selten einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Glück andrer Menschen haben, weil sie leicht entdeckt werden können. Ich erinnere mich hier eines solchen Charakters aus dem Bruyere.*)

Ar=

*) Bruyere, Tom. I. p. 266.

Arrias hat alles gelesen, alles gesehen; es ist ein Mann, der alles weiß; zum wenigsten giebt er sich dafür aus; er mag lieber lügen, als schweigen, oder das Ansehen haben, daß er nicht von allem unterrichtet wäre. Man redet an der Tafel eines Großen von einem gewissen nordischen Hofe; er fängt an zu sprechen, er nimmt denen das Wort aus dem Munde, welche eben sagen wollten, was sie davon wußten, und spricht mit einer soviel wissenden Miene von diesem entfernten Reiche, als wenn er daraus gebürtig wäre. Er spricht von den Sitten des Hofes, von den Damen des Landes, von seinen Gesetzen und Gebräuchen; er erzählt unterschiedne Histörchen, die sich daselbst zugetragen haben sollen; er findet sie sehr lustig, und lachet bis zum Lautlachen darüber.

Jemand wagt es, ihm zu widersprechen, und beweist ihm, daß das, was er sagt, falsch sey. Arrias läßt sich das gar nicht in Verwirrung bringen; er geräth vielmehr gegen den, der ihn unterbrach, in Feuer, und fährt auf: Ich sage, ich erzähle nichts, was nicht original ist; ich weiß es vom Sethon, unserm Gesandten an diesem Hofe, der seit einigen

gen Tagen nach Paris zurückgekommen ist; den ich sehr genau kenne, den ich über alles gefragt habe, und der mir nicht einen einzigen Umstand verschwiegen hat. Hierauf will er seine Erzählung mit einer viel grössern Dreistigkeit fortsetzen, als einer von den Gästen zu ihm sagt: Es ist Sethon selbst, mit dem sie sprechen, der Gesandte, der nur kürzlich von seiner Gesandtschaft zurückgekommen ist.

Solche Selbstschmeichler von verschiednen Arten und Gestalten, die eine sich angedichtete Vollkommenheit eben so hoch schätzen, als den wirklichen Besitz derselben, giebt es unter unserm Geschlechte sehr viele. Unter dem Frauenzimmer habe ich diesen Fehler selten bemerkt. Die Damen brauchen sich auch nicht selbst zu schmeicheln; sie hören schmeichelhafte Unwahrheiten genug von uns. Alles, was man vielen unter ihnen schuld giebt, ist dieses, daß sie, in Absicht auf ihr Alter, nicht die besten Freundinnen von der Wahrheit wären, und entweder jünger oder älter seyn wollten, als sie sind. Solche Unwahrheiten sind schon unter dem römischen Frauenzimmer Mode gewesen. Allein sie waren auch

schon

schon damals gefährlich. Denn der fünfzigjährige Cicero antwortete einmal einer sehr vornehmen Dame, Fabia Domitilla, als sie sagte, daß sie nunmehr dreyßig wäre: Es ist wahr; denn ich höre es schon seit dreyßig Jahren.

Unter den Engländern giebt es, besonders unter dem grossen Haufen, eine Art Lügner, die man Beißer nennt, weil sie über einen jeden treuherzigen Menschen, als über ihren Raub, herfallen, und ihm Dinge erzählen, die sehr wohl wahr seyn können, zumal da sie ihm keinen Anlaß gegeben haben, daran zu zweifeln; nachher aber, wenn sie ihn nun überredet zu haben meynen, mit einer triumphirenden Miene ausrufen: Gelogen! Dergleichen Beißer habe ich überall, und auch wohl unter denen gefunden, die von einem gewissen Range sind, dem eine jede Unwahrheit sehr übel ansteht. Vornehmere Beißer unterscheiden sich von den gemeinen nur dadurch, daß sie über ihre falschen Anekdoten und Neuigkeiten, wenn sie nun geglaubt werden, nicht ausrufen: Gelogen! Solche Unwahrheiten auszubringen, die Niemand läugnet, weil es Wahrheiten seyn könnten, da-

zu, meynen sie, werde ein außerordentlicher Kopf erfodert. Sie sind äußerst mißvergnügt mit sich, so oft sie keine Unwahrheit mit so vielen Umständen wahrscheinlich machen und ausschmücken können, daß sie leicht geglaubt wird. Der Barbier, der Schneider, und der Friseurs sind die Kanäle, durch welche sich die bewundernswürdigen Erfindungen ihres Geistes ins Publikum ergießen. Welch eine Freude für sie, wenn es ihnen nun gelungen ist, die halbe Stadt durch eine von ihnen erdichtete, entweder angenehme oder traurige, oder zuweilen nicht allein außerordentliche, sondern auch schreckliche Begebenheit in Bewegung zu setzen! Wie zufrieden sind sie nicht mit ihrem Witze!

Welch ein unaufhörlicher Umlauf von Unwahrheiten im Publikum, und ich habe noch nichts von den Partheylügen gesagt, die in Kriegszeiten Mode sind. Niemand kann die Zeitung buchstabieren, der sich nicht alliirte, und wie viel Neues und Geheimes weiß dann nicht ein jeder von seiner Parthey zu erzählen, das nicht allein falsch, sondern die meiste Zeit auch so ungereimt ist, daß man Mitleiden mit solchen Erzählern haben muß!

Im Anfange wissen sie selbst sehr wohl, daß es falsch sey, was sie sagen; aber das Lächerliche, oder vielmehr, das Bedauernswürdige davon ist das, daß sie endlich ihre eignen Lügen selbst so fest glauben, als wenn sie durch tausend Zeugen bestättiget werden könnten.

Alle diese Unwahrheiten, die von den meisten für unschuldig gehalten werden, haben vielleicht keinen sichtbaren Einfluß in die Glückseligkeit der Menschen, ob sie gleich allezeit das allgemeine Vertrauen hindern, einen allgemeinen Argwohn gegen einander unterhalten, die Liebe zur Wahrhaftigkeit schwächen, und den, der sie sagt, nach und nach zu einer Unempfindlichkeit auch gegen schändlichere und schädlichere Unwahrheiten gewöhnen. Aber ist es nicht genug, einen jeden tugendliebenden Menschen dafür zu warnen, daß sie zu den unnützen Worten gehören, von denen Rechenschaft gegeben werden soll?

N. A.

Die Sprache der Welt, und die Sprache der Religion, wenn Verleumdung deine Seele kränkt.

Welt. Räche dich! sagte der Zorn. — Er hat deine Ehre gekränkt; er hat deinen guten Namen befleckt; seine Laster hat er auf dich gebracht: Räche dich! Du hast Gelegenheit, ihn empfindlich zu kränken: du kannst es leicht, du kannst es ohne Schaden thun. —

Religion. Nein! antwortete die Sauftmuth. Dieser Mensch, war er nicht dein Feind, so war er doch dein Gesellschafter. Mit ihm hast du so manches Vergnügen getheilt; so manche Wohlthat empfieng er von dir.

Welt. Desto schlimmer! Den Undankbaren wolltest du so hingehen lassen? Das würd' ihn zu größern Beleidigungen fähig machen. Laß die Gelegenheit nicht entwischen! sie kömmt so gut nicht wieder.

Religion. Mag sie doch entwischen; mag sie doch nie wiederkommen! Du kannst ihn ärger machen, wenn du dich nicht an ihm rächst: das ist möglich; allein du machst dich selbst ärger, wenn du dich rächst: das ist gewiß. Wähle nun unter zweyen Uebeln das kleinere: Vergieb ihm! Es ist doch möglich, daß du ihn dadurch überwindest. Ganz gewiß aber erhältst du dadurch den herrlichsten Sieg über dich selbst; ganz gewiß aber verschaffst du dir dadurch eine süße, innre Beruhigung, und die reinste Wollust, deren das menschliche Herz fähig ist.

Welt. Das sind Träume! Deine Ehre ist etwas Reelles. Die Welt wird seiner Verlästerung Glauben geben, wenn du dazu schweigst. Man wird dich für den Deisten, für den Wollüstling, für den Verführer der Unschuld halten, dafür er dich in allen Gesellschaften erklärt hat.

Religion. Bist du gewiß, daß man es weniger thun wird, wenn du dich rächst? Und hängt denn deine Ehre von dem Gerichte der Visitenstuben, und von dem Urtheile der Menschen ab? Frage dein Gewissen!

spricht es dich los: was geht dich das laute Geschrey einer ganzen lästernden Welt an? Du hast Ehre bey Gott! —

Welt. Das heißt der Verleumdung Thür und Thor öffnen; das heißt, dem schändlichsten Laster Raum geben!

Religion. Ich gebe dir die Macht aller Könige, und den Verstand aller Weisen auf Erden. Wehre der Verleumdung, wenn du kannst! Du wirst es vergebens versuchen! Der bellende Hund verstummt zuletzt, wenn man seinen Weg ruhig fortgeht.

Welt. Ich sehe du bist furchtsam. Was geht es mich an? Magst du doch für eine Memme gehalten werden! Nicht genug, daß du in den Ruf eines Buben gekommen bist? Die Welt versteht deine überspannte Moral nicht: sie wird dich trefflich auslachen.

Religion. Der ist nicht furchtsam, der bey aller Neigung zum Bösen, bey aller Anreitzung dazu, bey aller Bequemlichkeit es ungestraft und mit einer Art von Anstande zu thun, den Weg der Tugend nicht verläßt.

Kann

Kann er es leiden, daß er darüber für thö- richt und feige gehalten, daß er öffentlich ver- lacht wird; so hat er sich zu einer Stärke des Geistes erhoben, die ihn den gepriesensten Hel- den an die Seite setzt.

W. Die Vernunft selbst —

R. Welche Vernunft? die nüchterne, die er- leuchtete gewiß nicht! sie kann kein Laster ge- bieten. Und wenn sie dich ungewiß lassen soll- te: denn das ist alles, was geschehen kann; so ist hier das Wort Gottes, der alleinige Orakelspruch, der nichts unentschieden gelas- sen hat, was Glückseligkeit unter Menschen veranlassen und verbreiten kann. Dieser füllt die Linien aus, die die zweifelnde Vernunft nur mit unterbrochnen, blassen Zügen ge- zeichnet hat. Liebe ist im Himmel und auf Erden die Krone aller Tugenden, die Quelle aller Seligkeit. Gott ist die Liebe. Aus Lie- be duldet er dich; aus Liebe verzeiht er dir eine Last von Schulden, die dich zu Boden drückte; alte wiederholte, aufgehäufte Ver- schuldungen, alle verzeiht er dir. Und du wolltest mit deinem Bruder zürnen, der dich nur einmal oder zweymal, an einer kleinen,

empfind-

empfindlichen Stelle berührte? Weg von dem Angesichte des Herrn, verächtlicher Sterblicher hinweg! Dir soll man Alles, und du willst Nichts thun? Bete noch einmal: Vergieb mir unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; und zittre! Es kömmt ein Tag, wo dich der Fluch treffen wird, den du in einer freventlichen Gedankenlosigkeit, tausend und aber tausendmal auf dich herabgebetet hast. Du kannst ihm entrinnen: Eile! Rette deine Seele! Verhöre den leisen Ruf deines Gewissens, verhöre meine brüderliche Stimme nicht! Ich bin dein warnender Engel.

Blum.

10.

Marie, die Jüdinn.

Fortsetzung und Beschluß.

Gabriel gieng mit dem Bauern, und fand die gute Marie in seiner Hütte. Wer kann die Freude schildern, die der Redliche empfand? Umarmungen und Thränen waren die Sprache der Liebenden. Ich habe meine Gattinn wieder! schrie Gabriel; ich meinen Gatten wieder! rief Marie, und umarmten sich, als hätten sie sich jenseits des Grabes wieder gefunden.

Du bist also für mich nicht verlohren, sagte Gabriel; du einzige Geliebte meiner Seele! wie viele Thränen hast du mir gekostest, Marie! Aber sieh doch, wie du abge-

härmt bist! Die Rose auf deiner Wange verwelkt, und der jugendliche Schmuck floh von deiner Stirne, wie die Baumblüthe, wenn sie der Reif am Morgen versengt. Aber du lebst noch, bist noch mein, bist noch edel und tugendhaft; ich lese es in deinem Auge, in deinen holden Blicken, daß du noch immer Marie bist, wenn du auch schon deinen Gatten verlassen konntest. Verlassen! erwiederte Marie; o nein! du betrügst dich, Geliebter meiner Seele! nie war mein Herz von dir entfernt, nie konnte ich meinen Gatten vergessen; so sprach Marie, und ein Strom von Thränen, der aus ihren Augen floß, schwemmte ihre Worte von den holden Lippen; sie legte ihr Haupt auf Gabriels Schultern, und ihr Herz schlug heftig an dem seinen. Wir wollen wieder beysammen leben, fieng Gabriel nach einer ziemlichen Pause an, und das, was zwischen uns vorgieng, soll unsere Herzen nicht trennen. Du

bist eine Christinn und ich ein Jud; lebe du nach deinen Grundsätzen, nach deiner Religion; ich nach der meinigen, und Gott wird sich über uns erbarmen.

Gabriel beschenkte den Bauern reichlich, bey dem seine Marie war, und führte seine Gattinn nach der Stadt zurück, wo er wohnte. Als Gabriel aber dort ankam, so wurde er von dem Rabbiner gerufen, und dieser erklärte ihm, daß er mit Marien als einer Getauften nun nicht mehr leben dürfe. Gabriel war äußerst betroffen; er bath um einige Tage Aufschub, und als am fünften Tage sich die Priester und Gelehrten in der Sinagoge versammelten, so trat Gabriel vor ihnen auf, und die Sprache, die er führte, war diese.

„Ihr Auserwählten des Volkes, und du, „heiligster der Priester! gönnet dem niedrig„sten aus eurer Gemeinde euer Gehör, und „erlaubt mir, daß Gabriel zu euch reden „darf.“

Der Priester winkte ihm mit einem gütigen Blicke zu, und Gabriel fuhr weiter fort:

„Marie ist meine Gattinn und die Mut„ter meiner Kinder. Natur und Menschheit „fodern euch auf, diese Unglückliche zu ver„theidigen, denn man will das geliebte Weib „den Armen ihres Gatten, und die Mut„ter ihren Kindern entreissen. Vor dir, „großer Priester der Gottheit klage ich die „Ungerechtigkeiten der Menschen an, die „sich zum Untergange des Redlichen verschwo„ren haben; dir, dem der Allgütige die „Macht anvertraut über den Israeliten zu

„spre-

„ sprechen, Recht und Unrecht zu untersu„ chen; dir klage ich es, daß man mir Ma„ rien entrissen."

„ Marie ist eine Christin: hört sie aber auf, meine Gattinn zu seyn? Da sie zu einer Religion übertrat, in der sie glaubte, ihrem Gott gefälliger zu seyn, so soll ich aufhören, sie zu lieben? — Marie ist für Gabriel noch immer Gattinn; sie ist noch immer Mutter für meine Kinder; ihr Gewissen ist nicht der Gegenstand der Gewalt des Mannes; ungezwungen soll sie denken und handeln, wenn sie nur eine treue Gattinn, eine zärtliche Mutter ist. Ich erkläre mich, daß ich Marien nie verlassen werde. Sie bethe im Tempel der Christen; ich in der Sinagoge. Was macht das Gebäude dem Unendlichen? die großen Zinnen im großen Tempel der Natur decken Moscheen und Si-

nago-

nagogen, in der die Gottheit allgemein, jeder Mensch heilig ist."

Der Rabbiner war erstaunt über Gabriels Kühnheit; man sah ihn als einen Verächter der Gesetze an, und verstieß ihn mit Verachtung aus dem Tempel. Gabriel nahm sein Vermögen, und wandelte mit selben in eine entfernte Gegend, wo er bessere Menschen zu finden glaubte.

Gabriel und Marie lebten einige Jahre lang in einem kleinen Städtchen. Unbekannt waren sie glücklich, und ihre Wünsche schränkten sich nur auf sich selbst und ihre Kinder ein. Allein die wachende Polizey entdeckte diese Menschen, und sie wurden für Gericht gerufen. Gabriel erschien mit der Miene eines Mannes, der sich keiner unedlen That bewußt ist. Er sprach mit Wärme des Herzens,

zens, und erzählte dem Richter sein ganzes traurige Schicksal. Da haben sie unrecht gethan, die Juden, sagte der Bürgermeister, daß sie Marie als eine Christinn so verfolgten; aber wißt ihr was, Gabriel! ihr müßt ein Christ werden, oder Marie kann nicht mehr bey euch seyn.

Ich muß ein Christ werden, erwiederte Gabriel; ich muß! — was will das heißen? Rechtfertigt mich die Gewalt vor Gott, wenn ich aus menschlicher Absicht die Religion meiner Väter verlasse? Ich liebe jeden Menschen, welcher Religion er immer seyn mag; ich gestatte selbst meinem Weibe uneingeschränkte Gewissensfreyheit: Marie ist mir so lieb als eine Christinn, wie sie mir ehe als eine Jüdinn war; ich fodere also eine gleiche Behandlung von den Menschen. Werden mich längere Jahre mit euren Gebräuchen

be-

bekannt machen, werde ich Ueberzeugung in meinem Herzen finden; ja, denn werde ich ohne Anstand ein Christ: aber aus Leichtsinn, aus Umständen, aus Menschenfurcht, aus solchen Gründen seine Religion verlassen — wäre abscheulich.

Ihr könnt thun, was ihr wollt, erwiederte der Bürgermeister; aber in diesem Augenblick wird Marie von euch getrennt werden; sie ist eine Christinn, und kann und darf nicht mehr bey euch seyn.

Umsonst waren alle Vorstellungen, die Gabriel machte; umsonst waren seine Thränen, die häufig über seine Wangen flossen. Er kehrte traurig zu seiner Marie zurück, umarmte sie, und sank trostlos an ihren Busen. Die Juden gutes Weib! fieng er endlich an, verfolgten dich, und wollten Marie von

Gabriel trennen, und die Christen verfolgen mich, und trennen Gabriel von seiner Marie. Was ist zu thun? Marie! aus Politik seine Religion verändern? äußerlich ein Christ werden, und im Herzen ein Jude seyn; das kann ich nicht. Gott! du siehst mein Herz, wie es gegen dich denkt; bin ich irrig, so führe du mich zum Licht, denn mein Herz wird dich im Tempel des Christen wie in der Sinagoge anbethen. Gabriel umarmte seine Geliebte, und seine Arme schlangen sich so heftig um ihren Nacken, daß sie nichts von ihr trennen konnte. Tröste dich, Gabriel! sagte Marie; ich werde dir überall folgen. Menschen sollen mich nie von dir hienieden trennen, und die Gottheit wird es nicht thun. Ich werde die Pflichten der Christin nie vergessen, aber auch nie die Pflichten des Weibes gegen Gabriel.

Weil Marie so sprach, so trat der Amtsdiener in das Zimmer, und machte ihnen den Auftrag, als ein liederliches Gesindel sich aus der Stadt zu begeben, nachdem er ihnen vorher einen schönen Antheil Vermögens unter dem Vorwand der Gerechtigkeit entzog.

Marie und Gabriel giengen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, fanden nirgends Unterstützung, nirgends Hilfe. Juden verfolgten Marien; Christen Gabriel, bis sie endlich, beraubt von Vermögen, abgezehrt durch Kummer, krank und elend in einer schlechten Hütte, die weder vor Regen noch Wind ihre Bewohner schützte, nahe am Ende ihres Lebens waren. Ihre Kinder waren die Zeugen ihres Elendes, und tünkten hartes, schwarzes Bettelbrod in die Thränen ihrer Aeltern. In diesem erbarmungswürdigen Zustand traf ein vorübergehender Geistlicher die-

se Armseligen an. Er näherte sich ihnen, hörte ihre Geschichte, und gieng wieder fort mit dem Ausruf: Gott wird seine Ursachen haben, diese Menschen so zu strafen Einige Zeit hinnach kam ein Cavalier an diesen Ort; er verirrte sich auf der Jagd, und fand diese Menschen. Gefühl und Erbarmen erwachte in seinem Herzen; der Mann war gewohnt immer Gutes zu thun. Er tröstete die Elenden, nahm sie mit sammt ihren Kindern auf sein Schloß, und wartete ihnen, und pflegte sie wie seine Freunde.

Gabriel wurde durch dieses edle Betragen innigst gerührt. Mit sterbender Stimme fragte er seinen Gutthäter: was hat euch so edel, so menschenfreundlich gemacht? — Meine Religion erwiederte der Cavalier; denn es ist Christus Befehl, jedem Menschen zu dienen. Gabriel weinte, umarmte seine Marie,

und ließ sich den letzten Tag seines Lebens noch taufen.

Er starb, nachdem er seinem Gutthäter noch seine Kinder und seine Marie empfohlen. Der Edelmann ließ ihn prächtig zur Erde beståttigen, baute ihm ein schönes Grabmal, und ließ eine Innschrift auf den Stein zeichnen.

Marie erhollte sich wieder, und die Ehrfurcht, mit der ihr der Edelmann begegnete, ist nicht zu schildern. Eine långere Zeit machte Marie diesem Mann immer schåtzbarer, und er trug ihr seine Hand an, und versprach ihr Gabriels Kinder als die seinigen anzunehmen.

Marie willigte in sein Begehren, und ward Lilienbergs Frau, und lebte lange und glücklich an seiner Seite. Manchen Abend, wenn der Mond am Himmel war, besuchten sie Gabriels Grab, und Lilienberg weinte manche Thräne dem Edlen.

Die Gottheit lohnte auch den guten Lilienberg; denn Segen des Himmels war in seinem Hause.

Mariens Kinder wurden gut erzogen, und man flößte ihnen von Jugend auf ein, jeden Menschen zu lieben, und keinen seiner Religion halber zu hassen.

Lilienberg überlebte noch seine Marie, und starb erst im höchsten Alter, in den Armen des ältesten Sohns Mariens, von dem er nichts als Freude und Gutes erlebte.

II.

Der gute Christian.

Hasse deinen Bruder seines Glaubens halber nicht, sondern überlasse die Lenkung seines Herzens dem, der im Himmel ist.

So unbedeutend, so klein immer Züge aus der Geschichte des gemeinen Bürgers scheinen können, so wichtig sind sie doch dem Bürger selst; er findet Wahrheit und Licht in dem engen Kraise, der seinen Kenntnissen und Einsichten vorgeschrieben ist; er faßt die Lehre eher und lieber, weil sie in dem Bilde enthalten ist, das mit ihm in einerley Verhältnisse steht.

In dieser Absicht sammelte ich einige Data aus dem Leben eines ehrlichen, guten Bürgers, dessen Andenken, wie das Andenken vieler Redlichen keine Geschichte aufbehalten wird, weil er vielleicht nicht auf der Liste der Glückskinder stund.

In diesem Bilde möchte ich gern meinen Mitbürgern zeigen, wie sehr auch das ehr-

lichste, beste Menschenherz durch falschen Religionseifer verlieren kann, der noch so viele gute Seelen zu menschenfeindlichen Gesinnungen verführt, und Handlungen erzeugt, derer sich selbst der rauheste Barbar nicht schuldig machen möchte.

Noch vor ein paar Jahren erst starb der Mann, von dem ich hier erzähle. Er lebte in einem kleinen Marktflecken, wo er das Gewerbe eines Schuhmachers trieb, das schon das Handwerk seines Ur-Großvaters war, denn beynahe seit 200 Jahren erbte sich diese Profession auf dem Hause in ununterbrochener Reihe fort.

Franz Gerber, so heißt er, lehrte es daher auch seinen Sohn, Michel Gerber, und hatte seine herzliche Freude, einen Sprossen zu hinterlassen, der das Gewerbe seiner Väter forttreiben würde.

Nach den Begriffen, die ein Mann von diesem Schlage von einer guten Erziehung haben kann, erzog Franz seinen Sohn gewiß gut. Er gestattete ihm keinen Unfug, prägte ihm Ehrfurcht und Gehorsam gegen seine

El.

Eltern und Vorgesetzten ein, hielt ihn fleißig zur Arbeit und warnte ihn nachdrücklich vor Müssiggang, empfahl ihm Gottesfurcht, und zog ihn durch sein eigenes Beyspiel zur Andacht, die bey ihm einen ziemlich hohen Grad der Schwärmerey erreicht hatte. Uebrigens verstand sich Meister Franz wenig darauf, was Herz und Verstand bilden konnte; er hatte nie davon gehört, und war zufrieden, daß sein Sohn fleißig arbeitete und gern zur Kirche gieng. Franz hatte ein gutes Herz, half, wo er helfen konnte, und meinte es mit allen Leuten redlich; und das that auch sein Sohn, der gut und bieder war.

Bereits war er nun herangewachsen, hatte seine Lehre vorüber, uud diente seinem Vater schon seit zwey Jahren als Lohnjunge. Michel sollte nach der löblichen Gewohnheit in die Fremde reisen, und der Vater stattete ihn nach seinen Kräften aus. Er liebte ihn, und versah ihn daher so gut, daß es ihm nie an was mangeln konnte. Der Tag der Abreise nahete heran und alle erwarteten ihn mit Bangigkeit, nur Michel nicht. Er freute sich einmal mehr zu sehen, als seines Vaters Haus und Garten, und sein Geist so

schlechte Pflege er auch gefunden, bemühte sich aus dem engen Kraise seines Wirkens.

Michel! fieng der Vater an, in die Fremde mußt du; das läßt sich ohne Schande nicht vermeiden; aber, Gott weiß, wie hart es mich ankömmt, dich von mir zu lassen. Bist mein einzigs Kind, bist unter meinen Händen christlich und ehrlich groß gewachsen; aber der Himmel weiß, was die Welt aus dir macht. Sey fleißig und treu deinem Herrn; arbeite und fliehe den Müssiggang und den Bettel; sey häuslich, aber wenns dir fehlt, so lasse mir schreiben, ich werde dich nicht stecken lassen. Bete fleißig und lasse nicht von Gott, damit er nicht von dir läßt, und entehre seine Feste nicht mit Saufen und Spielen. Lasse dich in keine Kammerrathschaften ein, und halte dich hübsch still und allein. Kannst du deinem Nebenmenschen helfen, so thus ohne Bedenken, und was in deinen Kräften steht; Gott wird dir dafür Glück und Segen schicken. Aber geh mir nicht zu weit von uns weg; damit wir dich an der Hand haben, wenn mich Gott unter der Zeit zu sich nehmen sollte. Was ich kann, hast du von mir gelernt, wie ichs

selbst

selbst von meinem Vater hab, und mehr brauchst du nicht. Hab mich mit Gottes Hilfe immer gut fortgebracht, und wenn du mir nachfolgst, kanns dir auch nicht fehlen. Vor allem geh mir nicht ins Lutherthum; Junge! das wäre dein Unglück. Hab zwar selbst meiner Tage keinen Lutheraner gesehen, aber genug davon gehört. Traue ja keinem Unglaubigen; sie tragen Honig auf den Lippen und den Schalk im Herzen, denn Gott ist nicht mit ihnen. Aber du hasts ja selbst oft gehört, wenn uns am Feyerabend der Vetter aus der Legende vorgelesen, wie abscheulich die Türken und Heiden mit den Christen verfahren sind. Laß mich ja nicht hören, Michel! daß du unter diesen Leuten bist; ich würde mich zu Tode kümmern.

Mit diesen Grundsätzen ließ Meister Franz seinen Sohn von sich, der sie auch kräftig zu Herzen nahm, denn er hätte eher auf seines Vaters Wort als auf das Evangelium geschworen, von dem er eben so dunkle Begriffe hatte, als einer Sache, die ganz außer seinem Gesichtskraise liegt.

So giebt es noch viele aus dem gemeinen Stande, die ohne Pflege, ohne Unterricht erwachsen, so denken und handeln, wie Meister Franz dachte und handelte.

Wenn nun zum Unglück noch ihr Herz böse und verdorben ist, wundert man sich noch, wenn es Scheusale von Menschen giebt? Franzens Herz war gut, empfänglich des Mitleidens und der Freude, wohl zu thun; es war arglos und gewissenhaft, und doch strauchelte Franz oft, von falschem Wahne irre geführt, über manche der vornehmsten Pflichten des Menschen hin. Gewohnt von Jugend auf nach dem Leisten seiner Väter zu denken, mit nicht mehr als mechanischem Unterricht in der Religion und den gesellschaftlichen Pflichten, ohne Bildung des Verstandes glaubte Meister Franz niemanden als seinen Glaubensgenossen Mitleiden und Hilfe schuldig zu seyn, und hielt sich berechtiget, alle andere zu hassen. Das Evangelium würde ihn zwar eines Bessern belehrt und überzeugt haben; aber gerade dieß Buch wars, das Franz am wenigsten kannte. Zwar wurde auch bey ihm nach der Gewohnheit, die fast in allen Bürgershäusern herrscht, an Sonn- und Feyer-

tägen das gehörige Evangelium vor Tisch abgelesen — aber auch nur gelesen, dann weggelegt, und nichts darüber gedacht. Also blos mechanischer Gebrauch. Desto fleißiger wurde Abends von seinem Vetter aus einer alten Legende vorgelesen, die aller Ohren auf sich zog. Die greulichen Geschichten — mögen sie auch alle wahr seyn — die schröcklichen Barbareyen des Alterthums empören das Herz gegen die Menschheit und erfüllen es mit Haß; sie haben den schädlichsteu Einfluß auf einen ungebildeten Kopf und ein Herz, das aller Eindrücke fähig ist. Er hörte mit Entsetzen und innerer Nachlust die Grausamkeiten an, die manchmal gegen die Christen verübt wurden, und in seiner Einfalt vermengte er Heiden und Türken, Juden und Lutheraner untereinander. In den allgemeinen Begrif nicht katholisch schloß er alle ein, und nannte sie alle Wüteriche und Bösewichter. Das wars nun, was sein Herz vollends gegen jeden erbittert hatte, der nicht seines Glaubens war. Wie sehr verunstaltete dieser schwarze Flecken seine edle Seele, und wie wenig war er doch seine Schuld. Die Folge der Geschichte wird uns beyde Seiten seines Carakters darstellen, und ihn bald in der liebens-

bens-

benswürdigsten Gestalt; bald als den menschenfeindlichsten Fanatiker zeigen.

Gleich darnach, als sein Sohn fort in die Fremde reißte, nahm Franz ein armes Kind, das Vater und Mutterlos war, und dessen sich niemand hatte ahnehmen wollen, zu sich, kleidete es, und lehrte es sein Handwerk, und liebte den Knaben, wie er seinen Sohn geliebt hatte. Freut mich recht vom Herzen sagte er, so glücklich zu dem guten Jungen gekommen zu seyn; im Bettel wäre er vielleicht für die Raben groß gewachsen; will ihn lieben und pflegen wie mein Kind, wer weiß, wer meinem Buben Gutes thut. Gott lasse ihms wohl gehen. Kein reisender Handwerksbursche, den Mangel an Arbeit oder sonst ein Unglück in Dürftigkeit gestürzt hatte, kam vor seine Thüre ohne einer hinlänglichen Gabe; manche behielt er, besonders bey unfreundlichem Wetter, einen und mehrere Tage bey sich, und erquickte sie mit Speiß und Trank.

Ein Jahr verstrich, als Franzens Sohn noch immer in verschiedenen Märkten und kleinen Städtchen, die so um sein Heimath in

der Runde herumlagen, arbeitete. Noch kam ihm keine Lust, zu seinem Vater zurück zu kehren; er sah, hörte und lernte so vieles, daß er nur immer weiter hinaus in die Fremde sich sehnte. In einer kurzen Zeit wanderte er wieder, und kam in eine grosse Stadt, die schon an der Grenze seines Vaterlandes lag. Hier fand er Arbeit, und gewann gleich den ersten Tag das Vertrauen seines Meisters, denn Michel sah gut aus, trug einen schweren Bündel, und seine ehrliche Miene trog nicht. Allein in seiner Arbeit hatte er noch keine grossen Vorschritte gemacht, noch immer die Art seines Vaters an sich und keine außer der ländlichen Arbeit gewohnt, konnte Michel das noch nicht leisten, was man von ihm foderte. Einer aus des Meistes Gesellen gewann den Jungen lieb und nahm sich seiner an. Gern und gütig belehrte er ihn, gab ihm alle Vortheile an die Hand, und in wenig Tagen war er schon ziemlich weit mit ihm.

Michel war zu schüchtern, als daß er sich längst näher mit seinem Freunde bekannt gemacht hätte; aber von ungefähr schickte sichs, daß er mit andern davon zu reden kam,

und

und alle lobten ihm den biedern Menschen. Es ist ein ehrlicher, herzensguter Mensch, sagte einer davon, nur Schade, daß er ein Lutheraner ist. Bey dem Worte fuhr Michel einige Schritte zurück, blieb starr stehen, sah sich schaudernd um, ob er nicht hinter ihm stünde, und machte die dummste Figur. Alle lachten über seine Thorheit. In diesem Augenblick trat Christian (so hieß dieser Gute) in die Stube; alle lachten aufs neue, und Michel wagte ihn kaum mit einem flüchtigen Blicke anzusehen, und floh zur Thüre hinaus. Christian erfuhr kaum die Ursache dieses seltsamen Betragens, als er mit Ernste so zu seinen Mitgesellen sprach: Lachet nicht über den Unwissenden; die Sache ist zu wichtig, und der Mensch verdient Mitleiden und nicht Spott. Wir wollen ihn freundlich über seinen Irrthum belehren, und an einem guten, ehrlichen Menschen uns auch einen Freund erhalten.

Mittlerweile war Michel zu seinem Meister gegangen, und sagte ihm seine Dienste auf. Mit äußerstem Erstaunen hörte dieser seine Gründe, und sah, daß Michel starr auf seinem Vorsatze hielt. Der Meister hatte

ihn

yn immer lieb gehabt, und verlohr den Jungen ungern; er faßte sich, so gut er konnte, nahm alle seinen Kopf und Beredsamkeit zu Hilfe, um ihn eines Klügern zu bereden; auch Christian kam dazu und machte ihm Vorstellungen. Endlich gelang es ihnen doch so weit, daß Michel seinen lutherischen Wohlthäter für einen Menschen erkannte, der wohl auch ehrlich und gut seyn könnte, und noch einige Zeit bey ihnen zu bleiben versprach.

Christian verließ Franzens Sohn, dessen er sich einmal als Freund angenommen hatte, nimmer; that ihm so viele Dienste und Gefälligkeiten, als immer in seiner Macht stund, und was der Freundschaft des guten Christians den höchsten Werth gab, war die Uneigennützigkeit und edle Absicht derselben. Er hatte keinen andern Endzweck, als den guten, ehrlichen Jungen auf dem Wege der Ehre und Rechtschaffenheit zu erhalten, den er sehr leicht durch Verführung aus dem Gesicht verlieren konnte; und hauptsächlich seinen rohen Kopf mit Kenntnissen und Grundsätzen auszubilden, die sein Herz sanfter, feinerer Empfindungen fähig machen, und immer mit mehr Schwungkraft zur Tugend erheben konnten.

Michel liebte ihn auch und schätzte ihn mehr, als ihm je ein Mensch achtungswürdig war, und nun glaubte er sogar seinen Worten so ungezweifelt, als er je seinem Vater geglaubt hatte. Er sah ein, wie viel er seinem Freunde Christian zu danken hatte, wie glücklich er durch seine Freundschaft ist. Christian hatte ihm gar oft vorsichtig einen Verdruß und Schaden verhüttet; seine Warnungen waren allzeit gegründet, und Michel folgte ihnen nie ohne guten Folgen.

Eines Tages reißten einige von Christian und Michels Bekannten fort. Sie hatten einmal von Amerika gehört, und bekamen Lust, sich dahin einschiffen zu lassen. Mehr als ihrer zwanzig begleiteten die Reisenden bis an das nächste Ort, um sich da noch bey einer kleinen Zeche das letzte Lebewohl zu sagen. Auch Christian und Michel giengen mit, und alles war frohen Muthes.

Schon fieng der Tag sich allmählig an zu enden, und der Scherz der frohen Zecher, die des Guten bald zu viel genossen hatten, muthwilliger und lauter zu werden, als Christian seinen Freund mahnte, mit ihm zu Hau-

se zu gehen. Er sah die Nacht einbrechen, und die Leute immer trunkner werden; Michels Verstand selbst fieng schon an zu wanken, und so sah Christian nichts Gutes vor.

Allein dasmal folgte Michel zu seinem Unglücke nicht. Er fand es hier so gut, und sich so wohl unter seinen Kammeraden, daß ihn Christian nicht von der Stelle bringen konnte. Es stund nicht lange an, so neckten sie einander über die Landesthorheiten eines jeden, griffen immer mehr ins Einzelne, und endlich entfuhr einem unter ihnen eine unschickliche Rede, die man wohl eine Sticheley gegen die Katholiken nennen konnte. Es war ein Landsmann Christians, und sonst ein guter, vernünftiger Mensch.

Sogleich fuhr Michel auf gegen ihn; die schwarzen Bilder des Religionshasses, die bisher weder Zeit noch Umgang mit Christian hatten vertilgen können, sondern nur mit einem schwachen Schleyer verhüllt waren, stellten sich dem Aufbrausenden in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt dar. Ein Faustschlag von Michels derber Hand sollte den andern seines Unrechts überführen, und nun brannte es in

aller

aller Köpfen. Man fiel über den Unglücklichen her; es gab Partheien und eine Schlägerey, wo ein jeder einen wunden Körper und Schande und Verachtung davon trug.

Christian, der gerade in diesem unglücklichen Augenblick nicht im Zimmer war, hörte den Lärmen, und zitterte für seinen Freund; er wollte zur Thüre hinein; aber vergebens wandte er alle Kräften an, durchzudringen; er rief den Wirth, und dieser schafte sich obrigkeitliche Hilfe. Alle wurden in Verhaft genommen, und die strengste Ahndung wartete der Tollsinnigen. Michel und sein Gegner mußten eine grosse Geldbusse bezahlen, und wurden von der Stadt geschaft. Nachdem sie beyde entlassen worden, gieng der andere zu Micheln und bath ihn um Vergebung, daß er die Ursache seines Unglücks war. Lieber Freund! fieng er an, verzeiht mir. Mehr als meine Strafe schmerzt mich der Gedanke, daß ich euch zu eurem Unfug Gelegenheit gegeben. Ich bin der Schuldige, nicht ihr; der Trunk hat mir wie uns allen den Kopf verrückt; aber wenn euch Besserung des Menschen hinlängliche Genugthuung ist; hier habt ihr meine Hand und mein Wort; das schwer-

ste Unglück soll mich treffen, wenn ich je mehr so sträflich handle.

Michel stund erstaunt und beschämt vor ihm; er hätte sich Vorwürfe und Feinschaft vermuthet, und nun sah er, daß der Beleidigte den Schuldigen um Vergebung bat.

Sein Herz sagte ihm nun, wie böse er gehandelt habe, und geboth ihm Freundschaft und Liebe. Beyde umarmten und küßten sich als Brüder und versprachen einander sich zu bessern.

Immer tiefer grub sich die Reue in Michels Herz, immer schmerzlicher fühlte er die Schwere seines Verbrechens und die Folgen davon. Er mußte von seinem Christian ziehen und wußte nicht, wohin, und woaus. Er wagte es nicht ihm unter die Augen zu tretten, denn er fürchtete seinen strengen Blick und Vorwürfe von ihm. Aber dieser kam ihm liebreich zuvor. Er suchte ihn auf, bedauerte und tröstete ihn. Siehst du einmal, lieber Freund, sagte er, die traurigen Folgen deiner irrigen Denkungsart! Lasse dir dieß die erste und letzte Warnung seyn; sey

duldsamer und gütiger. Ich will dir keine Vorwürfe machen; aber die Religion selbst und dein Herz werden sie dir machen. Versprich mir künftig, klüger und besser zu seyn, wir bleiben dann Freunde und ich ziehe mit dir.

Welch eine Freude für Franzens Sohn! Wie unbegreiflich war ihm Christians Großmuth, die hohe Tugend des Edlen, die nur das Herz des sanften Christen, des guten Menschenfreundes seliget. Michel gelobte ihm mit Thränen im Auge seine Besserung, und versprach ihm, in allem so folgsam zu seyn, als er seinem Vater folgte.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Fortsetzung.

Karl von Lindenberg

eine Erzählung.

An einem schwülen Sommertage, als eben Lindenberg wieder unter dem Baume saß, zogen sich schwarze Wolken am Himmel auf, ein heftiger Regen überraschte den guten Jüngling, der nun gezwungen war, zu seiner Rückkehr eine bessere Stunde abzuwarten.

In der Ferne schlängelten feurige Blitze durch die Wolken, Lindenberg sah diesem herrlichen Schauspiele der Natur zu, und bethete Gottes Allmacht in ihrer Majestät an. Das Gewitter ward heftiger, der Regen nahm zu; ein kleiner Ziegenhirt flüchtete sich auch unter den schützenden Baum, und Lindenberg machte bald Bekanntschaft mit dem Knaben.

Guter Bube! fieng Lindenberg an, deine Kleider sind ja durchgenetzt, als hätte man

dich aus dem Wasser gezogen! wie wird es dir die Nacht über gehen, wenn du vielleicht keinen Rock mehr zum Abwechseln haben solltest!

Hirt. Lieber Herr! Sie haben wohl recht, daß es mir übel gehen würde, ich weis wohl eine Zeit, wo ich manche lanne Nacht durch, wie eine arme Gans vor Nässe schnatterte, und mich oft Täge lange nicht trocknen konnte, aber unserm lieben Herrgott sey's gedankt! diese Täge sind verflossen, der liebe Gott schickte mir nun Kleidung und Wäsche, Schuhe und Strümpfe; sehen Sie nun, mein lieber Herr! — noch drey solche Röcke hab' ich zu Hause in meinem Kasten, wie Sie da sehen.

Lindenberg. Wer war denn so liebvoll, guter Knabe! und ließ dir dieses alles machen?

Hirt. Das will ich Ihnen erzählen: Meine Aeltern sind schon lange todt — und ich habe gar keinen Freund und Blutsverwandten mehr, zum wenigsten kenne ich keinen;

nen; ich hätte Hungers sterben müssen, wenn mich nicht der Bauer, der dort am grossen Hofe wohnt, aufgenommen und als einen Ziegenhirten angestellt hätte. Ich war freylich viel glücklicher als ehevor, allein drey Gulden Lohn, die er mir gab, langten nicht um mir etwas Kleidung zu schaffen — Tag und Nacht war ich unter freyen Himmel — war voll Unflat, voll Ungeziefer, und mußte im harten Winter frohe seyn, wenn mir mein Herr erlaubte, im Geisstalle auf dem Strohe bey meinen Ziegen zu schlafen — aber lieber Herr! so traurig als mein Schicksal immer war, so murrte ich doch nie wider meinen lieben Gott, und dachte, es wird schon besser werden, und wird es nicht besser, Martin! so sagte ich zu mir selbst, so wird dich doch der liebe Herrgott schon einmal in Himmel zu sich nehmen.

Wenn ich auf dem Felde war, und sah die Vögel mit ihren schönen Federn, die wollichten Schafe, und meine scheckigte Ziegen, so sang ich denn zuweilen so ein Lied, wie ich es Ihnen gleich singen werde. Hier sang Martin:

Lieber Herrgott! der du kleidest
Jeden Vogel gut und schön,
Der du meine Ziegen weidest,
Eile auch mir beyzustehn.

Sieh ich bin ein armer Knabe,
Hab dir nichts zu leid gethan,
Weil ich keinen Menschen habe,
Nimm dich, Vater! meiner an.

So sang ich — und da ich so sang, schlug eine Zähre die andere — ich weinte oft bitterlich, und doch tröstete mich immer was, und lispelte mir in die Ohren, sey nur getröstet, Martin! Gott wird für dich sorgen, und er hat auch gesorgt.

Es war an einem der schönsten Mayentage des Jahrs, als ich früh morgens meine Ziegen auf die Weide trieb, und froh — von dem Anblicke des herrlichen Morgens entzückt — dem Schöpfer mein Liedchen sang, und mich recht dieses schönen Tages zu freuen in meinem Herzen beschloß, daß ich ganz mich groß dünkte, und mein Elend vergaß: da setzte ich mich unter ein schattichtes Haselgesträuch

sträuch am Bache, bey dessen freundlichen Geräusche ich oft schon, von Kummer ermüdet, einschlief, und so glücklich war, daß es mir allezeit leidthat, wenn ich wieder erwachte.

Und alles um mich her, so weit ich sehen und hören konnte, war guter Dinge, und freute sich des schönen Tages. Die Vögel sangen gar wunderschön und süß durcheinander, und wurden nicht müde zu singen, und hüpften von Zweig auf Zweig, von Baum zu Baum, und waren so freundlich, so gut miteinander, der Hänfling und die Finke, die Maise und das Rothkelchen, daß ich meine herzliche Freude daran hatte. Die ganze Gegend hallte von den mancherley Tönen der Freude, von dem lautesten Frohlocken. In keiner Heerde hätten Sie ein Thier gesehen, das den Kopf hieng, und mit traurigem Schweigen Ihnen zu verstehen gegeben hätte: ich bin nicht von den Fröhlichen des heutigen Tages. Guter Martin! dachte ich, wenn es immer solche Tage gäbe, wenn sich nie kein Wetter am Himmel zusammenzöge, und keine Schlossen fielen; wenn ich nie mehr den rauhen Winter zu befürchten hätte, und es

im=

immer schöner Frühling blieb, wie gerne wollte ich immer auf den ersten Hahnenschrey mein Stroh verlassen, und mit blossen Füssen, mit zerrissenen Lumpen, und sollten sie mich kaum zur Hälfte bedecken, mit meinen Ziegen auf die Waide ziehen, und die Nacht auf einem Baume zubringen, und gewis, mir gieng nichts ab, um recht froh zu seyn; ich würde mich besser dabey befinden, als der Oberknecht, der Kleidung genug, ein besser Leben, und obendrein noch ein hübsch Geld vom Bauern hat — ja! ich tauschte wohl vielleicht gar mit meinem Bauern selbst nicht.

Aber da dachte ich auch wieder: sieh, Martin! bist'n dummer Junge! wenn es besser wäre, und wir keines Winters und keines Sommers nöthig hätten, würde es der liebe Gott wohl so eingerichtet haben, daß es immer Frühling bliebe, daß es nie regnete, und nie hagelte, und du immer in den schönen Tagen deine Heerde waiden könntest: dein Wunsch ist also thöricht. Mit diesem Sinne wurd ich's nun wieder zufrieden, und mein Wunsch schränkte sich blos auf den einzigen Tag ein, und endete sich dann der so schön,

so

so heiter, wie er begann, ja — dann wäre mir mein Leben um die ganze Welt nicht feil gewesen; ich vergaß Schnee und Kälte, Wetter und Schlossen, und legte mich in der süssen Hoffnung nieder, daß ich auch den folgenden Tag so herrlich würde aufgehen sehen, — so ungestört bis am Abend die Wonne geniessen können, die mir die Heiterkeit des Himmels und der Anblick des schönen Landes verschaft.

Lindenberg. Du bist ein herzens guter Junge, lieber Martin! Wie wenige an deiner Stelle würden so denken — wie wenige bey ungleich bessern Glücke! — Aber du wolltest mir ja erzählen —

Hirt. Ich sehe wohl; ich mach es Ihnen zu lange, lieber Herr! aber verzeihen Sie mir, ich kann mir nicht abbrechen, wenn ich einmal darauf zu sprechen komme; es ist auch das beste, was ich habe, mein einziges Glück, all meine Freude. Nu, haben Sie nur ein klein Weilchen Geduld; ich will's itzt schon kurz machen.

So war mir schon dieser schöne Tag über die Hälfte verschwunden, und in meinen Gedanken war ich noch so weit hinter ihm, daß ich immer noch den Morgen davon im Kopf hatte, als sich die kleinen Wölkchen, die dort und da am Himmel zerstreut waren, immer näher zusamen zogen, bis sie endlich alle beysamm eine grosse finstere Wolke ausmachten, die der ganzen Gegend die Sonne verbarg.

Es stund nicht lange an, so war alles Nacht, und es blitzte und donnerte so entsetzlich, daß ich mir recht zu fürchten anfieng. — Mein Gott! dacht' ich mir, bin wohl nicht auf der Welt, um eine Freude zu haben, und der Gedanke machte mich traurig, daß ich weinte, und meines Zustandes ganz überdrüßig wurd.

Ich trachtete so viel möglich mit meinen Ziegen unter Dach zu kommen; aber auf einmal überfiel mich der Regen, und das so gewaltig — ei das war — als hätten sie droben alle Feuer-Eymer umgestürzt — ich konnte kaum mehr zu Athmen kommen; und das

hät-

hätte doch noch hingehen mögen, aber da hagelte es Schlossen, groß wie die Haselnüsse. Ich fühlte immer nach dem Kopf, denn er schmerzte mich, als wär ich damit an die Wand gerennt. Der Boden war in kurzer Zeit fußtief mit Hagel bedeckt und es fror, daß ich glaubte, der leibhaftige Winter wär da. Am ganzen Leib keinen heilen Fleck, tropfennaß, und so verfroren, als wär ich über Nacht auf'm Eis, gelegen, weinte und heulte ich in einem Stuck fort, bis ich ans Dorf kam, und meine Ziegen mußten besser Muths gewesen seyn, denn ich hatte ihrer nicht mehr Acht, und doch verlohr ich keine davon.

In diesem schönen Aufzuge sah ich ein Mädchen, das unter der Schwelle ihres Hauses stund, und eben auch den Regen und Hagel von sich schüttelte. Sie war gut gekleidet, nnd mochte noch nicht viel vom Wetter gelitten haben. Ich sah sie an, und nun that es mir doppelt wehe, daß ich so arm war. — Das gute Kind hatte Mitleiden mit mir, als sie mich so zerfetzt, und so übel vom Wetter zugerichtet sah, und sagte: Ey du armer Junge! wie du aussiehst! Mach ja ge-

schwind, daß du unter Dach kömmst, und trockne Kleider an Leib bringst, sonst wirst du ja krank. — Ach! das fuhr mir, wie ein Messerstich durchs Herz. Antworten konnte ich nicht; ich sah sie an; aber schnell kehrte ich mich wieder um, und weinte. — Ich glaub wohl, daß es dir wehe thut, fuhr sie fort, du frierst ja ganz jämmerlich; aber wenn du nur mal wieder trocken bist, dann ist's gleich wieder vorüber. — Ach! das werde ich wohl heute nimmer, sagte ich ihr.

Das Mädchen. Wie? Warum denn nicht?

Mein Gott! weil das all mein Hab ist, was Sie an mir sehen. Das gieng dem guten Mädchen nahe; ich sah, daß eine Thräne ihr im Auge stund. Sie nahm mich bey der Hand, und sagte: Giebt dir denn dein Vater nichts? — Ich hab ja keinen mehr, antwortete ich, und nun erzählte ich ihr denn alles, wie's um mich stund, und wie hart es mir immer gegangen. Du lieber Gott! das Mädchen weinte mit mir, daß man hätte glauben sollen, es gieng sie alles so viel

an

an wie mich, und hab mein Lebtag noch mit ihr kein Wort geredet.

Nach einer kleinen Weile sagte sie. Warte hie ein Weilchen, ich will dir von meinem Bruder etwas alte Kleidung bringen; er ist zwar grösser als du: aber wenn sie dir schon nicht vollkommen paßt, vor der Hand ist's doch am besten, du hast etwas, als gar nichts. O die Freude, mein Herr! können Sie sich gar nicht vorstellen, und ich kann's Ihnen auch nicht sagen, wie mir war, als ich das gute Mädchen mit all dem Zeugs sah, was sie mir brachte. Wenn mir der Regen den ganzen Leib durchgeweicht, und mich der Hagel braun und blau geschlagen hätte, ich hätte nichts mehr gefühlt davon, so wohl war mir's wieder. Darauf mußte ich ihr auch sagen, wo ich wohne, und die Gegend zeigen, wo ich meine Ziegen waide.

Lindenberg. Das edle Mädchen! Wo ist sie? — Guter Junge! führe mich zu ihr, daß ich sie sehe, die Engelseele. —

Hirt. Das sollen Sie, mein Herr! und Sie werden ihre Freude daran haben. Aber lassen Sie nur erst den Regen vorüber ziehen; mittlerweile, will ich Ihnen sagen, wie es weiter gieng. Das Schönste kömmt noch. — Sie kam wirklich zu mir den andern Morgen — es war an einem Sonntage — und brachte mir in ihrer Schürze eingewickelt noch zween Röcke und viel andere Kleidungsstücke, und ich hatte in meinem Sinne so viel daran, daß ich glaubte, ich brauche in meinem Leben nichts mehr in der Welt. Aus ihrer Tasche zog sie Kuchen herfür, und ein grosses Stück weiß Brod, als ich mein Lebtag keines gesehen hab; setzte sich bey mir und sagte gar freundlich: Nun laß dir's schmecken, und sey guter Dinge; es wird schon mal besser werden. Ich weis deinen Namen noch nicht, wie heißt du denn? —

Martin. —

Sieh, lieber Martin! sagte sie, ich habe es gestern meinen Aeltern gesagt, daß du so arm bist, als ich dir was zu bringen versprach, und ich bath für dich, daß sie mir

die Erlaubniß dazu geben möchten, und da sagten sie, sie möchten dich wohl kennen, und wenn du brav bist, und es dich freut, so wollten sie dich den Winter durch mit mir zur Schule schicken, daß du was lernst, und es dir mit der Zeit besser gehe; wolltest du wohl? — Ich schrie aus vollem Halse: Ja, ja! und war so grob vor lauter Freude, daß ich ihr um den Hals fiel, und sie küßte, als wär sie meine Schwester. Ich gieng darauf mit zu ihren Aeltern, und that da — weil ich so Leute zu sehen nicht gewohnt war — so albern, daß ich mich itzt noch schäme. Es wäre kein Wunder gewesen, sie hätten mich brav ausgelacht und wieder fortgeschickt; aber — Herr! sie waren so freundlich und so gut, als wenn ich ihr eigenes Kind wäre, und ich gehe nun traulicher mit ihnen um, als mit meinem Bauern und seinen Knechten.

Lindenberg. In der That, so edle Menschen giebt es wenig. Aber ich möchte sie sehen, Martin! Der Regen wird uns so viel nicht mehr schaden: auch ist es schon spät am Tage. Es ist ein seltnes Glück, gute Menschen zu sehen, und die Wonne des Menschenfreundes, sie zu kennen. Komm!

Hirt. Nu, wenn Sie mir nicht mehr halten, so muß ich wohl; wer könnt' es Ihnen abschlagen: ich könnte Ihnen freylich noch eine Menge Sachen sagen. —

Lindenberg. Wir wollen uns öfters sprechen, guter Martin! aber heut verlange ich zu sehr, sie zu sehen.

Hirt. Nu, es lohnt auch den Gang. Ich weis gewiß, Sie gehen mehr als ein Paar Schuh durch, bis Sie das letzte mal da sind. So ein gutes, herziges Mädchen, und so brave Leute muß es nicht geben, als diese sind.

Lindenberg. Du reizest mein Verlangen immer mehr. — Kannst du mir nicht vorläufig eine kleine Beschreibung von ihr machen? Wie sieht sie denn aus?

Hirt. Wie sie aussieht? — Ja Herr! wer Ihnen das sagen könnte! — Schön! Schön! — Nicht schön, wie des Michels Grete, und des Amtmanns Lischen, die die stolzesten Dirnen im Dorfe sind; es ist ganz was anders. — Sie sieht einen

so

so himmlisch gut an, daß einem das Herz im Leibe vor Freude zittert, und ich kann's gar nie müde werden sie anzusehen. Ich kann Ihnen nicht besser rathen, als Sie bilden sich ein, Sie sähen die schönste Heilige, und ich wette, ich hab's getroffen. — Und was sie redet, ist so sanft, so schön, so gut gemeint — sie schilt nicht, und ist nicht aufschnippisch, wie andere, und da kann sie einen so reden, als wenn sie's aus'm Buch läse, und was sie sagt, ist wahr. Wenn wir so zwey bis drey Stunden beysammen sitzen, und ich ihr zuhöre, so ist mir's doch allzeit, als wenn wir erst zusammgekommen wären, und hätte sie nur eine Viertelstunde lang gehört und gesehen. Sie hat ihre Freude an mir; ich weis aber nicht warum. Ich bin recht tölpelhaft, und habe ihr schon manchen dummen Streich gespielt; aber nicht ein schlimmes Wort gab sie mir. Sie sagt mir oft die schönsten Lehren vor; und ich sperre Augen und Maul auf, um sie nur recht zu verstehen, und mir's zu merken, aber da hab ich manchmal den andern Tag schon wieder das Beste vergessen — ich möchte mich oft selbst vor'n Kopf schlagen — aber sehen Sie, wenn sie mich dann darum wieder fragt, und ich weine, und ihr's

gestehe, daß ich's nicht mehr weis, ist sie so gut, und sagt mir's wieder vor — ein, zwey, dreymal vor, — und das so freundlich, so gut, als hätte ich meine Sache auf das Beste gewußt.

Lindenberg. Kannst du mir einige dieser Lehren sagen?

Hirt. O ja! Zum Beyspiel, sie traf mich itzt schon einigemal unter dem Haselbusche, wie ich Ihnen selbst erzählt habe, schlafend an. Sie weckte mich nicht mit einem gähen Schrey, der mich etwa erschreckt hätte, oder mit einem derben Schlage, sondern erwartete still mein Erwachen. Da stund sie, wie ein Engel vor mir, so mild und feyerlich, und hatte ein gutes Abendbrod in der Schürze. Das reichte sie mir, und dann frug sie, ob ich sanft geschlaffen hätte. Ich antwortete ihr ja, und sagte, das wäre vormals, ehe ich sie gekannt hätte, mein Bestes auf Erden gewesen, und mache wirklich noch einen grossen Theil meines Glückes aus. Gut, erwiederte sie, der Schlaf ist süß: aber wie ich dir schon oft gesagt habe, all dein Vergnügen, all dein Glück muß deinem Nächsten nicht nachtheilig werden. — Wenn du nun schlafest, sind die Ziegen ohne Hirten, und jeder Schalk kann dir eine rauben, oder sonst einen bösen Streich spielen; da siehst du wohl ein, was deine Hut werth ist? — Wachsamkeit ist die größte Tugend eines Hirten, ohne der der Hirt gar nichts taugt. Du mußt also diesem Vergnügen ins künftige entsagen, weil es deinem Nächsten schädlich ist, und dich in Ausübung deiner Pflichten hindert.

Die Fortsetzung nächstens.

12. Stück.

Ueber die Freygeisterey unsrer Zeiten.

Aus einer ähnlichen Ursache wünschte ich, meine Leser! ihre Aufmerksamkeit auf eine gewisse Art Leute rege zu machen, die sich ebenfalls gerne ein besonderes Ansehen vor andern ihres gleichen geben möchten, und weil sie es durch nichts Klügers zu thun wissen, Freygeister sind. Leute, deren Unglaube mehrentheils, (ihrem verderbten Herzen unbeschadet) aus einem unschicklichen Gebrauche ihrer Vernunft, und einem ziemlich kleinen Vorrathe von Gelehrsamkeit, mit einem Worte, aus einer sehr zählbaren Menge einseitiger Kenntnisse und Einsichten herrührt. Man kann ihnen zwar nicht Schuld geben, daß sie Leute von Verstande und Wissenschaften verführten, und ich getraue mir, den Ungrund einer solchen Anklage allenfalls vor jedem Richterstuhle zu erweisen, wenn sie einmal dergleichen Vertheidigung nöthig haben soll-

ten. Allein die Schuld liegt doch wenigstens nicht an ihrem guten Willen, und sie ermangeln nicht, den bestmöglichsten Schaden unter denen anzustiften; denen es eben so, wie ihnen selbst an den gehörigen Einsichten fehlt, und die eben so, wie sie, mit desto mehr Leichtsinn und Eitelkeit versehen.

Meine Umstände verbinden mich, oft mit dergleichen halbklugen Köpfen in Gesellschaft zu seyn, und ehe ich sie ganz kennen lernte, gab ich mir bisweilen die Mühe, ihre Weisheit ernsthaft zu beantworten. Allein die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man sie dadurch in ihren eignen Augen nur um soviel wichtiger macht, ohne sie zu bessern. Und sind denn nicht alle ihre mächtigen Einwürfe schon tausendmal beantwortet? Sind sie nicht blosse Nachsager? Aber das wissen sie entweder nicht, oder sie wollen es nicht wissen.

Die alte Wahrheit, daß man dasjenige, womit man sich sehen lassen will, entweder recht, oder gar nicht lernen müsse, ist jedermann bekannt. Halbgelehrte und Halbdenkende sind die überlästigsten Leute auf dem Erdboden. Sie wissen gerade soviel, als

man nöthig hat, gegen alle Dinge Schwierigkeiten und Zweifel vorzubringen, und weiter nichts. Wüßten sie mehr; so würden sie sich auch selbst darauf antworten können, oder sich vielmehr ihre verjährten Entdeckungen gar nicht einfallen lassen.

Wer sind die meisten Freygeister gewesen? War es Newton? Ist es Young? Oder sind es die ganz Ungelehrten, die eine gesunde Vernunft und ein redliches Herz besitzen? Nichts weniger. Nur die unseligen Mitteldinge zwischen beyden, welche weder die höhern Einsichten der erstern, noch die redliche Einfalt der andern besitzen.

Der ehrliche Bediente des jungen Herrn — ist ein aufrichtiger Christ; sein Herr ist ein Freygeist, denn er will nicht unter den Pöbel gehören; und Newton, Richardson und Baumgarten sind wieder eben das, was sein Diener ist. Nur mit dem Unterschiede, daß jene durch Gründe von dem überzeugt sind, was dieser bloß aus gutem Herzen glaubt. Denn glücklicher Weise haben Leute seines gleichen gemeiniglich auch nicht Spitzfündigkeit genug, die Erheblichkeit der weisen

Lehren unserer Freygeister zu begreifen: So wie sich der ehrliche Sancho Pansa nimmer überreden konnte, daß die Windmühlen, die sein ritterlicher Herr für Riesen ansah, wirkliche Riesen wären. Sie lachen also ganz offenherzig darüber, oder verachten sie ohne Komplimente. Und so geht es diesen eingebildeten Helden, wie den jungen Lehrlingen in der Fechtkunst, die zwar ihre Geschicklichkeit gerne an jedermann versuchen möchten, die aber der Bauer im Nothfalle mit einem Pfale zu Boden schlägt, und der geübtere Fechter mit dem Degen niederstößt.

Zweifeln ist der erste Schritt zur Wahrheit, haben sie einmal irgendwo gehört oder gelesen: Diesen ersten Schritt haben sie gethan, und darüber sind sie auch schon aus dem Odem gekommen; sie haben sich also ganz wohlbedächtig entschlossen, stehen zu bleiben. Ist es nun Wunder, daß sie nichts weiter können, als zweifeln? Ein Grad mehr Verstand, ein Grad mehr Wissenschaft würde ihnen ihr ganzes System (wenn sie anders etwas haben, das einem Systema ähnlich seyn soll); über den Haufen werfen; sie würden das Baufällige an ihren Gründen gewahr

werden, und die Fehler in ihren Schlüssen entdecken, und was wollten sie alsdenn anfangen? Mit wem könnten sie disputiren? Und disputiren müssen sie doch; denn es ist ihr größtes Talent: Das Talent aller derjenigen, die, wie Pope von den Eroberern sagt, nicht weiter sehen, als ihre Nase reicht, und gleichwohl alle diejenigen für Thoren halten, welche weiter sehen, als sie.

Sie sind ein paar Jahre auf Akademien gewesen; das ist, (zumal wie sie diese Zeit angewandt haben,) gerade so lange, als man nöthig hat, die Namen der Kunstwörter, oder aufs höchste einen leichten Umriß von einigen Wissenschaften zu lernen. Mit diesem Schaume von Gelehrsamkeit, (denn die rechte Oberfläche haben sie nicht einmal berührt;) mit diesem Schaume von Gelehrsamkeit, der ihr kleines Gehirn in eine große Gährung setzt, ohne es zu reinigen, springen sie in die große Welt. Sie wissen genug, um ihr entscheidendes Urtheil über alle möglichen und wirklichen Dinge zu fällen, und ihr wildes unbändiges Herz, dem der Unglaube schmeichelt, rennt mit dem schwachen Kopfe davon, der weiter nichts mehr

zu thun hat, als nachzustolpern, wohin jenes will.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie sie sich bey ihrem Stolze mit einem so geringen Antheile von Wissenschaften für ihre Person begnügen können. Und vielleicht habe ich die Ursache ausfündig gemacht. Hier haben Sie, meine Freunde! meine Muthmassung.

Ein gewisser Schriftsteller vergleicht die Wissenschaften mit den starken Getränken, von denen niemand mehr zu sich nehmen darf, als sein Kopf vertragen kann. Vielleicht haben unsere jungen Freygeister dieses gelesen, und aus einem allzubescheidnen Mistrauen in die Stärke ihrer Köpfe, (welches doch sonst nicht ihr Fehler zu seyn scheint,) die Nüchternheit zu weit getrieben. Ich kann zwar, mit ihrer Erlaubniß gesagt, bey dem Weine selbst, eben so wenig, als bey vielen andern Gelegenheiten Spuren eines solchen Mistrauens an ihnen gewahr werden: Allein Menschen haben oft große Ungleichheiten in ihren Charakteren.

Sollte

Sollte ich wirklich hinter die wahre Ursache gekommen seyn, so kann ich diesen Herren eine sehr nützliche Entdeckung mittheilen, die ihnen vielleicht noch unbekannt ist. Ich finde nämlich, daß die Wissenschaften auch eine gewisse Eigenschaft haben, worinnen sie der Fieberrinde gleichen, die, wenn sie in einem allzugeringen Maasse, und nicht eine gewisse zeitlang hinter einander genommen wird, die Wassersucht, oder eine Auszehrung verursacht, zwo gefährliche Krankheiten, die sich selten anders, als mit dem Untergange des Patienten endigen.

Ueberhaupt würde ihnen diese Bemerkung auch noch in allerhand andern Fällen nützlich seyn können. Denn sie sprechen von andern Künsten und Wissenschaften eben so unverzagt, als von der Religion, ob gleich ihre Einsichten in jene nicht tiefer sind, als in diese. Man erstaunt, wenn man hört, wie sie den Worten Poesie, Heldengedicht, Musik, Ausführung, Composition, Zeichnung, Colorit eben so übel mitspielen, als den Wahrheiten des Christenthums: Ob sie gleich damit, weil die Sache keine ernsthaftern Folgen hat, weiter keinen Schaden thun, als

daß

daß sie sich einigen Anmerkungen aussetzen, auf die sie eben nicht stolz seyn dürfen.

Felix, oder der Freygeist.

Seiner Aeltern Freude war Felix,
als er noch ein Knabe war.
Mit Sehnsucht sah der Vater
den aufblühenden Jüngling,
so, wie ein Gärtner die Blume sieht,
die treu seiner Pflege
dem Aug zur Freude entgegen lächelt.
Oft saß der gute Greis im schattichten Laube,
und bethete aus frommen Herzen zu Gott
um Segen für seine Kinder.
Allein der gute Vater, wie war er betrogen,
als Felix die Jahre des Jünglings betrat,
bald vergaß er treulos
die Lehren der Weisheit,
die aus den Lippen seines Vaters flossen.
Wie ein muthiges Roß überließ er sich ganz
seinen Leidenschaften;
verführt, durch böse Gesellen
wagte er es über alles zu spotten,
was heilig ist.

Un-

Tugend, und Religion waren Gegenstände
seines Gelächters.
Umsonst härmte sich sein Vater ab,
vergebens stunde die Thräne
in seinem Aug. — Die silbernen Locken
schwankten vergebens auf den Nacken des Greisen,
nichts rührte den bösen Jüngling mehr.
Sohn — so sprach der würdige Greis,
Sohn — ach! wenn du deinen Vater vergessen hast,
O! so höre noch die Stimme
deines alten Freundes,
und verschmähe meine Warnung nicht.
Gut ist es gemeint, der Himmel ist mein Zeuge,
Jüngling! höre die Warnung!
Der Weg, den du gehest, führt zum Verderben. —
Traue den Blumen nicht, die auf dem Pfad
unter deinen Füssen blühen.
Schlangen sind unter Rosen verstecket,
du wirst sie fühlen — fühlen ja —
aber zu spät — kehre zurück
in die Arme der Religion.
Sieh, ihre Freundinn die Tugend
stehet an ihrer Seite, und ladet dich
zu Seligkeiten ein.
Fliehe nicht zurück von der ernsthaften Miene

der

der Tugend — o fliehe nicht — reitzender ist
Sie,
als die lächelnde Wange der Wollust,
die mit heuchelnden Blicken des Basiliskens
dich im Lächeln tödtet.
O Sohn — bald sind die Jahre der Jugend
vorüber.
Bald ist der Faden des längsten Lebens
abgesponnen — denke im Tode
verlaßt uns alles — wo findet dein sterben-
des Aug
einen Trost, wo Hoffnung deine Seele, als
bey dem,
den du so treulos verlassest. —
Vater! erwiederte der Sohn, und rümpfte
die Nase,
ihr seyd alt, euer schwaches Gehirn
mahlt euch Bilder vor, die nichts
als Produkten eurer Einbildung sind.
Was kümmert mich eure Religion,
ich bin hier zum Vergnügen,
und kümmre mich nicht viel um die Schwär-
merey der Priester.
So sprach der zügellose Jüngling — und die
Worte
drangen wie ein Dolch in des Vaters Herz,
wie ein Schatten gleitete er dahin

durch

durch die Tage des Lebens,
und starb, da sein Aug noch Thränen
über seinen Felix weinte. —
Undankbarer! kannst du noch länger
die Liebe deines Vaters verkennen,
komme her, und sieh seine kalte Hände,
die sich so oft für dich zum Himmel streckten.
Ist es dir noch möglich unempfindlich zu seyn —
allein vergebens sind meine Worte.
In Gesellschaft ruchloser Buben
taumelt Felix sein Leben durch,
und verschwärmt die unwiederbringlichen Täge,
kein Thräne, geweint durch das Aug eines Elenden
trocknete seine Hand mitleidig ab,
nur prassen und schwärmen war das Geschäft seines Lebens.
Endlich war das Maß seiner Sünden gefüllet,
Elend, Armuth, und Krankheit
die Begleiterinnen der Wollust,
stürmten um seine Hütte,
verlassen von den Gesellen des Lasters,
schmachtet er elend auf seinen Lager.
Schlechts Stroh war sein Polster,
und Unflat seine Decke.
Da fühlte er erst die Grösse seines Elendes,

und

und fluchte den Verführern seiner Unschuld.
Grausame! so rief er — habt ihr mich nicht elend
genug gemacht!
Saget, warum habt ihr
mir den einzigen Trost des Sterblichen,
warum den Glaube an Gott
meinem Herzen entrissen?
Bin ich jetzt nicht elend — ohne Grenzen elend,
schaudernd wendet sich mein Blick
zum Himmel,
wo für mich keine gütige Gottheit
mehr wohnet — Grausame! so rief er,
und Verzweiflung war in seiner Seele.
Die Verführer spotteten aber des armen Felix;
wie du suchst bey uns Hilfe?
sagten sie:
was soll uns rühren, mit dir Erbarmen zu fühlen,
der, der keinen Gott kennt,
achtet auch keinen Menschen,
sterbe nur — unser Vergnügen ist
dich ganz elend zu wissen. —
O Himmel! rief Felix mit sterbender Zunge,
welche Abentheuer von Menschen!
ist das eure Philosophie?

so

so weit führt der Unglaube
den Sterblichen.
O gütiges Wesen! wie hab ich dich verkennt,
wie deine Wege verlassen können
um Wölfen in Wüsteneyen zu folgen,
die Lämmer zerreissen.
So sprach Felix — und Thränen der Reue
netzten sein sterbendes Aug.
Er starb — und die letzten Worte,
die der sterbende Jüngling noch sprach,
waren diese: —
O Jugend — traue dem nicht,
der Gott nicht fürchtet, und kühn
gegen die Gesetze des Glaubens spottet.
Wenn dir dein Wohl je heilig ist,
so fliehe den Freygeist — denn nichts
beschrenkt seine boshafte Seele. —
Eigenes Interesse ist seine Gottheit,
diesem opfert er alles auf.
Fliehe — wenn dein Wohl dir heilig ist,
fliehe — o Jugend — den Freygeist! —

* * *

Nur Gottes Liebe
Adelt die Triebe,
Und führt den Menschen zur Seligkeit.
Zum Himmel schauen,
Auf Gott vertrauen,
Ist für den Frommen Zufriedenheit.

* * *

Freudig und helle
Ist stets die Seele.
Die ohne Hochmuth aufrichtig glaubt.
Stets gleich im Glücke,
Wie im Geschicke,
Wenn ihr ein Zufall die Freuden raubt.

* * *

Sich nicht betrüben,
Menschen zu lieben,

Und selbst dem Feinde edel verzeih'n,
Das sind die Kräfte
Edler Geschäfte,
Denen der Christ sich täglich wird weih'n.

* * *

Dieses sind Werke
Heiliger Stärke,
Und nur der Geist der Religion.
Giebt den Getreuen,
Die sich ihr weihen
Menschengefühle zu ihrem Lohn.

* * *

O Jüngling höre!
Was ich dich lehre,
Glaub mir, es ist dein eigenes Wohl,
Bück' dich im Staube,
Bitte und glaube,
So wie die Demuth stets glauben soll.

* * *

Wird dich beym Sterben
Der Tod entfärben,
Dann kann der Glaube dein Trost noch seyn,
Dann wird es helle,
Und unsre Seele
Wird sich im Schoose des Ewigen freun.

12.

Der gute Christian.

Fortsetzung.

Christian und Michel kamen in eine der vorzüglichsten Reichsstädte Deutschlands. Auf dem Wege stießen sie auf eine Begebenheit, die den guten Christian schmerzliche Thränen kostete, und Micheln gewaltig über seinen fanatischen Eifer die Augen öffnete.

Es war am hohen Mittage, als sie beyde, müde und hungerig dem nächsten Orte zueilten, das vor ihnen lag. Es war ein lutherischer Marktflecken, und Christian und Michel kehrten beym nächsten Wirthe ein, den man ihnen als den billigsten und freundlichsten angab. Wirklich war er es gegen die beyden, und alle, die seines Glaubens waren; — noch kannte er Micheln nicht. Aber ein kleines, herabgesunkenes Völkchen, das nun aller Welt Sklave ist, war ein Dorn in seinen Augen. In einem Seitenkämmerchen der Stube sassen zween Israeliten, die Geschäfte halber hier durchreisen mußten. Schon die trotzige Miene des Wirths und sein unfreund-

freundliches Betragen gegen sie weissagte ihnen nichts Gutes; aber daß sie sollten auf das grausamste mißhandelt werden, konnten sie sich von einem polizirten Menschen, von einem Christen nicht vermuthen. Wart! sagte der Wirth zu seinem Weibe, die beyden Schelmen aus Canaan will ich prellen, daß ihnen die Augen tropfen sollen. Gehört ihnen nicht anders; warum sind's Juden? Ich will dafür künftigen Quatember mehr in die Armenbüchse geben, und zu unserm Kirchenbau beysteuern, so thue ich gewiß was Gott Gefälliges. So sprach er, so entschuldigte er seine Bosheit, und mit diesen Gründen verhärtete er sein Gewissen.

Der unbilligste Mann hätte sich's zur Sünde gerechnet, die Zeche der beyden Hebräer und ihrer Pferde höher als auf zwey Thaler anzuschlagen: aber dieser Wirth foderte fünfzig an ihnen, und dagegen ließ er sich von den erstaunten Juden keine Einwendung, keine Vorstellung machen. Christian und Michel erschracken, denn nach Maaßgab ihrer Bedienung und der kleinen Mahlzeit, die sie genossen, sahen sie eine Rechnung von wenigst 25 Thalern vor sich. Christian faßte sich, und nahm den Wirth bey seite. Er ist doch ein

lustiger Kopf, fieng er an. Was die Juden für Augen machen über seine Zeche; aber er muß sie doch nicht zu lange necken. Der Spaß — — Was Spaß? Es ist mein wahrer Ernst, und nicht Spaß, erwiederte der Wirth. Die Juden müßen mir zahlen, oder ich ziehe ihnen das Fell über den Kopf ab.

„Aber warum denn die Juden so viel? oder vielleicht andere Leute auch?“

Nein; ich bin gewiß der ehrlichste, billigste Mann; aber wenn ich so einen Schuften von Juden kriege —

„Aber sind denn die Juden nicht auch Menschen wie wir?“

Menschen! — Menschen mögen sie wohl seyn; aber verworfene, verdammte. Sie betrügen und übernehmen uns auch, wo sie können; also Gleiches mit Gleichem.

Lieber Freund! ihr seyd irrig. Ich weiß wohl, ihr seyd itzt nicht in der Lage, wo ihr euch belehren ließet; aber genug ist's, wenn ich euch sage: thut, was Recht ist, und handelt als ein Christ, nicht als ein Jude.

Ein paar Flüche und Schimpfreden waren die Antwort auf Christians guten Rath. Zahlt eure Zeche, sagte er — die sehr mäßig war —

und packt euch zum — — — oder ihr erlebt hier nichts Gutes, wenn ihr mir so kommt. Und nun foderte er mit wilden Ungestüm an den Juden die fünfzig Thaler; als diese sie ihm gerade zu absprachen, nahm er ihre Pferde in Beschlag, und ließ ihnen die Wahl, zu zahlen, oder aus dem Hause geworfen zu werden. Zur Sicherheit, um nicht noch ärger mißhandelt zu werden, und ihre Geschäfte ohne Aufenthalt fortsetzen zu können, wählten sie das erstere, zahlten, und behielten sich bevor, so wie ihnen Christian gerathen hatte, bey dem Obergerichte ihre Klage zu stellen, und sich ihres Schadens zu erhollen. Christian und Michel verließen eben so geschwinde den bösen Mann, und traten unter diesem Gespräche ihre Reise an.

Lieber Gott! hub Christian an, wie blind sind doch deine Menschen noch in den aufgeklärtesten Zeiten! Wie unglücklich durch ihre Blindheit! Da siehst du wieder einmal, Michel! was eine irrige Denkungsart im Herzen anstiftet. Sieh, so wie dieser Wirth und grausamer vielleicht noch würdest du gegen deine Mitmenschen verfahren, wenn du so zu denken fortführest, wie du anfangs gedacht hast: und wie abscheulich muß nun der Mann in deinen Augen seyn! — —

Du

Du hast Recht, Christian! O ich schäme mich vor mir selbst. Ich hätte wohl nie geglaubt, daß es so unrecht sey, einen Irrglaubigen zu hassen, und daß man so böse dadurch werden könne.

Denke nur, was daraus entstehen müßte, wenn eine Glaubensparthey die andere haßte, und verfolgte — ein ewiger Krieg unter den Menschen. Du bist in der Geschichte nicht bekannt, und lesen kannst du auch nicht, so bald wir also wieder an Ort und Stelle sind, will ich dir an Feyertagen die Geschichte vorlesen, da wirst du Abscheulichkeiten hören, daß dir die Hare zu Berge stehen möchten. Aber unterdessen denke dir nur immer so: Wie, wenn ich der wäre, den ich nun verfolge; wenn der Irrglaubige mich so haßte, wie ich ihn gehaßt habe; würde mich dieß Unrecht nicht schmerzen?

Unter solchen Gesprächen setzten sie ihren Weg fort, und den andern Tag waren sie schon in der Stadt, die Christian vorgeschlagen hatte. Glücklicher Weise fügte sich's, daß sie beyde zu einem Meister in Arbeit traten. Christian wandte nun seine Feyerstunden ganz zur Belehrung und Besserung seines

Freun-

Freundes an, und Michel war gelehrig und folgsam. In kurzer Zeit lernte er lesen und schreiben; heiterte seinen Kopf auf, und bildete sein Herz, wie das Herz des guten, sanften Christen seyn soll. Einige Zeit darauf schrieb er seinem Vater selbst folgenden Brief.

Liebster Vater!

Die Leute, die euch gesagt haben, daß die Ketzer alle gefährliche und böse Menschen seyen, haben euch die Wahrheit nicht gesagt. Es mag wohl auch Böse unter ihnen geben, wie es unter uns einige giebt, aber ich habe noch recht brave, gute Leute darunter angetroffen. Mein Mitgesell, mit dem ich hieher gereist bin, ist selbst lutherisch, und der beste Mensch — mein bester Freund. Ihm danke ich's, daß ich nun lesen und euch selbst schreiben kann, und itzt ein bischen gescheider denke als vorhin. O ich hab's euch noch nie geschrieben, und mag's euch auch nicht sagen, wie albern ich gewesen bin, und was mir meine unrichtige Denkungsart für böse Händel zugezogen hat; ich schäme mich zu sehr, wenn ich daran denke. Wie länger ich hier bin, desto mehr gewinne ich die Leute lieb; denn sie sind so

freund-

freundlich, so bieder, thun ihren Nebenmenschen so viel Gutes — gewiß! man muß sie lieben. Aber deßwegen, Vater! dürft ihr euch nicht sorgen, daß ich verführt und einst ein Abtrünniger würde, sie sehen es im Gegentheile recht gerne, wenn ich fleißig zur Kirche gehe, und meinem Gottesdienste abwarte. Auch därft ihr nicht glauben, daß ich mir jemals getraut hätte, wider euren Rath aus meinem katholischen Vaterlande zu gehen, wenn ich nicht vorher einen würdigen und vernünftigen Geistlichen befragt hätte. Dieser selbst verwies mir meine Unduldsamkeit, lehrte mich Liebe gegen alle Menschen und sagte: Gott ist überall mit dem Guten; und der Böse wird ihn auch in seinem Tempel nicht finden. Seht, Vater! der Mann muß es doch verstehen, und ihm habe ich getraut. Schreibt mir ja bald, wie es euch geht und unsern Freunden, und danket Gott mit mir, daß er mir's so wohl gehen läßt ꝛc.

Diesen Brief erhielt Meister Franz von seinem Sohne, und eilte damit zum Schulmeister, um sich ihn von selbem vorlesen zu lassen. Voll Unmuth warf er ihn zur Erde, blaß ward er, wie eine Mauer vor Schre-

cken,

cken, und dann brach er in ein lautes Weinen aus. Mein Gott! schrie er auf, du hast mein Kind verlassen. Der Bube wird — ist lutherisch; dafür hilft nichts mehr.

Nach einigen Wochen erhielt Michel folgende Antwort auf seinen Brief.

Mein Sohn!

Um Gottes willen! was hast du gethan! Hast meinem Rath nicht gefolgt, meine Lehre vergessen — Gott leite dein Herz, daß du auch nicht seiner vergessen mögest. Dein Brief bringt mich ums Leben. Ich bin seit einigen Tagen nicht mehr vom Bette gekommen, und wenn du deinen alten Vater noch sehen willst, so komme eilends. Hätte ich dich doch nie von mir gelassen, als daß ich so ein Kreuz erleben muß. Der Schulmeister und der Frater Klausner sagen einmüththig, du bist verdammt, wenn du so fortfährst. Zum Pfarrer bin ich nicht gegangen, denn der alte ist tod, und itzt haben wir so einen Modeherrn aus der Stadt. Traue ja den Ketzern nicht; sie sind wie Schlangen; sie schmeicheln dir, bis sie dich im Garn haben. So bald du diesen

sen Brief erhältst, so gehe davon oder — du siehst mich nicht mehr. Leb wohl und sey dem Schutz Gottes empfohlen ꝛc.

Michel las diesen Brief mit äußerster Bestürzung, und häufige Thränen rollten seine Wangen herab, die er mit seinem Schmerze in den Busen seines Freundes Christian ausschüttete.

Christian beredete Micheln, dem Wunsche seines Vaters ein Genügen zu thun. Verweile nicht, sagte Christian, denn theuer sind einem liebenden Vater die Augenblicke, in denen er um seinen Kindern ist. Entreiße ihn durch deine schnelle Folgsamkeit den marternden Zweifeln, die ihn deines Heils willen beängstigen; von Mund zu Mund wirst du ihn auch eher seines Irrwahns überzeugen können.

Rührend und traurig war der Abschied zweener redlicher Freunde; es war, als sollten sie sich das letzte Lebewohl sagen. Michel reiste fort mit beklemmten Muthe und ahndenden Herzen; traurig und langsam zögerten seine Schritte, und in zween Tagen hatte er noch nicht fünf Meilen zurückgelegt. Am

drit-

dritten Tage kehrte er in einer Strassenschenke ein, und beschloß da zu übernachten, obwohl ihn noch nicht der Abend zur Ruhe einlud. Hier war der Zweck seiner Reise, den ihm sein feindliches Schicksal ausgesteckt hatte. Es war an einen Feyertage, und die Schenke wimmelte von lärmenden Zechern. Michel setzte sich abseits an den hintersten Tisch, und sah stier und traurig vor sich hin. Zween Werber, die da waren, auf Leute zu lauern, bemerkten ihn, und sahen ihn für einen verzweifelten Burschen an, den die Noth drückt, oder irgend ein böser Handel in der Welt herumjagt. Sogleich machte einer davon mit ihm Gesellschaft, sprach ihm Muth und Fröhlichkeit zu, und gieng ihm nicht mehr von der Seite. Michel argwohnte nichts Böses, kannte ihn nicht für den, der er war, und sah ihn als einen lustigen guten Menschen an, den kein Kummer härmt, und keine Sorge drückt, und so war er Micheln nicht unangenehm. Man aß, trank und lärmte bis die Nacht einbrach, und den andern Tag ward Michel mit einem Transport geschlossen zum Regiment abgeführt.

Vierzehn Tage waren vorüber, und Christian wartete noch sehnlich auf eine Nachricht von seinem Freunde, die ihm dieser bey seiner Abreise versprochen hatte: und sehnlich harrte der Vater des Sohnes; aber noch erfreute den guten Christian kein Brief von seinem Freunde, noch harrte vergebens der alte Vater auf seinen Sohn, und zürnte auf ihn. Ach, rief er in seinem Schmerze auf, sie haben ihn schon in ihrem Netze! er achtet des Vaters nicht mehr — treulos wird er auch Gottes vergessen haben.

Nochmal ließ Franz an seinen Sohn schreiben, und bath ihn zu kommen. Wie erschrack aber Christian, als ihm sein Meister den Brief zu lesen gab, und er erfuhr, daß Michel noch nicht bey seinem Vater war. Er wußte nicht, was er denken sollte. Vermuthlich, dachte Christian, ist der Unglückliche in Räuberhände gefallen und ermordet worden, und weinte dem Lieben schmerzliche Thränen. Man schrieb dem Vater zurück, was man wußte, und dieß erbitterte den Alten noch mehr. Er glaubte nun steif und fest, man wolle ihn belügen, und halte ihm seinen Sohn in den Banden der Verführung gefangen zurück. Täglich

grub sich tiefer der Schmerz in seine Wangen ein, täglich wankte Franz näher dem Grabe.

Auch Christian war nicht mehr so heiter, so froh, und eine stille Schwermuth hatte sich seines fröhlichen Herzens bemächtiget. Sein Freund war ihm zu lieb gewesen, als daß er hätte gleichgültig bey dem ungewissen Schicksal desselben bleiben können.

Nach einiger Zeit verließ er die Werkstätte seines Meisters, und zog wieder in die Fremde.

Eines Tages gieng Meister Franz nach dem nächsten Städtchen, um dort Leder einzukaufen. Es war nur eine Tagreise von ihm entfernt; folglich kehrte er gleich den andern Tag wieder zurück. Es war schon spät am Abend, als Franz noch auf dem Wege war, und nur noch einige Stunden vor sich hatte, bis er zu Hause ankam. Still und schauerlich führte der Fußweg durch einen dichten Tannenwald, wodurch nur einige blasse Stralen des freundlichen Mondes durchblinkten. Franz bethete

im

im Gehen — es war so seine Gewohnheit — und eilte, soviel es Alter und Schwäche zuließen.

Plötzlich stieß er auf einen Gegenstand, der zu gleicher Zeit Schrecken und Mitleid in seiner Seele erregte. Ein Mensch lag vor ihm hingestreckt, verwundet und von dem häufig vergossenen Blute kaum mehr menschenähnlich. Franz schlug jammernd die Hände zusammen ob diesem gräßlichen Anblick, und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Zum Glücke sah er jemanden gegen sich kommen; es war ein Bauer aus dem nächsten Dorfe. Mit vollem Vertrauen redete ihn Franz sogleich an, und bath ihn, daß er ihm den armen Menschen möchte tragen helfen. Beyde hoben nun den Elenden auf, und trugen ihn zu des Bauern Wohnung, die nicht ferne war. Nun ließ er sich einen Wagen geben, und der Bauer führte den Erschlagenen in den Markt zu Meister Franzen, der es so haben wollte, damit er ihn unter seiner Obsicht hätte, und man ihm eher zu Hilfe kommen könnte.

Dieser Unglückliche war Christian, der von Räubern dieser Gegend überfallen, und so jämmerlich zerschlagen wurde. Franz ließ es an nichts fehlen; er sparte keine Unkosten und keine Pflege, um Christian wieder herzustellen. Am fünften Tage erst war er im Stande, einige gebrochene Worte hervorzustammeln, und nun ließ Franz einen Geistlichen hollen, der seiner Seele pflegen sollte.

Frey und ungeheuchelt sprach Christian zu ihm; entdeckte ihm seine Religion, aber bath den Priester doch um seinen Zuspruch und Trost. Nun erfuhr es auch Franz, wer sein unglücklicher Gast sey, und das Wort Lutheraner fuhr wie ein Donnerschlag in sein Ohr. Alles Gefühl, alle Menschlichkeit wich aus seinem Herzen, und Fanatismus und Menschenhaß drangen an ihre Stelle. Da in dem Orte kein öffentliches Spital war, und niemand sich des Elenden annehmen wollte — denn alle schienen froh zu seyn, daß diese Last auf Franzens Schultern fiel — war Gerber so grausam, den Todtkranken auf die freye Gasse zu setzen, und schloß sein Haus vor ihm zu. Ein alter armer Taglöhner, der sich halb von Arbeit, und halb vom Bettel nährte,

te, gieng vorüber, und nahm den Verstossenen in seine Hütte Und das Geschah, ohne daß sich nur ein Menschenhaar darüber gekrümmt hätte.

Nach einigen Tagen kam Michel an, und stürzte freudig in die Arme seines Vaters. Er erzählte ihm sein unglückliches Geschicke, das Schuld war, warum er nicht eher hatte kommen können, und seine ganze Geschichte bis auf den Vorfall, wo er hatte Soldat werden müßen. O Gott sey Dank! rief Franz, daß ich dich wieder habe, mein Sohn; du sollst nicht mehr aus meinen Armen; ich dachte schon die Lutheraner — O denkt künftig besser von ihnen, fiel ihm Michel ein; ihnen habe ich alles zu danken, alles; daß ich mehr gelernt habe, daß ich klüger und besser geworden bin, ja sogar, daß ihr mich itzt seht, das haben wir den Lutheranern zu danken. Ich war eingesperrt zwischen unübersteiglichen Mauern; jeder meiner Tritte wurde beobachtet, als ich Soldat war: da machte ich mit einem Meister Bekanntschaft, dessen gutes Herz durch mein Unglück gerührt wurde. Er gab mir Arbeit, sonst hätte ich mich kaum des Hungertodes erwehren können, und liebte mich wie sein Kind. Ich lernte seine

Toch-

Tochter kennen, liebte sie und wurde geliebt, und der Vater billigte unser Verständniß, kaufte mich los, und schenkte mir sein Vertrauen in einem so hohen Grade, daß er mich auf mein Wort zu euch reisen ließ. — Wirklich! sagte Franz erstaunt, so viel Gutes haben sie dir gethan? — Ey ey! nun sollte mich's bald reuen — Was Vater! Was? — Und hier erzählte Franz seinem Sohne, wie er mit Christian verfahren. Gott im Himmel! schrie Michel, das habt ihr gethan! — Sogleich eilte Michel fort, erkundigte sich um seinen Aufenthalt, fand ihn und fand — seinen Freund Christian. Welche Freude! — Welche Bestürzung! — O Freund! wirst du auch meinem Vater dieses himmelschreiende Unrecht verzeihen können? sagte Frazens Sohn, und ein Thränenstrom rollte über seine Wangen herab. — Christian drückte seine Hand, nnd ein sanftes Lächeln schwebte auf seinen Lippen. Und du kennst mich noch so wenig, sagte er; dein Vater hat mir ja Gutes gethan — nicht er; die Unwissenheit war grausam gegen mich. Mich schmerzt nur, daß er mich noch haßt; daß ich sterben soll, ohne seine Liebe, seine Freundschaft mit mir zu nehmen. Laß ihn mir kommen, Freund!

Beschluß folgt.

13. Stück.

Das Geboth des HErrn:

Du sollst nicht stehlen.

Vorläufige Einleitung von dem Verlangen des Menschen nach zeitlichen Gütern.

Wir verstehen unter zeitlichen Gütern alles, was man sonst unter die Namen, irdisches Vermögen, oder Geld und Gut begreift. Unsere Selbstliebe äussert sich in dem Verlangen nach zeitlichen Gütern, weil das Mittel sind, theils unsere nothwendigen menschlichen Erhaltungsbedürfnisse zu befriedigen; theils uns die unschuldigen Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen; theils unserer Nebenmenschen Glück zu befördern.

Alle die zeitlichen Güter, worüber jemand das Recht hat, sie nach seinem eigenen Gut-

achten frey gebrauchen und anwenden zu können: oder nach seinem eigenen Gutachten darüber zu schalten und zu walten, nennt man sein Eigenthum; und diese Freyheit selbst sein Eigenthumsrecht. Das hauptsächlichste, was bey den irdischen Gütern zu bemerken ist, betrifft die Erwerbung und die Anwendung derselben.

Regeln.

1) Liebe Geld und Gut nicht mehr, und nicht weniger, als sie werth sind. Es ist dir nicht nur erlaubt, sondern auch Pflicht für dich, Geld und Gut in dem Maaße zu schätzen, als sie dir zu deiner Wohlfarth und zur vollkommenern Ausübung deiner Pflichten gegen dich und andere brauchbar und dienlich sind. Sie weniger lieben, sie mit Gleichgültigkeit, Leichtsinn oder gar mit blinder Verachtung ansehen wollen, würde dich bald mit daraus folgendem Mangel und drückender Armuth bestrafen, dein Leben mühselig machen, und dir tausend Gelegenheiten rauben, andern nutzen zu können. Die Verachtung der irdischen Güter muß mit Vernunft

nunft geschehen. Die Güter der Zukunft gehen den Menschen soweit an, als ihre Erwartung theils ihn beruhigen, theils zu einem weisen Gebrauch der gegenwärtigen antreiben soll: so wie die höhern Güter dieses Lebens keine allgemeine Geringschätzung der kleinern, sondern nur eine vernünftige Verläugnung derselben in dem Falle von mir fordern, wenn jene mit diesen nicht zugleich erhalten werden können.

Aber auf der andern Seite darfst du auch nicht dem Laster des Geitzes fröhnen, oder Geld nnd Gut über ihren Werth lieben und schätzen. Die kindische Thorheit des Geitzes ist von allen Seiten sichtbar. Denn da alle irdischen Güter an und für sich selbst kein unmittelbares Stück unserer Vollkommenheit sind, sondern nur durch den guten Gebrauch, den wir von ihnen machen, einen Werth für uns erhalten können; so liebt sie der Geitzige, der sie blos haben und besitzen will, um sie zu haben und zu besitzen, der sich aufs höchste mit kindischer Freude an dem Anblicke derselben belustigen, sie aber nie gebrauchen und anwenden will, ich sage, der

Geitzige liebt die irdischen Güter also ohne ihren Werth. Wenn er schon träumt, daß ihm sein Vermögen helfen könne, so geschieht dieß doch nicht, und wird nie geschehen. Er hat oft in dem drückendsten Mangel oder Bedürfniß das Herz nicht, zur Bestreitung seiner dringendsten Ausgaben sein Vermögen anzugreifen. Er kann mitten im Ueberflusse verhungern, und bey dem größten Reichthume der ärmste Mensch seyn. Alles mangelt ihm, was er noch nicht besitzt; mithin ist sein Mangel der allergrößte. Sein Geld hilft ihm nicht zur Zufriedenheit und Ruhe. Es macht ihm keine Freunde. Es ist in seinen Händen für seine und anderer Menschen Wohlfarth völlig todt.

Dagegen treibt ihn sein Geitz zu den unruhigsten und beschwerlichsten Arbeiten; zu den gefährlichsten und oft auch wohl zu den niederträchtigsten Unternehmungen; foltert ihn mit beständiger Furcht und ängstlichen Sorgen bey Bewachung seines Vermögens; läßt ihn bey jeder Gefahr des Verlustes zittern; und oft bey dem wirklichen kleinsten Verluste untröstlich in verzehrenden Gram

ver-

versinken, der sich nicht selten mit dem Selbstmorde endiget. Ein abscheulich dummes Laster! Kein gesunder Begriff von seiner wahren Glückseligkeit und Bestimmung, von der über unsere Schicksale wachenden Vorsehung, von den Verbindlichkeiten gegen andere Menschen, kann in dem Verstande desjenigen leben, der den Goldklumpen anbetet. Und wenn der Geitz bey einem Menschen herrschend geworden ist, so kann er die Quelle der abscheulichsten Verbrechen, der grausamsten Ungerechtigkeiten, des Meineides, der niederträchtigsten Verrätherenen, und überhaupt der schändlichsten Laster werden. Denn das Geld ist das höchste Gut eines solchen Menschen. Hüte dich vor dieser schlechten Gesinnung, so viel du kannst: und vergiß es nicht, daß der Geitz bey Armen sowohl, als bey Reichen wohnen könne; weil er nicht in dem Besitze des Vermögens an sich, sondern in der übermäßigen Liebe desselben besteht.

2) Was die Erwerbung der zeitlichen Güter betrift, so vermeide alle ungerechten Mittel und Wege, und bediene dich nur der gerechten. Dieß fordert nicht nur deine eigene Vollkommenheit, sondern die Theorie

der

der gesellschaftlichen Pflichten wird dich auch künftig lehren, daß, wenn du auch auf dem Wege der Ungerechtigkeit noch soviel zu gewinnen scheinest, dein Verlust noch grösser, als der Gewinn durch dieselbe werde.

Erstlich: vermeide alle ungerechten Mittel der Erwerbung.

Du erwirbst dir alsdenn auf ungerechte Weise ein zeitliches Gut, wenn du dir ein Eigenthum auf die Art anschaffst, daß dadurch das alte Eigenthumsrecht, welches ein anderer schon daran hatte, gekränkt wird. Dieß kann geschehen, theils auf eine grobe Art: Wenn der rechtmäßige Eigenthümer dem Uebergange seines Eigenthumsrechts auf dich ausdrücklich widerspricht; oder seine Einwilligung darinn gänzlich zurückbehält, oder sie zu geben, mit unsichtbarem Unrechte gezwungen wird. Hieher gehören alle gewaltthätige Beraubungen und Entwendungen, gegen die sich der Eigenthümer entweder setzt, oder die ihm mit gänzlichem Mangel seiner Bewilligung gemacht werden; alle Unterdrückungen, Erpressungen in der Noth, Vorenthaltung des verdienten und versprochenen Lohns, Verheim-

heimlichung gestohlnen Guts oder einer gefundenen Sache, wo ich mir keine Mühe gebe, den wahren Eigenthümer ausfindig zu machen, u. s. w. theils auf eine feinere oder verstecktere Art. Und diese ist wider gedoppelt.

Wenn ich die Zustimmung des andern zur Veräusserung seines Eigenthumsrechts an mich geflissentlich erschleiche. Hieher gehören alle Betrügereyen und Bestechungen; alle Vervortheilungen im Handel und Wandel, durch falsches Maaß und Gewicht; alle betrügerische Anpreisungen schlechter Waaren; alle eigene Verfälschungen des Geldes oder der Waaren; alle falsche Ueberredungen, die den Gewinn des Eigenthumsrechts eines andern an einer Sache zur Absicht haben; alles betrügliche Betteln; alles betrügerische und unbesonnene Schuldenmachen u. s. w. Da bey allen Menschen die Selbstliebe vorausgesetzt werden kann; so ist es dir nicht erlaubt, den Verstand des andern auf irgend eine Art zu hindern, daß er seinen Vortheil nicht sehe, oder etwas zu thun, wodurch der andere von der bessern Erkenntniß seines Vortheils abgeleitet und dagegen in Irrthum und falschen

Meynungen zu seinem Schaden und deinem Vortheile gezogen, und durch diese Hinterlist dahin gebracht werde, dir dem Scheine nach mit freyer Entschliessung ein Eigenthumsrecht abzutreten; was aber nicht geschehen seyn würde, wenn du ihn nicht getäuscht hättest.

Du erwirbst dir auch alsdenn auf ungerechte Art ein Gut, wenn du die Schwachheit und Uebereilung eines andern in unbedachtsamer freywilligen Abtrettung seines Eigenthumsrechts schändlich benutzest. Alle Menschen haben nicht einerley Grad von Beurtheilungskraft. Da, wo du mit Gewißheit siehest, daß dein Nebenmensch mit ganz eigener freygefaßten, von dir gar nicht erschlichenen Entschliessung dir ein solches Eigenthumsrecht abtreten will, das ihm durchaus zu seiner Wohlfarth nöthiger und unentberlicher ist, als dir, oder wodurch ihm ein grösserer Schade, als dir Vortheil erwächst; da bist du schuldig der Vormund deines schwächern und zu gutherzigen Nächstens zu seyn; da kannst du kein braver Mañ bleiben, wenn du seine Schwachheit zu seinem Schaden benutzen und sein Geschenk annehmen

woll.

test. Eben darum sind auch in wohlgeordneten Gesellschaften alle Verträge über Geld und Gut mit Kindern, Minderjährigen und erwachsenen Unfähigen, mit Recht verboten.

Ein Mensch, der sich solcher niederträchtigen Ungerechtigkeiten schuldig macht, muß sehr schlechte Begriffe von seiner wahren Glückseligkeit haben; denn er arbeitet ihr gerade entgegen. Er verscheucht seine Zufriedenheit; gräbt sich Quellen der bittern Reue; raubt sich das Bewußtseyn eines ehrlichen Mannes; setzt sich dem Verluste seines guten Namens bey andern, und der gerechten Bestrafung in der menschlichen Gesellschaft blos; und ist durchaus zur vollkommnen Wiedererstattung des mit Unrecht an sich gebrachten Guts an den Eigenthümer oder dessen Erben, und zur gänzlichen Schadloshaltung verbunden.

Zweytens: Aber welches sind die gerechten Erwerbungsmittel zeitlicher Güter?

Rechtmäßige Erbschaften. Bist du aber überzeugt, daß dein Erblasser dir ungerecht erworbenes Gut hinterlassen, kennst du die rechtmäßigen alten Eigenthümer, und siehest

sie

sie vielleicht in der dadurch verursachten Noth noch leiden; so entledige dich als Erbe des ungerechten Antheils. Das wird dir ein ruhiges Gewissen, Ehre und Liebe erwecken. Ist die etwanige begangene Ungerechtigkeit aber schon in ihren Beweisen zu dunkel; so würde die späte Wiedererstattung und rechtliche Ausmittelung des stärkern Eigenthumsrechts in den meisten Fällen mehr Unordnung, als Nutzen in der Gesellschaft stiften; aber dein armer Mitmensch hat dann Ansprüche auf deine Wohlthaten.

Freywillige Gaben, und Geschenke von denen, die reicher sind als du, über das Gut, welches sie dir abtreten, die das Eigenthumsrecht haben, und durch Abtrettung desselben an dich, dich nicht wohlhabender machen, als sie selbst bleiben. Wo dir jemand unter diesen Voraussetzungen ein Eigenthumsrecht abtritt, da hat die Gerechtigkeit nichts darwider, daß du es nicht annehmen könntest.

Die Zueignung eines solchen Guts, wovon der alte Eigenthümer aller angewandten

Be=

Bemühungen ohngeachtet, nicht mehr ausgemittelt werden kann, und weder der Gesellschaft, noch sonst jemanden ein näheres Recht darüber zusteht.

Das beste und allgemeinste Erwerbungsmittel zeitlicher Güter ist die Arbeitsamkeit, oder die vernünftige Anwendung unserer Kräfte zur Vollbringung nützlicher Geschäfte. Es ist schon gezeigt, daß die Arbeitsamkeit eine Quelle der Gesundheit, des Vergnügens, der Zufriedenheit, der mehrern Geschicklichkeit und Vervollkommung unserer selbst, und der Ehre und Hochachtung bey andern sey, und daß hingegen Faulheit und Müßiggang, die Erschlaffung unserer Kräfte, Krankheiten und Verachtung nach sich ziehen, und eine Quelle vieler Unordnungen und Vergehungen werden können, weil sie den Leidenschaften und der Einbildung Muße und Freyheit auszuschweifen verschaffen. Da aber auch diese Tugend das schönste Erwerbungsmittel zeitlicher Güter ist, so wollen wir sie hier etwas näher kennen lernen.

Jeder Mensch ist schuldig, seine Kräfte in nützlichen Arbeiten thätig seyn zu lassen, denn zu keinem andern Zwecke sind sie ihm verliehen. Auch der Reiche, er mag nun seinen Reichthum einer Erbschaft oder seinem noch bewiesenem Fleiße, oder andern Zufällen zu verdanken haben; ist darum keinesweges berechtiget, seine Kräfte im Müßiggange zu verschleudern, weil ihn sonst gewiß alle elende Folgen des Müßigganges treffen, und die schönen Früchte der Arbeitsamkeit mangeln werden; und weil er auch sogar schuldig ist, durch fortgesetzten Fleiß seine irdischen Güter zu vermehren, um durch eine gute Anwendung derselben nach den Regeln der Sparsamkeit, die man kennen lernen muß, sich und der Welt immer mehr nützlich zu werden.

Allein, wir können um der Verschiedenheit unserer Kräfte, Neigungen, Bedürfnisse und Gegenstände willen nicht alle auf einerley Art geschäftig seyn. Dabey würde auch weder das Glück eines einzelnen Menschen, noch einer ganzen Gesellschaft bestehen können. Daher giebt es unzählige Ordnungen, Stände,

de, Lebensarten und Handthierungen, in welche sich die Menschen vertheilen.

Das, was die meisten nützlichen Beschäftigungen eines Menschen in seinem Leben in sich faßt; das, worinn seine Kräfte am öftersten und vorzüglichsten thätig sind, und woher die Welt seinen eigentlichen Beytrag zum allgemeinen Wohl erwartet, nennt man den Beruf eines Menschen.

Glücklich ist derjenige, der sich gerade in einen solchen Beruf gesetzt sieht, der seinen Kräften recht angemessen ist, für den er gerade gebohren war! Denn ihm sind alle seine Beschäftigungen, die er darinn findet, Quellen des Vergnügens. Er giebt sie mit Lust, und sie gehen ihm glücklich von statten. Die Gesellschaft findet sich in ihren Erwartungen von ihm nicht betrogen. Er segnet sie mit Vortheilen nach dem Maaße, als es der Wirkungskreis seines Berufs zulassen will. Allein, dieß ist leider der seltenste Fall, und er zeichnet sich da, wo er ist, sehr geschwinde aus. Ein für seinen Beruf gebohrner Mensch zieht bald die Aufmerksamkeit anderer auf sich, und läßt seine ungeschicktern

Be-

Berufsverwandten sehr weit hinter sich zurück. Allein, sage ich nochmals, es ist leider der seltenste Fall, daß ein Mensch mit seinem rechten Berufe zusammenkommt.

Stolz, Geiz, Unwissenheit, Vorurtheile und geprüftes Gutachten derer, denen wir in der Kindheit und Jugend unterworfen sind, und tausend andere Zufälle und Verbindungen entscheiden gemeinniglich in unserer Kindheit unser künftiges Schicksal von dieser Seite, bestimmen unsern Beruf, und stossen uns in eine Lebensart, bey der vielleicht von denen, die sich mit ihrer guten Wahl über uns viel wußten, alles übrige, nur nicht das bedacht war, ob wir uns in dieselbe passen würden oder nicht? Daher so viele Reiche in Palästen, unfähig zu befehlen, gebohren zum gehorchen! Daher so viele Helden, die bey der kleinsten Gefahr zittern, oder gleich dem gedankenlosen Pfosten mit starrer Unentschlossenheit da stehen! Daher so viele Räthe, die andern rathen sollen, und selbst kaum einer undeutlichen Vorstellung fähig sind! Daher so viele Lehrer, in deren Köpfen entweder egyptische Finsterniß ruhet, oder die sich mit ihrer ganzen Lehrgabe aufs höchste

bis

bis zu der Fertigkeit eines albernen Nachbeters hinaufschwingen können! Daher so viele Stümper in allen Gewerben, Handthierungen und Lebensarten der Menschen! Wäre ein jeder an den Platz gestellet, wo er hingehört, er würde ihn würdig behaupten. Aber so giebts unzählige mehr oder weniger verwahrlosete Köpfe, je nachdem die natürliche Anlage ihrer Kräfte, mit dem Berufe, zu welchem sie verdammt sind, in grösserem oder geringerem Widerspruche steht.

Sey es denn nun, wie es sey, so bleibt kein anderer Rath übrig, als der: Bist du noch in keine besondere Lebensart eingewiesen, sondern hast noch Freyheit zu wählen; so wähle denjenigen Beruf, der sich am besten für deine Kräfte und Neigungen schickt, für den du gemacht und an Gaben ausgerüstet bist, dessen pflichtmäßige Abwartung dir das meiste Vergnügen schaft. Ist dein Beruf aber schon festgestellt, und bist du in denselben schon eingewiesen, du schickst dich aber ganz und gar nicht zu ihm; siehest hingegen, daß die Möglichkeit, ihn mit einem andern, für dich schicklichern zu vertauschen, leicht sey; daß diese Veränderung ohne Verletzung

höherer Pflichten geschehen könne; daß die dabey zu besiegenden Schwierigkeiten den Beschwerlichkeiten bey weitem nicht die Wage halten, mit denen du beym Ausharren in deinem alten Berufe bis an deinen Tod fruchtlos zu kämpfen haben würdest; so laß den alten fahren, und tritt in den für dich bessern. Siehest du aber, daß eine solche Veränderung mit so vielen Schwierigkeiten verbunden sey, daß sie nun, wenn sie zu spät geschehen sollte, dir und der Gesellschaft mehr Schaden als Vortheil bringen würde, und kannst du dich dabey mit den Pflichten deines Standes, wenn sie dir schon nicht die liebsten sind, doch einigermassen aussöhnen, und ihrer Ausübung einigen Geschmack abgewinnen; so bleibe in deinem Berufe, und suche ihm mit der dir möglichsten Treue vorzustehen.

13.

Fortsetzung.

Karl von Lindenberg

eine Erzählung.

Rosine. (Eine Thräne trat ihr ins Auge, und ein langes, schwergezogenes Ach! aus dem beklommenen Herzen mußte erst der Sprache wieder die Bahn öffnen.) Glücklich! —

Lindenberg. Wie? Sie weinen! — Ich dächte, Sie wären dem Glück auf dem Wege. Ihr Herr Vater sagte —

Rosine. Ach! Sie wissen also —

Lindenberg. Daß Sie einem Manne die Hand geben, der ihr und der ganzen Familie Glück machen wird.

Rosine. Soll — O möchte er's! — Möchte er wenigstens dem Wunsche meiner Aeltern

entsprechen! — ich will — will gerne unglücklich seyn. — —

Häufige Thränen erstickten die Rede; Lindenberg erschrack, als fühlte er die Erde unter sich beben, und bald — von gleichem Schmerze ergriffen — stürzten auch seine Thränen über die glühend heiße Wange. Ha! Sie unglücklich! — rief er auf. Nein, Gott walte es! das sollen Sie nicht. Gott freut sich nicht der Leiden edler Seelen. Und wenn kein Glück auf Erden mehr übrig wäre für Sie, so wird Ihnen Gott ein neues schöpfen. —

Aber sagen Sie mir, wie sind Sie unglücklich? — Sie lieben ihn wohl nicht? — Oder liebten Sie schon vorhin einen andern? — O ich bitte Sie! vielleicht läßt sich noch ein Mittel ausfindig machen.

Rosine. Ich weiß keines. Der Zeitpunkt ist zu nahe, wo ich einem Manne — —

Lindenberg. Den Sie nicht lieben —

Rosine. Den ich nicht lieben kann. Ein rauher ungestümmer Polterer, Wittwer und Vater zweener ausgearteter, boshafter Jungens, von denen ich mir die niedrigsten Begegnungen zu versprechen habe.

Lindenberg. Wie! Und ihr Vater nennt das das Glück seiner Tochter machen! — Grausamer Vater! —

Rosine. Sie irren, Herr! Er liebt mich wie sein Augenlicht; er meint es gewis von Herzen gut mit mir: aber eben diese Liebe, diese Zärtlichkeit wird nun für mich eine Quelle unzahlbarer Schmerzen. Er kennt die Welt, und weiß, daß man in der Welt eine schlechte Figur macht, wenn man nichts hat: nun denkt er das Glück seiner Tochter vollends gemacht zu haben, wenn er sie an einen Mann hängt, der Geld, Karakter hat und beynebens ein geltender Mann ist.

Lindenberg. Aber eben weil er Sie liebt, weil er ihr Glück machen will, würde er ihren Vorstellungen weichen müssen, wenn Sie ihm ihr Inneres öffneten, wenn Sie ihm sag-

ten, daß die Bedürfnisse der Liebe ganz andere sind als die des Oekonoms; daß Liebe ihr Glück macht, und nicht Geld, und kurz, daß Sie mit dem Manne ihr Lebtag nie glücklich seyn werden, daß er ihre und ihres Vaters Hofnungen täuschen wird, weil Sie ihn nicht lieben.

Rosine. Glauben Sie, ich dürfte einem Manne von Liebe vorschwätzen, der so mechanisch geheurathet hat, daß er bey meiner Mutter ihr ganzes Vermögen und alle ihre Umstände gewußt hat, ihre Aeltern und Freunde gekannt hat, nur sie selbst nicht, und nicht eher sie gesehen, als zween Tage vor der Hochzeit? — Würde ich ihm nicht eine ganz unverständliche Sprache reden, weil sie seinem Herzen unbekannt ist? Würde er mich nicht eine Thörinn, eine Modedocke schelten, und die Folge? —

Lindenberg. Wie aber, wenn Sie den Mann durchaus nicht wollen, den Ihnen ihr Vater vorschlägt?

Rosine. Muß ich nicht? — Ists nicht der Wille meines Vaters, daß ich heurathe, — den heurathe? und muß ich nicht gehorchen?

Lindenberg. Ohne Ausnahme?

Rosine. (Sah ihm mit Würde ins Gesicht, und drückte ihm die Hand.) Ich kenne meine Pflicht zu gut, als daß ich mich durch was immer für eine Entschuldigung derselben entziehen sollte. Meine Pflicht ist unbedingter Gehorsam, wo es das Wohl meiner Aeltern betrift — selbst Aufopferung des meinigen — nun wird aber mein Vater, meine Geschwisterte in glücklichere Umstände durch diese Heurath gesetzt.

Lindenberg. Nur Sie nicht.

Rosine. Ist es unmöglich? — Ich werde Gott bitten, daß er dies Herz für den entflammt, in dessen Arme mich die Vorsehung wirft; es soll meine tägliche Beschäftigung seyn — ihn lieben zu lernen.

Lindenberg. Engels Seele! Ihre Tugend — (für sich) Ach sie giebt mir den Tod.

Es war schon sehr spät am Abend, und Lindenberg kehrte voll des Bildes, das

Rosine in seine Seele gedrückt hatte, in tiefesten Schmerz versenkt, den ihre hohe Tugend seinem Herzen eingrub, — nach Hause, und die Nacht war wie der Tag — schlaflos und traurig.

Immer schwebte Rosinens Bild vor Lindenbergs Seele, er schlummerte, träumte, und wachte wieder, bis das Morgenroth am Himmel war.

Da am frühen Morgen verließ er sein Lager, gieng hin auf Gottes freye Feld, und hörte der Morgensängerinn, der Lerche zu, wie sie trillerte, und sang und sich in die Lüfte empor hob.

Lindenberg fühlte unaussprechlich vieles in seinem Herzen — mit Thränen im Auge schlich er durchs weite Feld, bis er an einen wilden Rosenstrauch kam, da blieb er eine Weile lang stehen, athmete und seufzte wieder — du! fieng er endlich an! Wohlthäterinn der Menschen! gütige Natur! — du — bist die einzige meiner Freundinnen, du öffnest mir wohlthätig deine Arme, mit dir darf ich vertraut

spre-

sprechen! o wie schön sind diese wilde Rosen, die Kinder deiner Liebe — wie geschäftig durch verschwenderische Gerüche uns Wonne und Freude zu geben!

Hier diesen gütigen Blumen will ich es anvertrauen, daß ich Rosinen Liebe, daß ich Sie mehr als mein Leben liebe — heilig soll mir dieser Ort von dieser Stunde an seyn, und wenn Rosine ihre Täge in den Armen eines andern verlebt, so wird Lindenberg hier täglich die Gottheit bitten, um Glücke und Wonne über Rosinens Haupt, und bis der Winter diesen Strauch entblättert, wird vielleicht auch Lindenberg nicht mehr seyn — denn soll in künftigen Fruhejahr Rosine über diese Gegend gleiten, meinen Grabhügel sehen — und du guter Rosenstrauch — der du meine Asche umschattest — und du solst ihr auch werth seyn.

So schwärmte Lindenberg täglich, und die Heftigkeit seiner Leidenschaft raubte die Rosen von seinen jugendlichen Wangen, man sah die Schwermuth in seinem Auge, und seine verlöschende Gesundheit machte ihn der Blume ähnlich, die langsam dahinwelkt und stirbt.

Rosine

Rosine war die erste die um Lindenbergs Umstände besorgt war; das Mädchen liebte den Jüngling, und gleicher Gram verzehrte ihre zärtliche Seele.

Seit der letzten Unterredung sprachen sich, Karl und Rosine, sehr selten, sprachlos stunden sie da, wenn sie sich begegneten, sahen sich an, und weinten. Es war bald Niemand in der Gegend, der den tödtenden Kummer nicht merkte, der die Liebende verzehrte, nur merkte ihn Rosinens Vater, der alte Blumeneck, und Junker Velten, ihr bestimmter Bräutigam nicht.

Rosinens Vater hatte zwar kein verdorbenes Herz, allein die heftigste Leidenschaft, die er von Jugend auf zu der Jagd hatte, machte ihn weniger empfindlich, als er es seiner Natur nach wirklich war; immer Jagen und Jagen schläferte sein Herz zum Gefühle sanfterer Triebe ein, und der beständige Umgang mit Pferden und Hunden raubte seinen Freunden und Kindern den Genuß eines geselligen Umganges. Auch hatte Blumeneck manche boshafte Streiche der Men-

schen

schen empfunden, und bekümmerte sich daher wenig mehr um ihren Umgang.

Das Geschöpf, das er am meisten zu lieben schien, war Pandur, ein grosser Budel. Pandur besaß viele Geschicklichkeit, war treu, und wachsam, und rettete seinen Herrn schon einmal vom Tode, denn Rosinens Vater stürzte in einen Bach, und würde unfehlbar ertrunken seyn, wenn nicht der Budel ihn aus dem Wasser gezogen hätte. Seit dieser Zeit war Pandur der einzige Freund des alten Blumeneck, und er sprach niemals ohne Herzenswärme von seinem Budel.

Blumeneck und Pandur jagten nun die meiste Jahrszeit tapfer herum. Es fügte sich aber unglücklicher Weise, daß Pandur ein grosses wildes Schwein ausspürte. Das Schwein stemmte sich gegen den Hund, und versetzte ihm eine tödtliche Wunde. — Blumeneck sah den schrecklichen Kampf und Pandurs Verwundung, da er aber jenseits des Wassers war, konnte er seinen treuen Pandur nicht retten.

Trostlos kehrte der Jäger nach Hause, suchte noch dieselbe halbe Nacht durch mit seiner Tochter den verwundeten Hund auf, aber vergebens. —

Mittlerweile erholte sich der arme Pandur von seiner Verblutung wieder, richtete sich auf, und wollte mit wankenden Füssen seinem Herrn nach: allein der arme Hund war so entkräftet, daß er nicht weiter kommen konnte, als bis an Junker Veltens Schloß, wo er leider ohnmächtig hinsank. —

Junker Velten kannte zwar gleich den Hund seines zukünftigen Schwiegervaters; allein statt ihn zu willkommen, jagte er das arme Thier noch mit Prügel aus seinem Schlosse, warf Steine hinter ihm nach, und wollte dieses Schinderaaß, wie er sich ausdrückte, nicht an seiner Schwelle krepiren lassen. Pandur kroch auf allen Vieren aus dem Schloßhof, versteckte sich auf offenem Feld unter einem Nußstrauch, und erwartete dort das Ende seines Lebens.

Es war schon Mitternacht vorüber, und Rosinens Vater suchte noch immer den treuen

Hund

Hund — alter, treuer, lieber Pandur! schrie Rosine, und der Wiederhall wiederholte ihre Stimme, alter, lieber, treuer Pandur — aber Pandur war nicht zu finden.

Der Morgen grauete, und Blumeneck durchstrich alle Gegenden, und machte sich noch immer Hoffnung seinen Hund zu finden. Jeden, der ihm begegnete, fragte er um seinen Budel, und erzählte ihm mit Thränen im Auge sein Verhängniß.

Blumeneck kam auch zu Velten und klagte dem Junker seinen Verlurst; allein der Junker begegnete ihm mit harten Worten, nannte ihn einen alten Narren, und spottete seiner Thränen.

Blumeneck erfuhr auch durch einen Diener Junker Veltens Verfahren mit seinem sterbenden Budel, man erzählte ihm, wie er den verwundeten Hund mit Prügel aus dem Schloß gejagt, und mit Steinen verfolgt.

Bey dieser Nachricht war Blumeneck ausser sich. Um Himmels willen! schrie er auf

Jun-

— Junker Velten konnte so meinem Hunde begegnen, meinem Pandur, der mir mein Leben rettete — abscheulicher Unmensch — und dir sollte ich meine Tochter zum Weibe geben — geh suche dir eine Bärinn zur Gattinn, oder eine Wölfinn zum Weibe, denn nur die werden mit deinem Herzen harmoniren.

Ein armes sterbendes Thier in der letzten Stunde seines Lebens so zu mißhandeln — einem Geschöpfe des Schöpfers in der Stunde des Todes seine Schmerzen zu vervielfältigen — dem treuesten Gesellschafter der Menschen! einem guten Budel so zu begegnen — Barbar! zu welchen Grausamkeiten bist du nicht aufgelegt! und ich sollte dir meine Tochter geben? — Eine Schlange, die mein Haus vergiftet, mein Kind gebissen hätte — eine Schlange will ich dir zur Strafe zum Weibe geben, und diese wird mir noch Vorwürfe meiner Grausamkeit machen, so schrie der erbitterte Blumeneck, und eilte wie ein Rasender zu Rosinen zurück. —

O Geliebte meiner Seele! sagte er, verzeih deinem Vater — ach! wie hätte er dich

unglücklich gemacht, ich wollte dir den Junker Velten zum Manne geben, wollte eine Taube mit einem Geyer vermählen, ein Lämmlein mit einem Wolf. O verzeih Rosine, meine Absicht war nicht, dich unglücklich zu machen.

So sprach der Alte, und Thränen rollten häufig aus seinen Augen als er Rosinen Veltens Betragen gegen seinem sterbenden Pandur erzählte. — Ach! Rosine, setzte er hinzu, ich will diese Geschichte malen lassen, es soll ein herrliches Gemälde werden — hier soll der Maler aufzeichnen, wie mich der Budel aus dem Wasser rettet, hier, wie ich Velten dankbar meinen Erretter aufführe, wie ich ihm, dem Junker, meine Tochter zum Weibe versprach, und dort will ich dem sterbenden Budel malen lassen, wie er winselnd Hilfe bey Junker Velten sucht, wie sein sterbendes Aug ihm sagt, habe Erbarmen mit mir, ich habe deinen Schwiegervater gerettet; denn soll Velten gemalt werden, wie er den armen Budel mißhandelt, wie er Steine nach ihn wirft, wie er ihn verstosset — — und wenn ein Jüngling um dich werben soll,

Rosine,

Rosine, so will ich ihm dieß Gemälde zeigen — und kann er es kaltblütig ansehen, kann er Veltens Bildung betrachten, ohne daß er dem Gemälde ins Gesicht speyet — so will ich ihn aus dem Hause jagen, den er muß auch aus Veltens Geschlecht seyn, und nun liebe Rosine, will ich mir ein Sprichwort angewöhnen; so wie dieses, drückt keines das Gemälde einer schlechten Handlung aus. — Wenn je ein Bube die niedrigste der Thaten verübt hat, so will ich sagen, er handelte wie Junker Velten mit meinem Budel.

Rosine wandte alle Mühe an ihren Vater zu trösten, alles was Liebe und Zärtlichkeit nur immer sagen konnte, sagte auch die gute Rosine. Kaum war ihr Vater ein wenig beruhigt, kaum schloß ein sanfter Schlummer sein Aug, als sich Rosine zur Erde warf, und der Vorsicht dankte, die sie so gütig von Junker Velten befreyte.

Sanfte Hoffnungen stiegen in ihrer Seele auf, vielleicht dachte sie, ist er mir bestimmt, der Redliche! vielleicht wird Lindenberg mein Gatte werden, so sprach sie, und eine Thrä-

ne der Dankbarkeit gegen den Allgütigen zitterte in ihrem Auge.

Mittlerweile als alles dieses vorgieng, schwärmte Lindenberg seiner Gewohnheit nach bey manchen schönen Abend, bey mancher schönen Sternennacht in Feldern und Gebüschen herum, und dachte an das gute Mädchen Rosinen.

Den nämlichen Abend, als der redliche Pandur aus Junker Veltens Haus gejagt wurde, und sich unter den Nußstrauch flüchtete, saß Lindenberg unweit der Linde, wo er Rosinen zum erstenmale sah. Mit einem Herzen voll von Frömmigkeit und Tugend bethete er zu dem Ewigen, und machte die Gottheit zur Vertrautinn seiner Liebe. — Du Vater der Menschen, bethete er, du weißt den innersten meiner Gedanken, du weißt meine Absicht, aus der ich Rosinen liebte, ihr Herz ist rein, ihre Seele gut; laß mich, wenn es dir gefällt, an der Seite dieser Frommen, meine Tage verleben, dich Allvater verherrlichen — dich zu lieben soll das Geschäft unserer Liebe seyn.

So bethete Lindenberg, und wo ist der Liebhaber in unsern Zeiten der mit ihm so bethet? Frömigkeit und Tugend waren nur Handlungen der Vorwelt, heut zu Tage schämt man sich der Tugend und ist Stolz aufs Laster, Heiligkeit der Sitten ist selten mehr die Zierde des Jünglings, und Tugend nicht mehr der Brautschatz des Mädchens, Absicht, Geld sind die Beweggründe des Freyers, die meisten Heurathen sind Heurathen par Raison, Heurathen, an denen das Herz keinen Antheil hat. Lindenberg wuste leider dieses — allein er setzte sich in seiner Denkart um ein Jahrhundert zurück, und wollte sich ein Mädchen wählen, wie sie der alte Deutsche mit seinem Spitzhut und seinem Kneblbart und Bundschuhen gewählt hatte. Es ist besser, sagte er, den Sitten der Zeiten zu folgen, wo der Mann noch Mann war, wo ein Händedruck — Freundschaft und das Wort die Sache bestimmte, es ist besser, sagte er, diesen Sitten zu folgen, als denen Sitten der Zeiten, in denen die Tugend so wenig Werth hat.

Die Fortsetzung nächstens.

13.

Der gute Christian.

Beschluß.

Franz kam und trat schüchtern und schaamroth vor das elende Lager Christians, und sein Mund verstummte. Sanft und liebreich nahm ihn dieser bey der Hand, und sagte: ich fühle, daß ich sterben werde; laßt euch noch für eure Liebe danken, ihr seyd ein guter Mann; aber ein blinder Eifer hat euer Herz partheyisch gemacht. Gewährt einem armen Menschen, der dem Tode nahe ist, eine Bitte — — seine letzte Bitte. Vergeßt, daß ich nicht eures Glaubens bin, und hört auf unschuldige Menschen zu hassen, die euch kein ander Leid thun, als daß sie anders denken, als ihr denket. Liebet und thut Gutes jedem Menschen ohne Unterschied der Religion; wir sind ja alle Brüder. Franz zerfloß in Thränen und verbarg sein Gesicht, das Schaam und Verwirrung bedeckten. O, rief er, was war ich für ein Ungeheuer! — Warum muß ich itzt erst von meinem Irrthum überzeugt werden! —

Eure Hand, rief ihm der von Leiden erschöpfte Christian mit schwacher Stimme entgegen, eure Hand, guter Mann! Nun sterbe ich mit Freuden, sterbe mit der vollkommensten Zufriedenheit meines Schicksals, so traurig es auch immer für mich war. Ich nehme die Freude eines Sieges mit ins Grab, der alle Siege stolzer Helden an Herrlichkeit übertrift — — des Sieges der Menschheit über den Fanatismus. Laßt euch meine sterbende Lippen auf die eurigen drücken, dieser Kuß sey der erste Beweiß eurer Liebe — der Beweiß, daß ihr euch wieder mit der Menschheit versöhnt habt. Lieber Freund! sagte er zu Micheln, als wir einander in S.. bey deiner Abreise traurig Lebewohl sagten, unsere Herzen Unglück ahndeten, und wir uns zum Letztenmal zu sehen schienen, giengst du nicht von mir in dem bangen Wahne, daß das Schicksal unsere Wege auf immer geschieden habe, daß wir ewig würden getrennt werden?

Michel. Ach ja, lieber Christian! ich dachte nicht anders.

Christian. (heiter lächelnd) Nun du bist deinen Weg gegangen, ich den meinigen — beyde

beyde den, den uns die Vorsicht vorgezeichnet hat, und hier kommen wir wieder zusammen, sehen uns, und genüssen die selige Wonne, uns als liebende Freunde zu umarmen: nun reisen wir wieder voneinander — weine nicht; Lieber! — trennen uns hier; und (bedeutend) sehen uns wieder. — —

Das waren Christians letzte Worte. Er hatte sich zu sehr angestrengt, und verfiel nun in eine Mattigkeit, wo er allen Gebrauch seiner Sinne verlohr. Seine Lippen schwiegen, aber sein Geist bethete, und war voll der seligsten Ahndungen von der Ewigkeit.

Nach zween Tagen starb der Edle, und Franz und sein Sohn beweinten in ihm nicht den Tod eines Menschen, den Tod eines guten, geliebten Freundes — mehr noch! das Verschwinden eines guten Engels.

Sein Leichnam wurde ganz der Sorgfalt und Willkühr Franzens überlassen, denn man hielt ihn für unwürdig, unter andern Todten zu ruhn. Das drang Franzen tief in die Seele. Vater! sagte Michel, es ist doch allenthalben Erde; Christian gehörte auch im

Leben nicht unter die gewöhnlichen Menschen; er war zu gut für sie; er soll auch im Tode außer ihrer Gemeinschaft seyn. Es ist gut, daß er nicht liegt, wo Thoren und Weise, der Gute und der Böse untereinander geworfen faulen, denn ich fürchte, es möchten sich noch die Knochen eines Schurken an ihm reiben. Draussen Vater! auf der Wegscheide laßt uns ihn beerdigen; da bleibt er den Menschen im Gedächtniß, und ist nach langen Jahren noch eine kräftige Lehre. Was soll er in einem abgelegenen Winkel des Kirchhofes machen? man sucht die Todten ohnehin nicht, aber hier muß er jedem ins Aug fallen, und jeder Gute, der vorüber geht, wird seine Asche segnen.

Hast Recht, Michel! sagte Franz, und ich will ihm ein Denkmal setzen lassen von Marmor, so schön und kostbar ich es vermag. Gut! sagte der Sohn, und ich pflanze herum drey schlanke Tannen, die mit ihrem schwarzen Schatten sein Grab decken sollen.

Noch sagt der Leichenstein dem Wanderer, wer Christian war, wie edel und gut er war,

und

und wie Franz mit ihm verfahren. Unsere Nachkommen, sagte Meister Gerber, mögen es wissen, daß ich gefehlt habe, und durch mein Beyspiel belehrt, besser werden.

Wie mehr Christians Charakter durch das Gute und Edle, das ihm eigenthümlich war, dem Leser auffallen wirb, desto mehr fürchte ich auch wird man die Wahrheit der wirklichen Existenz dieses Mannes bezweifeln, oder wenigstens nicht begreifen können, wie ein Mensch in der Lage, in der Christian sich als Handwerksgeselle wahrscheinlicher Weise von jeher mußte befunden haben, so habe denken, so handeln können.

Ich finde es nöthig meinen Lesern diesen Zweifel zu heben; und gut, sie mit einem Manne genauer bekannt zu machen, dessen Leben vielen eine nützliche Lehre seyn wird. Ich weiß, wie viele Feenmärchenleser es giebt, die nur seltne Begebenheiten und wunderbare Entwicklungen lieben, und denen also alles, was noch von dem guten Christian folgt, langweilig seyn wird, aber für diese schreibe ich auch nicht. Nie können wir uns zu lange bey dem Bilde eines guten Menschen aufhalten,

halten, denn der Bösen sind zu viel um uns. Laßt uns bey dem Andenken eines Guten nicht so schnell vorübereilen, wie der gaukelnde Schmetterling eine Rose überhüpft — unfähig ihre Balsamgerüche einzuathmen — unfähig der dauernden Wonne. —

Christian lernte Weisheit im Elend und Tugend in der Noth; das Schicksal bildete sein Herz nach Grundsätzen, die es mit Thränen ihm aufzeichnete, die Kummer und Elend aus der Menschen Auge pressen. Er kam in eine Schule, wo man die Geduld nicht theoretisch aus dem Epiktet studirt, und Schmerz und Leiden die Philosophie geben. Schüler, deren Geist nicht groß, deren Herz nicht stark genug ist, verzweifeln, ehe sie am Ende ihres Cursus sind. Es ist leichter, den Lauf der Sonnen zu messen, und die Größe des kleinsten Sternchens im zahllosen Sternenmeere zu berechnen, als stark zu seyn im Unglück; und leichter sich über einen Felsen stürzen, wenn man sein Schicksal nicht enträthseln kann, als ausharren im Leiden. Wenige halten aus, aber diese Wenigen sind schätzbarer, als Gold, das alle Feuer ausgehalten hat.

Christian wurde von ansehnlichen und be-
mittelten Aeltern gebohren; aber noch lag er
unmündig in der Wiege, als diese ihn ver-
ließen, und Vormünder über ihn und sein
Vermögen schalteten. In fünf Jahren hat-
ten sie es durchgebracht, und Christian war
nun unglücklicher als der ärmste Betteljunge.
Man bedauerte ihn, fluchte den Pflichtver-
gessenen, aber niemand nahm sich seiner an.
Christian wurde endlich in das Waisenhaus
aufgenommen. Hier war des jungen Chri-
stians Bestimmung, einst diesen milden Ort
als ein elendes Krüppel zu verlassen. Den
ganzen Tag an seine Arbeit gekettet, ohne
Bildung des Geistes und Herzens, im Zirkel
verdorbner Jungen, die durch Härte der Zucht
und Mangel an Unterricht verstockte, schel-
mische Buben waren, hätte Christian zum
Mann, zum nützlichen Bürger heranwachsen
sollen. Ein alter Pastor in der Gegend, der
einst als armer Student bey seinen Großäl-
tern die Suppe hollte, vernahm sein trauri-
ges Schicksal, und foderte ihn aus dem Wai-
senhause zu sich.

Christian war ihm alles, denn er hatte
weder Frau noch Kinder mehr, und sein we-
niges

niges Vermögen dachte er für ihn anzuwenden. Fünf Jahre war Christian bey dem guten Manne, der ihn zärtlich wie sein Kind geliebt, und den der Kleine wieder so innig liebte, so verehrete wie seinen Vater. Er unterrichtete ihn in der Religion und allen Anfangsgründen derjenigen Wissenschaften, die er zu Christians Beruf erfoderlich glaubte; und hier war es, wo der Saame des Guten in das Herz des Kindes gelegt wurde; hier faßte sein Herz die edlen Grundsätze, die ihn nachher zum guten Menschen bildeten, die ihn groß im Unglück, und ehrlich in der Noth erhielten. Der Mann dachte selbst hell und gut; hatte reine Begriffe, viel sein Lebtag erfahren und viel gedacht. Sein Wandel war das schönste Beyspiel der Tugend, und sein ganzer Kirchsprengel liebte und verehrte ihn, wie seinen gemeinschaftlichen Vater.

Christian hatte viel Talente und ein weiches, empfängliches Herz; in dieser kurzen Zeit hatte er schon viel gelernt, und zur größten Freude seines Pflegvaters zeigte sich schon itzt die Grundlage seines edlen Charakters. Der Pastor schickte ihn nach dieser Zeit

in das nächste Städtchen in die Schule, und empfahl ihn der Aufmerksamkeit und Liebe des dortigen Rektors, der einst sein vertrauter Gespiele war. Ihn hatten Alter und die Bürde seines Amtes, die nun schon zwanzig Jahre seine Schultern lastete, zu schwach gemacht, um ferner den angefangenen Unterricht mit seinem Zöglinge fortzusetzen.

Noch war Christian kein Jahr auf der Schule, als der Pastor plötzlich an einem Schlagfluße starb. Weitschichtige Freunde, die der Verstorbene in seinem Leben nie gekannt hatte, traten hervor, und bemächtigten sich des kleinen Vermögens, das er hinterließ.

Dieser Schlag des Unglücks fiel tödtend auf Christian. Wie ein Wetterstrahl stürzte er das schöne Gebäude seiner Hoffnungen; alle Aussichten verbarg ihm eine düstere schwarze Donnerwolke, und der Knabe stund da im Kraise, den das fürchterliche Schicksal um ihn geschlossen hatte, wie der Wanderer in einer grausen Wetternacht — staunend und zitternd.

Bezahlen konnte Christian nun nichts mehr, und hätte, unwissend wohin, von dannen ziehen sollen; aber weil er doch einmal dem Rektor war empfohlen worden, so behielt ihn dieser, und machte ihn zu einem der Aufwärter des Kollegiums. Hier mußte Christian unbeschreiblich leiden. Die niedrigsten und schwerersten Geschäfte wurden ihm aufgetragen; dafür warteten seiner bey dem geringsten Versehn die grausamsten Züchtigungen, und Spott und Verachtung der Reichen, die mit ihm unbestraft ihr Spiel treiben durften, verfolgten alle seine Tritte. Und klagen durfte Christian niemanden seine Leiden; kein theilnehmendes Herz eines zärtlichen Freundes öfnete sich ihm; nur weinen konnte er im Stillen, und Trost aus seinem eigenen Herzen schöpfen. Aber nicht einmal so viel Barmherzigkeit fand er unter den Menschen, daß sie ihm ihr Gnadenbrod unter Drangsal und Verfolgung zu genüssen gönnten. Nicht lange stund es an, so mußte er das Kollegium verlassen. Weinend zog Christian von dem Orte, wo er so viel gelitten, und arm und hilflos hatte er Bettel und Hunger zu Gesellschaftern. Er nahm sich vor in die Stadt zu gehen, wo er einst im

Wai-

Waisenhause war, und dort zu bitten, daß man ihn wieder aufnehmen möchte.

Unterwegs traf er zu einem Schuster, bey dem er um Brod bath. Noch hatte Christian diesen Weg des Lebens nicht gekannt, aber Armuth und Hunger führten ihn darauf. Diesem erzählte der unglückliche Junge seine ganze Geschichte, und Thränen quollen dem guten Manne aus den Augen, die er behutsam vor Christian verbarg.

Aber was willst du denn so machen? sagte er zu ihm.

Christian. Ich weiß nichts. Ich will wieder in das Waisenhaus gehen, wo ich vormals war.

Wo's dir so übel gieng? Das mußt du nicht. Aber man nimmt dich auch nicht mehr an.

Christian. Man nimmt mich nicht mehr an? — Lieber Gott! so muß ich verhungern.

Das sollst du nicht. Gott sorgt für jedes seiner Geschöpfe. Möchtest du kein Schuster werden?

Christ.

Christian. Alles, alles! wenn ich nur nicht betteln und nicht hungern darf.

Nun! du kannst gleich bey mir bleiben. Aber treu und fleißig und gehorsam mußt du seyn, sonst schick ich dich wieder fort, und es wird nichts aus dir werden.

Hier war nun der Standpunkt von Christians Beruf. Der ehrliche Schuster behielt ihn bey sich, nährte, kleidete und lehrte ihn, und hatte an dem guten Jungen seine Freude. Die Jahre seiner Lehrzeit giengen vorüber, und noch drey Jahre diente ihm Christian als Lohnjunge, als ihm endlich sein Meister eröfnete, daß er nun in die Fremde reisen müsse. Christian lebte so wohl und so zufrieden bey seinem Wohlthäter, daß er sich wieder in die glücklichen Tage versetzt glaubte, die er bey seinem ehrwürdigen Pflegvater, dem guten Pastor hatte, und nun wieder aus dem Schooße der Ruhe und des Glückes hinaus in den Wirbel der Zufälle und des mißgünstigen Schicksals — das war ein schmerzlicher Gedanke, der ihm viele bittere Thränen kostete. Aber es mußte so seyn. Sein Meister gab ihm einige Kleidung und etwas Geld und hieß ihn in eine entfernte Stadt gehen, wohin er ihm ein Empfehlungs-

schreiben

schreiben an seinen Bruder mitgab, der dort das nämliche Gewerbe trieb.

Nun fangen seine Wanderjahre an, die ich hier zu erzählen weder Raum noch Zeit genug übrig habe: sie würden allein einen ganzen Band anfüllen. So wie sein ganzes Leben waren auch diese Jahre ein stetter Wechsel von Widerwärtigkeiten und Leiden, womit die Menschen einander selbst zu lasten sich bestreben. Kaum daß er einige Tage der Ruhe genoß, sich einige Stunden des Lebens freute, und mit Siegeswahn sich der überstandenen Leiden erinnerte, so gieng schon wieder den andern Tag die Sonne düsterer über ihn auf, und ein neues Ungewitter stürmte auf ihn los.

So wurde Christian stark im Leiden, und groß im Unglück; sein Glaube an Gott gab ihm Trost, und seine Tugend Stärke, und Weisheit lehrte ihn die Erfahrung. Er hatte gelernt, daß man nicht auf lockern Grund bauen, und dem Menschen und dem Glücke nicht trauen müsse; daß man sich nicht blenden lassen dürfe von dem Schimmer glänzender Hoffnungen, und daß der Mensch nur auf die Gegenwart rechnen kann. Er hatte gelernt, daß der Schwächere das Lastthier des Stärkern ist, und daß er schwerlich sein Joch

abschütteln wird, und Starrsinn und Empörung gegen sein Schicksal das Joch mehr erschwere; daß schon einmal der Gang der Dinge den Ochsen zum Pflug, den Esel zur Last verdammt habe — den Menschen zu allem.

Seine Verlassenschaft war das Eigenthum des Weisen, der alles mit sich trägt. Aber doch fand sich darunter ein Stück, das Michel allein zu sich nahm, und höher schätzte, als Tonnen Goldes. Es war folgendes Gebeth, das durch den täglichen Gebrauch kaum mehr leserlich war.

Göttlicher Mittler, der du vom Vater gesendet worden, um Licht und Wahrheit in die Welt zu bringen; und die Menschen selig zu machen, sieh herab auf deine heilige Kirche, beschütze sie und sey bey ihr bis ans Ende der Zeiten. Laß sie eine treue Bewahrerinn deiner göttlichen Lehren seyn, und von deinem Geiste unaufhörlich geleitet werden.

Erhalte die Religion, die du mit deinem Blute gestiftet hast, in jener himmlischen Lauterkeit, mit der sie aus deinem untrüglichen Munde geflossen ist.

Gieb deiner Heerde treue Hirten, und erfülle sie mit Weisheit und apostolischem Eifer. Dein Geist schwebe auf ihren Lippen, wenn sie

dein

dein Wort verkündigen, die Jugend unterrichten, und den Sterbenden auf ihrem Todbette beystehen.

Gieb, daß der Geist der Eintracht und des Friedens unter den Bekennern deines heiligen Namens herrsche; daß sie einander als Brüder lieben; daß sie sich wegen Fehlern und Schwachheiten nicht verachten, hassen, verfolgen, sondern einander ertragen, gleichwie auch unser himmlischer Vater seine Sonne über Gute und Böse aufgehen läßt.

Zwar bethen wir in Demuth die unerforschlichen Rathschlüsse an, nach welchen du unter jenen, die den Christen-Namen führen, so verschiedene Glaubensbekenntnisse zulassest: aber um deines heiligen Namens willen bitten wir dich, Erlöser der Welt, nimm dieses Aergerniß endlich hinweg; versammle uns alle in deinem Schaafstall, und laß uns untereinander eins seyn, so wie du eins bist mit deinem himmlischen Vater.

Erbarme dich auch des Volkes, welches einst dein auserwähltes war, und zu welchem du ehemals selbst gehörtest, und itzt verlassen und verstossen in der Welt herumirrt. — Mache dich auch den Völkern kund, die dich noch nicht kennen, und laß das Licht deines Evan-

gesiums aller Orten aufgehen, wo Finsterniß herrscht. — —

Bald darauf wurde Michel seines Vaters Erbe. Er hatte keine Freude mehr an seinem Geburtsorte, und die Liebe zu seinem Mädchen hatte ihn seither täglich an sein Wort erinnert, das er dem guten Manne gab, ehestens wieder zurück zu kehren. Er nahm nun sein Vermögen zusammen, und reiste dahin, wo schon lange sehnlich ein guter Vater, und ein liebendes, tugendhaftes Mädchen seiner warteten.

Glückliche Tage verlebte Michel im Schooße einer zahlreichen Familie, an der Seite einer zärtlichen Gattinn; Gottes Segen ließ seinen Fleiß gedeihen, und was er liebreich seinem Nebenmenschen Gutes that, wurde ihm reichlich wieder vergolten. Er selbst schrieb seine und Christians Geschichte auf, und machte sie zum Lesebuch seiner Kinder. Der Tag, an dem er Christian hatte kennen lernen, war ihm ein jährlicher Festtag, und die Freude des Hauses feyerte ihn; aber wenn sein Sterbetag einfiel, war Michel traurig, weinte ihm noch eine Thräne des Dankes, und unterhielt sich mit seiner Familie über die traurigen Schicksale des Guten.

Sterbend bath er noch seine Kinder, der Lehren lebelang nicht zu vergessen, die Christian ihm gab. Liebt euren Mitmenschen, sagte er, und thut Gutes jedem, der euer bedarf; hasset und verfolget den nicht, der nicht in euren Tempel geht; wir sind alle Gottes Kinder.

14.

Callo,

ein Beyspiel aus den Zeiten der Religionsverfolgungen.

Mit Schaudern denkt der fühlende Menschenfreund in die vorigen Zeiten zurück; schüchtern wagt er einen flüchtigen Blick in die Vergangenheit, wo er die Vernunft in Fesseln geschmiedet und die Menschheit unter der Last der Vorurtheile gebeugt vom Fanatismus mißhandeln sieht; wo sein Auge bey jedem Blick vor den gräßlichsten Barbareyen der Menschen, vor den schändlichsten Thaten erschrocken zurückbebt, und wo er schmerzlich aufruft: Gott! waren das auch deine Menschen? — — Traurig ist diese Rückerinnerung; aber doch nothwendig ist sie — nothwendig ist es, daß wir in die vergangenen Jahrhunderte zurücksehen, um das Bild unsrer Zeiten nicht außer Augen zu lassen, und es richtiger zu beurtheilen; denn wir könnten nie sagen, unsere Zeiten sind besser oder schlechter, wenn wir sie nicht mit den verflossenen in Vergleich stellen.

Noch ist unser Jahrhundert nicht so aufgeklärt, daß aller Nebel der Unwissenheit und Vorurtheile verschwunden wäre, der Geist sich über die Niedrigkeit unsinniger Irrthümer zu höhern Begriffen emporgeschwungen hätte; noch hat die Aufklärung, die reine Religion des Gott-Menschen, die Herzen nicht so ganz gebessert, daß nicht noch Haß und Verfolgungsgeist die edelsten Empfindungen in vielen Herzen erstickt, daß nicht noch Rache und Blutdurst in der Brust des Fanatikers toben und nicht auch itzt noch das Nachbild jener schrecklichen Auftritte zu befürchten wäre, wo einst Menschenblut in Strömen zur Schande der Vernunft und der Menschheit floß. Wirklich — ich kenne selbst viele — giebt es noch Menschen, die an dem entehrenden Vorurtheil hangen: **Hasse und verfolge jene, die nicht deines Glaubens sind:** Menschen, die vergessen was Christus gelehrt hat, die nur eines Winks bedürften, um mit der verheerenden Gewalt eines jähen Stromes über ihre Mitmenschen herzufallen, und im Namen der Gottheit zu morden, zu rauben und zu wüthen, wie der reißende Tyger unter den friedlichen Thieren.

Ich bemitleide sie, die Unglücklichen, in deren Seele es noch so düster aussieht, die

noch

noch so menschenfeindlich denken, und wünsche, daß es auch in ihrer Seele licht werden möchte; daß sie zur Vernunft, zurückkehren und sich mit der Menschheit aussöhnen möchten.

In dieser Absicht will ich hier meinen Mitbürgern eine Geschichte erzählen, die ihnen ein Bild darstellen soll, das ihr Herz mit Schauder und Entsetzen erfüllt, das ihnen bey jeder Erinnerung desselben sagen soll: **Mensch! liebe deinen Bruder, und hasse ihn darum nicht, weil man ihn anders denken gelehrt hat als dich.**

Die Zeit dieser Geschichte fällt in die traurige Lage Teutschlands, wo der bekannte dreissigjährige Schwedenkrieg — aus einem irrigen Religionseifer angefacht — alles verheerte.

Unbegreiflich ist es, wie lange der Mensch zu der Lehre des Evangeliums, zur Belehrung und zur Besserung braucht. Erst als Millionen Ungerechtigkeiten waren begangen worden, erst als Millionen Menschen auf die grausamste Art waren hingewürgt worden, sah man ein, daß Gott allgemeine Liebe befohlen, daß er dieß Gesetz jedem Menschen ins Herz geschrieben. Man war des

Schlachtens müde, satt des getrunkenen Blutes, und nun gewann man erst einige Augenblicke zum Denken. Doch zur Sache.

Noch steht in O * * * die alte Festung, die einst lange Gustavs Waffen getrotzt, bis sie endlich durch die Uebermacht bezwungen, sich hatte ergeben müßen. Sie ist die Krone eines hohen Felsen, der dem Wanderer einen fürchterlichen Anblick darbeut. Auf der Ostseite ist sie schon zimlich zerfallen, und zeiget dem staunenden Auge nichts als die morschen Ueberbleibsel ihres ehemaligen Stolzes, darinn nun Raben und Krähen nisten, und Nattern und giftige Gewürme. Zitternd eilt der Furchtsame vorüber, wenn der klägliche Unkenruf aus dem Graben in sein Ohr dringt, und die Eule ihre schauerliche Stimme erhebt.

Tapfere Krieger, die muthig den blutenden Säbel schwangen, und vor dem Donner der Kanonen nicht bebten, fürchteten sich hier Wache zu halten, denn der Wahn von Gespenstern hatte sich auch des muthigsten Herzens bemächtigt; aber hier stieg der Wahn zur völligen Gewißheit.

Gebäude stehen bey den Einfältigen nie in einem guten Rufe, und eine alte Sage hatte den Wall, der die Festung umgab, ganz und gar verschrien. Man glaubte öfters eine düstere Todtenstimme zu hören, und die Einbildung schuf sich gleich den Geist persönlich, von dem diese Stimme kam.

Einst traf hier die Wache auch einen alten Krieger, der kühn und fest war, wie der Stahl seines Schwertes, und den keine Gefahr schreckte. Die feyerliche Stunde der Mitternacht rückte heran, die Erde schwieg, und alles lag still und schauerlich in grauser Finsterniß umher, da hörte der Krieger die Stimme, aber verstehen konnte er sie nicht. Er sah sich um, doch kein Gegenstand wies sich seinem Auge; er rief und stieß mit seinem Doppelhacken auf den Boden, daß es laut wiederhallte, und die Stimme fuhre fort. Seine Stunde war vorüber, und er meldete es dem Offizier. Furcht und Staunen bemächtigte sich aller, und keiner wollte Wache halten.

Den andern Tag wurde ein junger Mann dahin gestellt, ein toller Waghals, der es mit

einer ganzen Hölle voll Gespenster aufzunehmen versprach. Unbekümmert und muthig sang er sich ein Liedchen von Wein uud Liebe; aber bald wurde er durch die Stimme, die sich wieder hören ließ, unterbrochen, und unter ihm vernahm er ein starkes Klopfen. Auf einmal sank der Muth des unbesonnenen Jünglings, er zitterte, und der kalte Schweiß lag ihm auf der Stirne. Es fuhr immer fort zu klopfen, und die Stimme wurde immer lauter. Aengstlich und bebend erwartete er die Stunde, wo er abgelöst wurde, und kam blaß und zitternd in die Wachstube. Er meldete seinen Vorfall dem Lieutenant, und dieser dem Generalmajor v. W***. Nun war alles rege, und der Geist gieng schon in tausend seltnen Gestalten von Mund zu Munde. Dem Generalmajor war die Sache auffallend, er dachte nach, und glaubte bey ältern Leuten hierüber Erfahrung einhollen zu können. Er that in der ganzen Stadt und der Festung Nachfrage, aber keine genügende Auskunft wurde ihm gegeben. O, hieß es, daß ist nichts neues; es ist der Schloßgeist; schon viele Jahre hören wir ihn; und jeder wußte ihm ein anderes Mährchen davon zu erzählen. Allein v. W*** gab sich nicht damit zufrieden, und

sein

sein Wille war einmal, den Grund der Sache zu entdecken.

Unterdessen traf ein Regiment königlich-schwedischer Truppen zur Verstärkung ein, nnd Generalmajor v. W*** lud diesen Tag alle Offiziere zu seiner Tafel. Bey Tische erzählte er ihnen den gehabten Vorfall, und man staunte darüber; einige lachten, andere erschracken; wenige dachten ernstlich darüber nach. Wenn sich die Stimme heute wieder hören läßt, sagte v. W***, so lasse ich auf dem nämlichen Platz in die Erde graben, ich will doch sehen, was hinter der Sache ist. Ja, schrien alle zugleich, von einem Triebe der Neugierde gereizt, das thun Sie; wir wollen dabey seyn, und das Gespenst sehen.

Die Tafel wurde aufgehoben, alles trat auseinander, und einem jungen Lieutenant fiel das Portrait eines alten ehrwürdigen Mannes in die Augen. Starr und unverrückt blieb sein Auge daran hangen, und konnte nicht satt werden es zu sehen. Was finden sie an diesem Gemälde, sagte v. W*** zu ihm, es scheint Ihnen nicht gleichgültig zu seyn. Ich kenne ihn nicht, den guten Mann, antwor-

tete der junge Offizier, aber er hat so was Edles, so was Gutes in seiner Bildung, das mich ganz an ihn hinzieht. Sein Anzug sagt, daß er einst die Stelle eines Pastors hier muß vertretten haben.

Er wird meinem Herzen immer werther; ich möchte ihn näher kennen, es muß ein treflicher Mann gewesen seyn. Ein treflicher Mann, sagte v. W***, wenn dieß Bild nur nicht das Ideal des Mahlers ist. Aber wir wollen uns genauer mit ihm bekannt machen. Ich bin mit meinem Regimente nur erst ein paar Wochen hier, und weiß um nichts, aber ich will heute noch in der Stadt nachfragen lassen.

Das geschah, und ein betagter Mann, der hier gebohren, erzogen und alt geworden war, wurde herbeygehollt. Man wies ihm das Gemälde, und kaum sah er es, so rief er auf: Ach! das ist der gute Pastor Callo, und Thränen netzten sein halb erloschenes Auge.

Er muß euch nahe gehen, sagte v. W*** was ist es denn mit ihm?

Ach!

Ach! er ist gestorben, oder — verschwunden; hin ist er, und Gott weiß, wo er hingekommen ist. Es war ein redlicher, herzensguter Mann, that allen Menschen Gutes, wo er konnte; aber sie haben ihn gewaltig gedrückt.

Wie so? — — —

Sein ältester Sohn hatte noch nicht fünf Jahre, als er von der Seite seines Vaters kam, ohne daß man wußte wohin; noch blieben ihm drey Töchter und ein Söhnchen, das das Vermächtniß seiner sterbendenden Gattinn war; mit diesen theilte Callo seinen kümmerlichen Unterhalt, war arm und verachtet — und glücklich in sich selbst. Aber der Bürgermeister, der ein Todfeind aller Nichtkatholiken ist, haßte ihn von Grund der Seele, und entriß ihm sogar die Besorgung seines Amtes. Vielleicht hat ihn Hunger und Elend aufgerieben; er ist nicht mehr.

Gott! rief v. W***, welche Härte von Menschen! und das Auge des edlen Kriegers trübte sich. Aller Herzen wurden gerührt, und der junge Offizier empfand einen Schmerz,

der weit über den gewöhnlichen Antheil an den Leiden der Menschen erhaben war.

Die ganze Gesellschaft beschenkte den alten Mann für den Dienst, den er ihnen geleistet. Mittlerweile trat eine Ordonanze des Wache habenden Offiziers ins Zimmer, und meldete dem Generalmajor, daß sich die Stimme wieder hören ließe. Die Neugierde weckte alle aus der sanften, stillen Schwermuth der Seele, darein sie Theilnahme an Callos Schicksal und ihre traurigen Empfindungen versetzt hatte. Der Geneaalmajor begab sich mit ihnen an den Ort, und alle hörten die nämliche Stimme, und je lauter sie untereinander wurden, desto lauter wurde auch die Stimme gehört.

Bey Gott! rief von W***, das ist nicht die Stimme eines Geistes; hier unter dieser Decke von Moos und Stein liegt ein Geheimniß vergraben, vor dessen Entdeckung ich schaudere. Meine Herren! wir wollen bald sehen, was es ist. —

Alles staunte und schwieg schaudernd und erwartungsvoll. Sogleich wurden einige Sapeurs

peurs geholt, und auf der Stelle, wo man die Simme gehört zu haben glaubte, wurde zu graben angefangen. So bald die erste Schichte von Erde weggeschaft war, kam man auf Mauer, und kaum waren einige Ziegeln abgenommen, so stieg ein Dampf hervor, der alle von der Oeffnung zurückscheuchte. Von W*** und der junge Offizier traten zuerst wieder hinzu und sahen — — einen alten, eisgrauen Mann zur Erde liegen — nicht todt; noch athmete er. Durch den schnellen Zugang der Luft war er in eine Ohnmacht gefallen. Man zog ihn heraus, und suchte ihn wieder zu sich zu bringen. Ach! das ist Callo, rief der junge Offizier — das ist Callo, rief von W*** — und Callo! Callo! erscholl es aus aller Mund. Der Generalmajor ließ ihn auf sein Zimmer bringen, und befahl, alle mögliche Pflege und Sorgfalt daran zu wenden. Der junge Mann, der schon im leblosen Bilde so viel für ihn empfand, wich nicht mehr von seiner Seite, und mit der zärtlichsten Sorgfalt, als ein liebender Sohn am Sterbebette seines Vaters, bemerkte er jeden Athemzug des Greisen, jede Bewegung.

Nach Erhollung einiger Stunden kam Callo wieder zu sich, fühlte sich, und kam so viel zu Kräften, daß er — zwar mit schwacher Stimme — reden konnte. Noch war ihm das Licht des Tages unerträglich, und jeder stärkere Schall der Stimme war seinem Ohr schmetternder Donner. All sein Gefühl hatte einen so hohen Grad der Feinheit erlangt, daß jeder stärkere Eindruck eine schmerzliche Empfindung verursachte. Nach einer Weile fieng Callo an dem Generalmajor und dem jungen Offizier, die allein um ihn waren, seine Geschichte zu erzählen, und entdeckte ihnen das schaudervolle Geheimniß seiner unterirrdischen Wohnstätte — ein Geheimniß, das mit ihm hätte vermodern sollen, und das die Vorsicht mit ihm aufbehielt.

Nun sind es schon dreyzehn Jahre, hub Callo an, daß ich in dieser Höhle eingemauert lebe; ich war nicht da zu leben, sondern um elend zu verschmachten; aber Gott vereitelte die Absicht der Feinde, und ließ mich hier Wurzel und Kräuter finden, von denen ich mich bis diese Stunde genährt habe.

Aber

Aber wie, und durch wen seyd ihr denn dahin gekommen? fragte von W * * *.

Ich will es ihnen gleich sagen, fuhr Callo fort. Ich war hier der Hirte eines kleinen Häufleins, das im Stillen nach dem Glauben seiner Väter lebte, und sich jederzeit ruhig unter seinen Oberherren verhielt. Es war immer meine erste Sorge, Friede in den Herzen zu schaffen, und sie zur Verträglichkeit mit dem größern Theile — den Katholiken — zu ermahnen. Der Bürgermeister — er wird wohl schon todt seyn — war mir vom Herzen gram, und verfolgte alle meine Schritte und Tritte. Ungeachtet aller Behutsamkeit, aller Sorgfalt konnte ich ihm doch nicht entkommen — wer entflieht auch der Gewalt? — Er nannte uns unterscheidungsweise nur Bestien und Hunde, und haßte alle Lutheraner, wie seine Todtfeinde.

Gott verzeih es ihm! der Mann hat mich oft geschmerzt, und ich war ihm deßwegen nie feind, denn es war nicht seine Schuld, daß er so dachte. Sein Haß gieng endlich so weit, daß er mir die kleine Pfarre, die ich hatte, nahm, und arm und brodlos mit vier Kindern

bey

bey Lebensstrafe verboth, jemals eines meiner geistlichen Geschäfte mehr zu verrichten. Ich unterwarf mich meinem Schicksal, und dachte, entweders leitet Gott das Herz des Irrigen auf bessere Gedanken, oder er nimmt dich bald zu sich. Ich hatte genug zu thun, einige hitzige Köpfe unter meinen Glaubensgenossen ruhig zu erhalten, der Streich that ihnen wehe, sie hatten mich alle lieb; sie ließen mich daher auch keine Noth leiden, und unterstützten mich nach eines jeden Kräften. Da sie meines Unterrichts und meines Umganges nicht entbehren zu können glaubten, so drangen sie unabläßig in mich, ich möchte sie doch in der Stille besuchen, und mein Amt heimlich unter ihnen verwalten. Ich sah die Gefahr vor und den Tod, der mir drohte, aber die Liebe zu meinen Schäfchen überwog alle Furcht; machte mich kühn und standhaft; ich wagte es. Bald wurde ich entdeckt, die Sache dem Bürgermeister verrathen, und ich ins Gefängniß geschleppt.

Wüthend wie ein ergrimmter Löwe fuhr er mich an, und hätte mich in Stücke zerrissen, wenn ihm die Wuth keinen grausamern Tod angegeben hätte. Ha! Elender! schrie er, ich habe

habe dir den Tod geschworen, und du sollst ihm nicht entgehen — aber einen Tod, der grausamer und schrecklicher ist, als das Rad und der Scheiterhaufen. Höre dein Urtheil. Du und dein Glaube, ihr seyd beyde Kinder der Finsterniß, und dahin sollt ihr wieder zurück. Lebendig wirst du in eine Höhle eingemauert werden. Da magst du den Würmern predigen, und den Kröten deine teuflische Lehre verkünden; Schlangen sollen deine Diener seyn, und die Vipper deine Gefährtinn. Jammer und Fluch sey dein Gebeth, und Verzweiflung der Dienst deines Altars. Stille den Durst von deinem Blute, und den Hunger von deinem Fleische, und — fahre zur Hölle.

Entsetzlich! rief von W***, eiskalt läuft es mir über den ganzen Leib, und jedes eurer Worte macht mich schaudern. Unglücklicher Alter! Aber sagt mir, wie nannte sich der Unmensch?

Wie ich euch gesagt habe; ich glaube er ist schon tod. Hartenstein nannte er sich.

Wie? sagte von W***, Hartenstein? — Der lebt ja noch. O wenn es der nämlich

wäre

wäre — o er muß es seyn. Itzt, in dem Augenblick will ich nach ihm schicken.

O laßt ihn, bath Callo; ich habe ihm längst verziehen, möge ihm auch Gott seine Grausamkeit verzeihen. Ueberlaßt ihn der Strafe seines Herzens, und der Gerechtigkeit des Himmels; ich bitte euch, denkt nicht auf Rache.

Nicht Rache, erwiederte von W***, nur Genugthuung der beleidigten Menschheit, er ist es ihr schuldig. Die Gesetze richten über ihn, und die Menschheit verdammt ihn.

Ja, sagte der Junge Offizier, er soll, er muß büßen für seine Unmenschlichkeit. Verdient der Bösewicht Liebe und Schonung, der die Menschheit schändet, und sie mit Füßen tritt? Nein, hier wäre Nachsicht ein Verbrechen, und der Sieg der Bosheit; er soll der gerechten Strafe nicht entgehen.

Fortsetzung folgt.

14. Stück.

Du sollst nicht stehlen.

Fortsetzung von der Einleitung zu diesem Geboth.

Um deinem Berufe würdig vorstehen zu können, so suche ihn recht kennen zu lernen; welche Hauptbeschäftigungen er fordert? wie und durch welche Mittel diese am besten zu vollbringen sind? Gieb auf diejenigen Menschen und auf ihre Verhaltungsart Acht, welche in demselben Berufe leben; und schäme dich nicht von den Klügern zu lernen. Je mehr Ordnung in deinen Geschäften herrscht, desto besser gehen sie von statten. Das, was wichtiger, nothwendiger, stärkere Pflicht ist, oder was das folgende erleichtert und abkürzt, muß zuerst vorgenommen werden. Sey auch nicht so unbeständig und veränderlich in deinem Vornehmen. Oft hängt der glückliche Ausgang einer Sache von der unverdrossenen Fortsetzung und Ausharrung in der Arbeit ab. Da, wo du dieß mit Wahrscheinlichkeit

voraussiehst, harre in der Arbeit bis zu ihrer Vollendung aus. Siehest du aber jetzt zu grosse Hindernisse, und ist die Arbeit eines Aufschubs fähig, so ermüde dich nicht vergebens, sondern verspare sie bis dahin, wo die Zeit die Hindernisse aus dem Wege räumt, und bequemere Gelegenheit dir einen bessern Fortgang hoffen läßt.

Nimm die guten Gelegenheiten insonderheit wahr, denn sie gehen mit den Vortheilen, die sie dir anbiethen, vorüber, wenn du sie ihnen nicht abgenommen, oder die vortheilhafte Zusammenstimmung aller Umstände zur Bewerkstelligung einer Sache benutzt hast. Theile soviel möglich deine Zeit unter deine Beschäftigungen mit weiser Sparsamkeit ein, und vergiß auch nicht der Erholung deiner Kräfte die Nothdurft davon zuzumessen. Wenn deine Berufsgeschäfte und nöthigen Erholungen nicht deine ganze Zeit ausfüllen, so nimm noch andere deinem Stande und deinen Kräften angemessene nützliche Arbeiten zu Hilfe. Denn je voller dein Leben an guten und nützlichen Handlungen ist, desto besser ist es; desto höher steigt dein Werth; desto mehr Saamen säest du, aus welchem dir immerhin die

reich-

reichsten Früchte erwachsen. Und wenn du außer deinen Berufsgeschäften die mannigfaltigen Verbindungen ansiehst, in welchen du als Vater, als Kind, als Freund, als Nachbar u. s. w. stehst, wenn du es für deine größte und seligste Pflicht hältst, dein und anderer Glück soviel möglich zu erhöhen; so wirst du für deinen geschäftigsten Fleiß beständig genug zu thun finden, ohne dich mit strafbarem Vorwitze in fremde Angelegenheiten, die dich gar nichts angehen, und in denen du nichts guts stiften kannst, mischen zu dürften. Suche für diejenigen deiner nützlichen Beschäftigungen, die eine Sammlung deiner Kräfte und Enthaltsamkeit von aller äußern Zerstreuung fordern, die erforderliche Stunden der Stille und Einsamkeit aus deiner Zeit heraus, und vergiß es nicht, daß das recht arbeiten dem viel arbeiten weit vorzuziehen sey. Wenn du diese Regeln beobachtest, so wirst du nie über eine beschwerliche Langeweile zu klagen Ursach haben. —

Fliehe den schändlichen Müßiggang, der die kostbare Zeit verschwendet, und das Ruhebette aller Laster ist. Fliehe die unausstehliche Faulheit, der jede Art von nützlichen

Beschäftigungen zuwider ist, die den Menschen zur unnützen Last der Erde macht, und seine Kräfte verrosten läßt. Fliehe die weibliche Bequemlichkeit, die jede Arbeit von sich weiset, wenn sie mit der geringsten Beschwerlichkeit verbunden ist. Fliehe die zaudernde Saumseligkeit da, wo die Vernunft ohne Anstand die Anstrengung deiner Kräfte gebiethet. Fliehe auch den geschäftigen Müßiggang, der dich zwar stets, aber ohne vernünftige Absichten und Ordnung handeln läßt, und bey dem du am Ende mit vieler unnützen Geschäftigkeit nichts gethan hast.

3) Allein, es ist nicht genug, die Erwerbungsmittel zeitlicher Güter zu kennen, man muß auch wissen, wie man die erworbenen zeitlichen Güter auf die beste Art gebrauchen und anlegen solle? Dieß lehrt die Tugend der Sparsamkeit. Diese fordert, daß man allen unnöthigen und verschwenderischen Aufwand zeitlicher Güter vermeiden solle, damit man da, wo der Aufwand derselben nothwendig und nützlich ist, ihn zu machen im Stande sey. Die Sparsamkeit ist also von dem Geitze unendlich verschieden.

Um dieser Forderung der Sparsamkeit nachleben zu können, hat der Mensch zwey Ueberlegungen anzustellen höchst nöthig. Muß man nämlich seine Einnahme und seinen Vermögenszustand, und seine Bedürfnisse und Veranlassungen zu Ausgaben überschlagen und richtig kennen zu lernen suchen, sich auch stets in guter Bekanntschaft mit diesen zwey Stücken zu erhalten beflissen seyn, damit man vernünftig ausmachen und unterscheiden könne, welche unsere dringendsten, welche unsere weniger nothwendigen, und welche die ganz überflüßigen und unnützen Bedürfnisse sind? wohin, und wie weit man also mit seinen Ausgaben gehen müsse und könne, um den besten Gebrauch von seinen zeitlichen Gütern zu machen?

Das erste Stück, nämlich der Vermögenszustand läßt sich gemeiniglich am geschwindesten ausmitteln, wenn man nur dabey die gewissern Einnahmen von den ungewissern nicht zu unterscheiden vergißt. Freylich ist der sicherste Besitz nicht ohne alle Unsicherheit, und die am gewissesten zu erwartende Einnahme kann ausbleiben. Allein, dieß kann uns hier nicht hindern, jene Eintheilung zu geneh-

nehmigen, weil wir sonst gar keine Regeln der Sparsamkeit würden festsetzen können. Ueberdieß wird für die Fälle, wo unsere vernünftigsten Erwartungen in dieser Sache fehl schlagen, weiter unten nähere Anweisung gegeben werden, wie wir uns dabey zu verhalten haben. Derjenige aber, der seinen Vermögenszustand, sein Eigenthum und seine Einnahmen gar nicht recht kennt, und auch nicht recht kennen zu lernen bemüht ist, macht sich der ersten Nachläßigkeit und Unordnung in Verwaltung der zeitlichen Güter schuldig, die die traurigsten Folgen für ihn nach sich ziehen kann. Denn da die Beurtheilung dessen, was nöthige und was unnöthige Ausgabe ist, vornehmlich auch von dem Vermögenstande abhängt, wie will ein Mensch mit einiger vernünftigen Ordnung sein Geld und Gut anwenden, oder über seine Ausgaben ein Auge halten, der sein Eigenthum gar nicht kennt? Ist es Liebe zur Bequemlichkeit, die ihn an dieser wichtigen Pflicht gegen sich selbst hindert, so ist sie schändlich.

Ist es gar zu grosses Vertrauen zu andern, so ist dieß Vertrauen unbesonnen, weil die elenden Folgen davon ihn selbst am mei-

sten

sten treffen werden. Ist das Gewerbe, worinn er steht, zu groß und zu weitläuftig; klagt er, daß er es nicht ganz übersehen könne; warum schränkt er es nicht lieber bis auf den Punkt ein, wo ihm eine Uebersicht desselben möglich bleibt? so würde er den Vortheil der Sicherheit haben, anstatt, daß er da, wo er ein Fremdling in seinem Eigenthume bleibt, alle Augenblicke den Einbruch eines gänzlichen Verfalls seines Wohlstandes befürchten, und ehe er es sich versieht, sich auch wohl wirklich aus dem Traume des Reichsthums, mit dem er sich schmeichelte, heraus, und an den Bettelstab verwiesen sehen muß.

Allein, das zweyte Stück, nämlich die Auseinandersetzung unserer Bedürfnisse und nöthigen Ausgaben erfordert noch mehr prüfende Ueberlegung. So sehr diese auch überhaupt der Vernunft eines jeden einzelnen Menschen überlassen bleiben muß, um in seiner Lage, in seinen besondern Umständen und Verhältnissen, worinn er lebt, eine richtige Rangordnung seiner Bedürfnisse auszumitteln, die ihm bey seinen Ausgaben zur Regel diene, so wollen wir doch versuchen, ihm durch die

An-

Angabe einiger allgemeinen Sätze und Regeln dabey zu Hilfe zu kommen.

Erstlich. Du mußt es nie vergessen; daß du nicht einsam und allein, sondern in Gesellschaft anderer Menschen in der Welt lebst, und daß du, selbst um deiner eigenen Wohlfahrt willen verbunden bist, nicht auf deine eigenen Bedürfnisse allein und ausschließungsweise, sondern zugleich mit auf die Bedürfnisse deiner Nebenmenschen zu sehen. Diese Forderung gehört zwar vorzüglich zu den Pflichten gegen andere Menschen, wo sie auch künftig weitläuftiger ausgeführt werden wird. Allein, es ist nöthig, sie hier zu berühren, weil ohne sie die Materie von der pflichtmäßigen Anwendung der zeitlichen Güter in zu vieler Dunkelheit bleiben würde. Nun ist es wahr, deine eigenen Bedürfnisse haben in Vergleichung mit anderer Menschen ihren, an sich betrachtet, zu allen Zeiten und überall immer den Vorzug bey dir, und müssen ihn auch um der Selbstliebe willen haben: aber wohl gemerkt: wenn Bedürfniß und Bedürfniß einander gleich sind, oder du mit deinem Nächsten seines, so ergiebt sich der Vorzug ohnehin

hin von selbst. Sind sie sich aber beyde gleich, so ist dir dein eigenes Bedürfniß das nächste, und muß von dir zuerst, und wenn das eben so grosse Bedürfniß deines Nächsten nicht zugleich mit von dir abgeholfen werden kann, jenes, das deinige nämlich, auch nur allein von dir befriediget werden. Allein, sobald der Fall eintritt, daß das Bedürfniß deines Nächsten grösser ist, als das deinige, so muß schlechterdings jenes grössere, deinem kleineren von dir vorgezogen werden. Z. B. du bedarfst eines neuen Kleides. Dein Nächster aber ist in Gefahr zu verhungern: und beyden Bedürfnissen kannst du nicht zugleich abhelfen. Du bist schuldig, in deinem alten Rocke noch länger zu gehen, und deines Bruders Leben zu retten. Freylich muß die Entscheidung, ob dein oder deines Nächsten Bedürfniß das grössere sey, und ob dein zeitliches Vermögen zureiche, beyden zugleich? oder nur einem abzuhelfen? deiner eigenen Beurtheilung überlassen werden. Um diese aber desto richtiger anzustellen, und dadurch überhaupt diese ganze Vorschrift desto besser ausüben zu können, so schafe dir die Fertigkeit an, dich überall in die ganze Stelle, Lage und Verhältnisse des andern leicht hinein-

eindenken zu können. Verwechsle in Gedanken die Personen. Sey du der, der er ist, und laß ihn denjenigen seyn, der du bist. Seine Umstände, Schicksale, Bedürfnisse, Vermögen, u. s. w. seyen diedeinigen, und was dir gehörte, leihe ihm in Gedanken. Dieß wird dich gleich lehren, ob dein, oder sein Bedürfniß grösser sey? Denn noch nicht der gleiche Mangel ein oder eben derselben Sache, macht ein gleiches Bedürfniß aus.

Mein Nächster kann einen ältern Rock tragen, als ich; und mein Bedürfniß eines neuen Kleides kann in Rücksicht auf meinen Stand, doch dringender seyn. Ueberhaupt, wenn du erst davon fest überzeugt bist, daß dein höchster Werth und deine größte Würde darinn bestehe, ein guter Mensch zu seyn; wenn folglich deine fleißigsten Bestrebungen auf deine persönliche Vervollkommung gerichtet stehen, so wird diese Ueberzeugung auch in Ansehung deines zeitlichen Vermögens deine Augen hinlänglich schärfen, sowohl deine, als deines Nächsten Natur, Umstände, Verhältnisse und ganze Lage in der Welt richtig zu sehen, zu beurtheilen und zu unterscheiden, um nicht nach dem blinden Gutachten der Einbil-

bildung, der Leidenschaften und herrschender Vorurtheile, sondern nach dem Urtheile der Vernunft, der Wahrheit gemäß ausmachen zu können, ob dein? oder deines Nächsten Bedürfniß dringender sey? und deine gegenwärtige Hilfe erfordere? Und wenn du denn, indem du der Vernunft und Wahrheit folgst, noch soviel von irrdischen Gütern aufzuopfern scheinst, so laß dichs nicht gereuen, weil einestheils der Gewinn für deine persönliche Vollkommenheit und vernünftige Zufriedenheit durch das Bewußtseyn rechtschaffen zu handeln, unendlich wichtiger ist; anderntheils eine solche Gesinnung und Verhaltungsart dir die Liebe anderer Menschen erwirbt, die dich in deiner Noth auch nicht sinken lassen wird; zugeschweigen, daß bey einer vernünftigen Ausübung jener Regel deine Noth nie grösser werden kann, als des Nächsten seine, weil sie nur fordert, die grössere Bedürfniß desselben deiner eigenen kleinern vorzuziehen. Wolltest du aber die Bedürfnisse anderer überall und ohne Unterschied deinen eigenen Bedürfnissen stets nachsetzen; so würdest du dich des schändlichen Lasters des Eigennutzes schuldig machen.

Der

Der strafbarste Mißbrauch aber wäre es, dein irrdisches Vermögen gar zu einem Mittel zu gebrauchen, deinem Nächsten schädlich zu seyn.

Diese Regel lehrt dich also, den Umfang der Bedürfnisse, zu deren Abhelfung du deine zeitlichen Güter zu verwenden hast, kennen. Es sind nicht blos deine eigenen und unmittelbaren. Nein. Auch die Bedürfnisse deiner Mitmenschen hast du, da du einmal in ihrer Gesellschaft lebst, als deine eigenen anzusehen. Und nur in dem Falle, wenn beyde gleich groß sind, und nicht zugleich von dir befriediget werden können, haben deine eigenen und unmittelbaren den Vorzug. Glückliche Gesellschaft, in welcher diese Regel von allen Mitgliedern vernünftig geübt würde!

Zweytens. Mäßige deine Neigungen und Begierden, damit sie dir nicht mehrere Bedürfnisse nothwendig machen, als die Vernunft in Rücksicht auf dein Vermögen, auf deine übrigen Umstände und dein gesammtes wahres Wohl billigen kann. Ein Mensch, der nicht durch die Vernunft, sondern durch seine blinden Neigungen, Einbildungen, herrschende Vorurtheile und Gewohnheiten seine

Be-

Bedürfnisse bestimmen läßt, macht sich entweder des Lasters des Geizes oder der Verschwendung schuldig. Von jenem ist oben schon geredet worden.

Die Verschwendung besteht in der Unbesonnenheit, die unnöthigen Ausgaben den nöthigern vorzuziehen. Sie ist wahre Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegen uns und andere, weil wir zur Abhelfung der nöthigen Bedürfnisse, sie mögen sich bey uns oder bey andern befinden, immer zuerst verpflichtet sind, und keines Menschen Vermögenszustand zureicht, neben den nöthigen auch alle unnöthige Bedürfnisse zu befriedigen. Wie thöricht ist es, z. B. allen Geld versplitternden Gesellschaften beyzuwohnen, oder alle kostbare Kleidergewohnheiten mitzumachen, und darüber seinen Nahrungsstand, der nöthigere Ausgaben fordert, sinken zu lassen? So wie der Arme so gut, als der Reiche geitzig seyn kann, so ist dieß auch in Ansehung der Verschwendung möglich. —

Noch mehr: Ohnerachtet die Natur der Menschen an sich mit wenigem zufrieden ist, so können wir uns doch leicht verwöhnen,

uns

uns eine Menge unnützer Bedürfnisse anschaffen, von deren Befriedigung unsere Zufriedenheit abhängig wird. Da nun unser Vermögensstand veränderlich ist; so steht alsdenn unsere Zufriedenheit immer aufs Spiel. Wird jener geschwächt; so fällt es dem Menschen hernach sehr schwer, seine verwöhnten Neigungen wieder einzuschränken, und die angenommenen Bedürfnisse wieder abzuschaffen, oft so schwer, daß viele, um sich diesen Verdruß mit sich selbst zu ersparen, die größten Ungerechtigkeiten und Betrügereyen begehen, oder ihre Zuflucht zum unbesonnenen Schuldenmachen nehmen, und sich dadurch einem früh oder spät hereinbrechenden noch grössern Elende, Armuth und Schande blos setzen; sich Quellen des Kummers und Grams graben, und durch ihre Unbesonnenheit sich Ursachen zu den gefährlichsten Krankheiten, ja oft zum Selbstmorde bereiten. Vergieß es nie, daß der Mensch um soviel ruhiger und glücklicher lebe, je weniger Bedürfnisse er sich nothwendig werden läßt, und daß daher die Picht, anderer ihre dringendere Bedürfnisse, so weit sie dir bekannt sind, und du ihnen abhelfen kannst, deinen eigenen weniger nöthigen bey deinen

Aus-

Ausgaben vorzuziehen, auch darum ein wahrer Segen für dich sey, weil sie deine Neigungen und Begierden in die Schranken der Ordnung und Mäßigkeit zn bleiben zwingt.

Drittens. Der Maaßstab, nach welchem du dein irrdisches Vermögen zur Abhelfung deiner eigenen und anderer nöthigen Bedürfnisse anzuwenden hast, ist, wie schon gesagt, dein Vermögenszustand selbst, oder dein Eigenthum. Daher ergeben sich für den Reichen mehrere Bedürfnisse und Verpflichtuntungen zum grössern Aufwande als für den Armen.

Allein gesetzt, daß dir solche eigene dringende Bedürfnisse aufstießen, denen dein gegenwärtiges Vermögen nicht gewachsen wäre; so ist es dir vollkommen erlaubt, zu dem Vermögen eines andern auf eine solche Art deine Zuflucht zu nehmen, daß sein Eigenthumsrecht nicht gekränkt wird. Dieß letztere wird auf die Weise verhütet; wenn du ihn mit Bescheidenheit um den dir nöthigen Vorschuß aus seinem Vermögen ansprichst, ihm mit aller Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit die hinlängliche Sicherheit seines Darlehens aus

deinem Vermögenszustande nachweisest, dich über den Zeitpunkt der Wiedererstattung mit ihm vereinigest, und ihm den Schaden, den er während dieser Entäusserung leiden möchte, wenn er es fordert, mit Billigkeit ersetzest. Allein, denn vergiß auch nicht, deine übernommenen Verbindlichkeiten mit aller Treue und Redlichkeit zu erfüllen. Und, um dieß leisten zu können, so hüte dich ja, nicht mehr zu borgen, als die dringende Nothwendigkeit erfordert.

15.

Herman.

Eine Geschichte aus den Zeiten der Ritterschaft.

Tiefschweigend lag die Natur in nächtlicher Stille, dick in Wolken gehüllet war das Firmament, und in Rabengewand näherte sich die traurige Stunde der düsteren Mitternacht majestätisch und ernsthaft. Feyerlich zitterte die stumme Gegend, und heiliges Schrecken bebte an jedem Laube; das prausende Thal war mit Finsternissen bedeckt, und nächtliches Grauen schlug ihr dunkles Gezelt auf, um unumschränkt über die Halbkugel zu herrschen.

Tiefes Stillschweigen, wie die Stille des Todes, verbreitete sich umher, und ausser der Eule klagendem Liede hörte der Sterbliche keine Stimme.

So in einer Nacht wandelte Herman durch unbekannte Wege: sein einziger Gefährte war sein Schwert, denn mit diesem bahnte er seinen wankenden Tritten den Fußsteig.

Ein halbverfallenes Schloß, das in den ältesten Zeiten manchem zur Bosheit und manchem zum Schutz gedienet hat, erhob sich in der Gegend, wo sich Herman verirrte. Unter dem Schutte stiegen bemoste Gewölber empor, wo in den dämmernden Stunden der traurige Nachtvogel sein Lager aufschlug, und sein ödes Wohnhaus erbauete. An den Gemäuren schlichen Eidexen und Krötten herum, und fürchterlich zischten die Nattern auf den Wanderer. Epheu rauschte an den zerfallenen Wänden, und schlang sich hinauf auf hangende Thürme, die mit Gras bewachsen sich über schwarze Felsen hinstürzten. In diesem fürchterlichen Orte, wohin selten der Pfad einen Sterblichen leitete — in diesem Aufenthalte von wilden Bestien, und giftigen Thieren, dem sich kein Tyger zu nahen getrauete — da wandelte Herman in den Stunden der Mitternacht. Todtenschedel und Knochen von ermordeten Menschen hinderten die Schritte des Reisenden, und noch in eisernen Banden hangende Skelete breiteten Schauder über den fürchterlichen Ort aus. Die Furcht würde ihn getödtet haben, wenn nicht die gütige Nacht seinem schaudernden Blicke diese Schröckenbilder verhüllet hätte.

Hier

Hier war Herman — ermattet sank der Held, der tapfer in Palästina focht, auf eine Felsenwand hin, und Entkräftung und Schlaf beraubten ihn seiner Sinne.

Schon grauete der Morgen, und Eulen und Fledermäuse kehrten in ihre Höhlen zurück vor der aufgehenden Sonne. Mit gräßlichem Geräusche flatterten sie über Hermans Haupt, und weckten ihn mit rauschenden Flügeln aus seinem Schlummer.

Herman erwachte, und wie entsetzte sich sein erstauntes Aug, als er eine große Schlange vor sich sah, die ihm starr ins Gesicht blickte, und züngelte. Er suchte sein Schwert; es lag nahe an ihm, aber drey fürchterliche Nattern umflochten es, als ihre Beute, und machten es dem Helden strittig. Kalter Schweiß durchströmte seine Glieder, ängstig wandt er seine schüchternen Blicke um sich her, und von jeder Seite kam ihm Grauen und Entsetzen entgegen. Da sah er die grundlosen Höhen, die er durchwandelte, dort die drohenden Felsen, die ihre Risenkörper über seine Scheittel beugten, und mit den Wolken zu kämpfen schienen. Unsterbliche Gottheit! rief

er auf, wo bin ich? Sind dieses die Vorhöfe der Hölle, oder die Wohnungen des Todes und des Verderbens? Ist es ein böses Gespenst, das mich in diese Gegend verführt hat? Diese Todtenschedel, die um mich herumliegen, diese modernden Knochen meiner Brüder sind die fürchterlichen Zeugen, daß hier kein Sterblicher unbestraft diese Schwellen betrat — aber Herman! was zitterst du? — können wohl diese Felsengewölber deine Stimme verschließen, daß sie sich nicht bis zum Ewigen empor hebt, oder verbergen dich diese Marmorgebirge, und dringet der Blick des Allmächtigen nicht in diese Tiefe hinunter. Schwacher Sterblicher! fasse Muth, das Aug der ewigen Vorsicht begleitet dich auf deinen Wegen — und was hast du zu fürchten, wenn Gott mit dir ist?

So sprach Herman, und Muth floß in seinen Adern, er schleuderte mit seinem Fuß die Nattern von seinem Schwert, und erlegte die Schlange im muthigen Kampf, die ihm gräßlich entgegen zischte. Schaum und Blut floß umher aus der Wunde des erlegten Wurmes, und die Erde zitterte selbst unter dem kühnen Fuß des Helden, und staunte über seinen Muth. —

Ermüdet

Ermüdet vom Streit suchte sich Herman eine Anhöhe, die die Sonne beschien; da setzt er sich hin, und gürtete sein Schwert an seine Seite. Du treuer Gefährte meines Lebens! rief er auf, du sollst deinen Herman nie wieder verlassen! durch dich sanken die Feinde des Glaubens in Palästina — der Gottheitschutz heiligte deine Stärke — du wüthetest bisher wider die Feinde von Hermans Gott, vertheidige nun auch einmal den Helden, der für seinen Glauben focht, und den die Gottheit vielleicht noch zu höheren Thaten bestimmt hat, weil sie noch seines Blutes schonte, das Herman so gerne für sie vergossen hätte.

So sprach Herman, und sein feuriges Aug blickte majestätisch um sich, die Winde rauschten minder, der Schauer floh von den Felsen, und verkroch sich in die Wohnung der Finsternisse vor dem Anblick des Helden.

Herman hob sich endlich auf, als die Sonne am Mittag war, und suchte Erfrischung in der nahrungslosen Gegend. Mit Kühnheit kletterte er einen hohen Felsen an, und fand dort einige Haselstauden mit Nüssen bewach-

sen, von welchen er sich diesen Tag über nährte. —

Nachdem er eine zimliche Weile die Gegend durchirrte, kam Herman zu einer Quelle. Frisches Wasser sprudelte aus dem gutthätigen Felsen, und Labung für Hermans durstende Lippen.

Die Mittagsmahlzeit war vorüber, und nun beschäftigte sich Herman mit den Todtenknochen und Gerippen, die in dieser Gegend umher lagen. Es ist vergebens, sagte er, ich bin noch zu müde um eine Rückkehr aus dieser Gegend zu suchen — ich will heute noch mein Nachtlager hier aufschlagen, und diese Knochen beerdigen. Er gieng eine Weile umher, und unter einer Felsenwand fand er verschiedene Rüstungen! Helm, Harnisch und Schwerter, Pickel und Hauen und Schaufeln. Herman ergrif eine Haue und eine Schaufel, nahm diese Werkzeuge auf seine Schultern, stieg den Felsen wieder hinauf, und suchte sich einen Ort um eine Grube zu graben.

Hier, fieng er an, will ich eine Ruhestätte für euch machen, für euch, deren Gerippe

rippe hier fürchterlich herumstehen, — ihr nahmt mich mit edler Gastfreyheit auf, es ist billig, daß ich euch meine Dankbarkeit zeige. Ihr, wer ihr immer gewesen seyd — Helden oder Mörder, weil noch verwesliches Fleisch eure Knochen deckte — ich will euch eine Grube bauen, und eure Gebeine sollen in Ruhe modern. —

Herman fieng seine Arbeit an; vergebens bemühte er sich zu graben, die harten Steine foderten die Bickel: er hauete, und ein dumpfer Ton erfüllte die ganze Gegend unter seinen Streichen, so daß Herman leicht einsehen konnte, daß eine Höhlung im Felsen seyn müße. Er hauete öfters, als gähling mit entsetzlichem Gerassel die Steine durchbrachen, und sich eine Oeffnung in eine grundlose Höhle zeigte — kaum legte sich der Staub, der wie Rauch aus der Caverne herausdämpfte, als eine düstere Stimme aus dem Abgrunde rief. —

Wer bist du, verwegner Sterblicher! der du dich erkühnest, meine Ruhe in diesen Krüften zu stören! entferne dich so gleich von dieser Gegend, und erwarte die gerechte Strafe

se deines Frevels! Hunger und Elend werden dich zum Gesellschafter der Todtengerippe machen, die du um dich her siehst. Frevler stirb, und fühle zehnmal den Tod und das Elend des Sterblichen!

Herman zitterte bey dieser Stimme; seine Wangen entfärbten sich, und kalter Schweiß tropfte von seiner Stirne.

Es scheut der Natur an ungewöhnlichen Sachen, und die Liebe unsrer Selbsterhaltung macht oft den Helden zur Memme im Augenblick, wo körperliches Gefühl den Muth der Seele überwiegt. —

Es giebt Sachen in der Natur, die unsere Erwartung übersteigen, und der, der ausserordentliche Dinge im ersten Augenblicke gleichgültig sehen kann, muß weder Menschengefühl noch eine Seele haben.

Die Furcht ist dem Menschen eigen, Ueberlegung und Vernunft schwächen erst ihren Eindruck, und erzeugen Muth und Tapferkeit. So gieng es unserm Herman auch, seine Seele faßte sich bald wieder. Du, wer du

immer

immer bist, schrie er, der du diese unterirdische Höhle bewohnest, du sollst mich durch deine Drohungen nicht hindern, das Werk, das ich unternommen, zu vollenden — ich will die Todtengerippe, die da herumstehen, beerdigen, und du sollst mein Vorhaben nicht stören, und wenn du mich selbst zum Todtengerippe zu verwandeln Macht hättest. —

Herman sammelte alle Todtenschedel, Knochen und Gerippe, die er finden konnte, zusammen, und warf sie in den Schoos der Mutter Erde. Es war schon spät am Abend, als Herman seine Todtengräberarbeit vollendet hatte, da welzte er einen großen Stein für die Oeffnung, und sprach zu seinen Begrabenen: **ruhet in Frieden!**

Müde von seinem Tagwerk suchte Herman nun Ruhe; eine erhabene Gegend wählte er sich zu seiner Ruhstätte, damit ihn die Nacht über die Krötten und Nattern nicht beunruhigen konnten. — Etliche Nüsse waren die Gerüchte seiner Nachtmählzeit, und eine hohl handvoll Wasser sein Getränke. —

Schon

Schon war sein Nachtlager von Moos bereitet, schon lag der Held gestreckt, und ruhete bis Mitternacht.

Diese fürchterliche Stunde trat mit Majestät auf die Erde. Gespenster mit Drachenflügeln und Rabenklauen wandelten in einsamen Wildnissen für den Furchtsamen umher, Irrwische verführten den Wanderer in sumpfigten Oertern, und mit Zaubersprüchen stund schon der Teufelsbeschwörer auf dem Kreuzwege.

Der Baal öffnete sich schon auf dem Plocksberg, und unter Katzengeschrey und Hundesgeheul wurden schon die Hexentänze gefeyrt, und schwarze Kater mit feurigen Augen spielten schon bey diesem herrlichen Feste Uhukonzerte und Miaunaden.

In Wäldern erschallten die Jagdhörner, geblasen von verwunschenen Jägern, das Nachtgejaid jauchzte im Thale, und lärmte mit wiehernden Pferden und Gebell gespensterischer Hunde.

Couriers auf flüchtigen Geisböcken reiseten durch die Lüfte, und eine ehrwürdige Cavalkade bedachter Damen mit fliegenden Haaren folgte ihnen nach auf Besen und Gabeln.

In dieser fürchterlichen Stunde erwachte Herman, und ein gäher Lärm schreckte ihn auf von seinem Schlummer.

Unerschrocken und ohne Vorurtheil, wie er war, sah er alle die Schröckenbilder nicht, die der Furchtsame sieht, und die ihr Daseyn in einer verwehnten Einbildung haben, er sah unerschrocken um sich. Die Sterne funkelten am Himmel — aber wie sank sein Muth wieder — wie zitterte sein Herz, als er in der Ferne eine ganz unnatürliche Gestalt aus der Erde heraussteigen sah, die ihm immer näher und näher kam; er sah starr nach diesem Wesen, das sich ihm näherte, und konnte sich selbst nicht erklären, ob es ein Mensch oder ein Thier seyn sollte. Endlich wagte er es, zog sein Schwert, und gieng diesem Abentheuer entgegen; aber kaum vollendete er etliche Schritte, als eine übernatürliche Kälte alle seine Glieder durchfuhr — seine Haare sträubten sich empor, und Todesschweiß war

an

an seiner Stirne; das Gespenst gleitete nah an ihm vorüber. Es war schrecklich anzusehen, Herman faßte sich aber doch — halte! — schrie er das Gespenst an, und wenn du aus der Hölle selbst bist; so sollst du halten. —

Wer bist du, Verwegner! antwortete das Gespenst mit einer Stimme, als tönte jedes Wort aus hohlem Erzte. Wer bist du, Verwegner! der du es wagst, ein Wesen anzureden, daß mit euch Sterblichen keine Gemeinschaft mehr hat. Weißt du, daß ich durch einen einzigen Hauch deine Säfte in Eis verwandeln, oder durch Veränderung meiner Gestalt in eine weit schröcklichere dich aus Furcht über diese Abgründe stürzen könnte. —

Wer du bist, erwiederte Herman, ein sterbliches Wesen, oder ein Geist; so mußt du mit mir sprechen. Bist du aus der Hölle geschicket worden, so glaube nicht, daß ich vor deinen Drohungen erschrecke. —

Die Hand dessen, der jedes Geschöpf schützt, wird auch mich schützen, und sollte er zugeben, daß du meinem Körper schaden könntest,

test, was willst du, schwacher Geist! meiner unsterblichen Seele thun? bist du aber die Seele eines Abgeleibten, die vielleicht verdammt, zur Abbüssung ihrer irdischen Sünden, in diesen Wüsteneyen umher irren muß — so spreche! und kann Herman dir mit seinem Leben dienen, so fodere es von ihm, und lerne, daß der, der ein Freund der Menschen ist, auch Muth hat, ein Freund eines Geistes zu seyn. Rede! — das Gespenst blieb sprachlos stehen — sah Herman ins Gesicht, und seufzte. —

Armer Geist, fuhr Herman fort, du seufzest? meine Anrede muß dich gerührt haben, du bist unglücklich, und schon bist du meinem Herzen werth; rede, gieße deinen Kummer in meinen Busen, und können diese meine Aerme, deren Knochen noch mit Fleisch bedeckt, und in eine vermeßliche Hülle gewickelt sind, dich geistiges Wesen nicht an meinen Busen drücken so will ich dich mit den Armen meiner Seele umfangen, kann Herman etwas zur Linderung deines Leidwesens beytragen; so rechne auf ihn, armer Geist! verschmähe die Freundschaft eines armen Sterblichen nicht!

Es schien, als wäre das Gespenst freundlicher. Folge mir, rief es, Herman! folge mir! Herman folgte auch dem Gespenst. Dieses führte ihn bis an die Spitz eines Felsen, da war eine große Oeffnung. Du hast mir deine Freundschaft anerboten, rief das Gespenst — wohl! du sollst mein Freund seyn, und mein Freund bleiben. — Hier schlang das Gespenst seinen eiskalten Arm um Hermans Nacken, riß ihn mit sich in die Oeffnung, und wie Pfeil eilten sie tief unter die Erde hinab, schier bis an die Vorhöfe der Hölle.

Hier! — doch ich will meinen Lesern noch nicht sagen, was dem kühnen Herman begegnet ist — Gutes oder Böses. — Er soll es uns selbst erzählen, wenn er aus seiner Hölle wieder herauskommt, und kommt er nicht mehr heraus; so wollen wir ihn bedauren, den edlen Ritter.

Drey ganze Tage waren bereits verflossen, binnen welchen Hermans Freunde vergebens ihren Gefährten suchten. — Das gräßliche Gewitter war vorüber, der Regen und der Hagel, der die Helden zerstreute, ließen nach. Allein alles Bemühen war vergebens, man wußte nicht, wo Herman war.

Rein-

Reinhold war einer der tapfersten Ritter, der selbst an den heiligen Mauren von Jerusalem focht, und an Hermans Seite manche Lanze brach, manche Wunde empfieng. Gemeinschaftliche Unglücksfälle, gleichgestimmte Herzen ketteten diese jungen Männer an einander, und machten sie zu unzertrennlichen Freunden.

Als die Sonne am Morgen aufgieng, und die Schatten der gräßlichen Nacht zerstäubte, in welchen sich Herman von Reinholds Seite getrennt hatte, saß Reinhold traurig auf einem Hügel, und Thränen rollten über seine braunen Wangen, und netzten sein narbichtes Gesicht.

Ah! wären wir, rief er auf, an Jerusalems Pollwerken gesunken, oder hätte der blinkende Stahl der Saracenen meine Scheittel gespaltet, als ich noch an Hermans Seite focht! O wie glücklich wäre ich gewesen! aber was wird so Ludmilla sagen, wenn Reinhold ohne Herman kömmt.

War nicht sie es, das treflichste der Mädchen, die mir bey unserer Abreise ihren Bruder

der empfahl? War nicht sie es? die mir sagte: Reinhold! bringe mir meinen Bruder wieder, oder zähle nicht mehr auf Ludmillens Liebe. —

Ja, so sprach sie — mir deucht noch, daß ich ihre Stimme höre. Ludmilla! ja, du sollst deinen Bruder wieder sehen, oder wenn Herman nicht mehr ist; so wird auch Reinhold nicht mehr leben. —

So sprach Hermans Freund, nahm seine Lanze, und seinen Helm, setzte sich auf sein Pferd, und rannte tief in die Wildniß hinein.

Das Weitere folgt.

15.

Callo.

(Beschluß.)

Von W*** ließ Hartenstein, den Bürgermeister vor sich rufen, und stellte ihn, als er kam, gerade Callos Bildnisse gegen über. Herr Bürgermeister, fieng von W*** an, dieß Bildniß gefällt mir so wohl, daß ich gern auch das Original kennen möchte; können Sie mir nicht sagen, wessen Bild es ist? — Hartenstein sah es an, aber sein Blick wich furchtsam zurück, und Angst und Verwirrung bemächtigten sich seiner. Mit sichtbarer Unruhe antwortete er: Ja — ich denke — wenn ich — nicht irre — es war einst — ein lutherischer — Pastor — der Pastor — Callo.

Ist er schon lange todt? — Ich möchte seine Grabstätte sehen — der Mann ist meinem Herzen werth. — Wo liegt er begraben?

„Ich kann Ihnen nicht dienen, Herr Generalmajor!"

Es wird sich wohl erfragen lassen?

„Ich zweifle sehr; ich kann mich eben erinnern, daß er hier gar nicht gestorben ist."

Gut! er mag ruhen im Frieden! — Aber noch eins. Ich habe vor einigen Stunden eine wunderliche Entdeckung gemacht; und Sie, glaube ich, können mir auf die Wahrheit helfen. Schon einige Tage gieng das Gerücht unter den Soldaten herum, daß es in der Vestung spucke. Man glaubte zu verschiedenen Zeiten eine Stimme gehört zu haben. Es wurde mir gemeldet, und nach meinem Grundsatze: nichts ohne Untersuchung zu verwerfen, nahm ich mir vor, der Sache selbst nachzuforschen. Ich ließ mich an den benannten Ort hinführen, hörte wirklich selbst

Zur geschichte N. 15. seite. 225.

weissenhahn Sc.

Unseliger! du tödest deine Gattin und dein Kind.

die Stimme, und ließ gleich auf der Stelle, wo sie hörbar war, in die Erde graben — und — stellen Sie sich vor, Herr Bürgermeister! wir fanden — einen alten, ganz verwachsen und verwilderten Greisen. Ich nahm ihn zu mir, und als ich ihn näher betrachtete, glaubte ich einige Aehnlichkeit dieses Bildnisses mit seinen Gesichtszügen zu finden. Sie sollen selbst entscheiden.

Auf ein Zeichen trat Callo von dem jungen Offizier begleitet aus einem Seitenkabinete; Gott! rief er, es ist Hartenstein. Todenblässe überzog das Gesicht des Schuldigen, als er Callo sah, und Callos Stimme hörte, und ohnmächtig sank er zur Erde. — — Hilfe! Hilfe! rief Callo, er stirbt! Hilfe! Hilfe! riefen von W*** und der Lieutenant, er ist nicht werth, dieses sanften Todes zu sterben.

Man brachte ihn nach einer Weile zu sich, und ließ ihm einige Minuten Ruhe zur Erhollung.

Ha! Ungeheuer! fieng von W*** zu ihm an, dein Herz war hart und grausam

genug, den guten, unschuldigen Greisen so entsetzlich zu mißhandeln! — Kein Trieb der Menschenliebe, keine sanfte Regung bewegte es — nicht sein Bitten — nicht seine Thränen rührten dich! — — Abscheu der Menschen! Welch ein Richter der Erde mag deine Unthat richten? — Wo ist ein Strafgesetz strenge genug, deine Missethat zu rächen? — —

O schonet sein, bath Callo, Gott ist sein Richter, und keine Menschenstrafe ist schrecklicher als die Folter seines Gewissens.

Ich verzeihe euch gern, Hartenstein! und möge euch auch Gott verzeihen. Er weiß es, der Allwissende! daß nie mein Herz um Rache zu ihm gebetten, nie mein Mund euch geflucht habe. Ich bath um Stärke und Trost für mich, — um Gnade für euch. Aber sagt mir, wo sind meine Kinder. Sie sind mein Alles — o laßt sie mich wieder sehen.

Hartenstein schwieg. Diese Frage foderte das Geständniß einer noch entsetzlichern Greuelthat. Rede, Bösewicht! donnerte ihm von W*** ins Ohr, rede! wo sind sie? —

Hast du sie erwürgt? — oder deinen Hunden zu fressen gegeben? Hast du sie in Stücke zerhauen und den Raaben aufgetischt? Ha! ich kann mir keine Grausamkeit denken, der du nicht fähig bist. — Rede! — —

Verzweiflungsvoll rafte er sich auf, und mit wüthenden Geberden schrie Hartenstein: Nun macht mit mir, was ihr wollt. Ich bin in den Händen meiner Feinde. Trettet mich unter eure Füsse, flucht mir, schneidet Riemen aus mir, und reißt mir stückweiß das Fleisch vom Leibe; thut was ihr wollt, ich bin in eurer Gewalt. — —

Elender! rief ihm der junge Offizier entgegen, glaube nicht, daß noch ein Mensch so grausam seyn kann, als du bist; du übertriffst den wildesten Caraiben. Aber rede! — —

Nun so hört, fieng er an, und zittert bey jedem Worte, und flucht Gottes Donner auf mich herab. Erblaßt, wenn mein Mund sich öfnet, und sinket zur Erde, wenn ihr hört, was ich that.

Aengst-

Aengstlich erwarteten alle, wie Hartenstein beginnen würde, und von Schrecken und Entsetzen zusammengeworfen fielen sie hin, als er endete.

Eure kleinen zween Knäblein, fieng Hartenstein an, hat ein armer Bürger zu sich genommen, aber als der starb, weiß ich nicht, wo sie hingekommen sind.

Vater der Menschen! unterbrach ihn Callo, mögen sie bey Dir seyn; hienieden wartete ihrer ohnehin nichts Gutes. — Aber meine Tochter — — —

Die habt ihr von mir zu fodern, fuhr Hartenstein fort. Als ihr aller Menschen Augen unsichtbar geworden, ließ ich eure Tochter vor mir rufen; ich wollte ihr Glück machen; aber eure Herzen sind verhärtet, wie Pharaos seines, und euer Geist ist unbiegsam wie ein hundertjähriger Eichenstamm. Ich sagte ihr, sie solle ihrem Afterglauben absagen, und das katholische Glaubenskenntniß ablegen, damit ich sie mit reinem Gewissen zu meiner Buhle hätte nehmen können, und es wäre ihr wohl dabey gewesen.

Aber

Aber die stolze Dirne verschmähte meine Liebe und meinen Glauben, und — — —

Und du erwürgtest sie, Unseliger! rief von W***.

Nein! ich ließ sie in den Stadtthurm einsperren.

Und da lebt sie noch? rief Callo.

Ja! wenn der Hunger sie nicht verzehrt und der brennende Durst sie nicht getödtet hat, so lebt sie noch. Geht hin, und sucht sie.

Man eröfnete das Gefängniß, und fand nur noch einige Knochen. Ihre Kleidungsstücke, wovon noch einige kennbar waren, zerfielen in Staub, als man sie berührte.

Ich wage es nicht den Vaterschmerz des Greisen Callo; nicht das Entsetzen und den flammenden Zorn des Generalmajors zu beschreiben, keine Feder wird je Leiden und Empfindungen des Herzens dieser Art beschreiben, nie auch die fruchtbarste Einbil-

dungskraft sich vorstellen können. Schmerz und Wuth theilten sich in des jungen Offiziers Seele, und er würde den Bösewicht in Stücke zerrissen haben, wenn nicht selbst Callo und von W*** sich dazwischen gestellt, und ihn besänftiget hätten. Wir wollen unsere Hände nicht mit dem Blute eines Verworfenen beflecken, in dessen Adern Krötengift schleicht, dessen Herz selbst Ixions Geyer nicht anfressen würde, sagte von W***, und ließ ihn von der Wache ins Gefängniß führen.

Maler! wenn deine Kunst den hohen Grad erreicht, daß die Natur sie Schwester nennt, und das Auge des Kenners selbst noch getäuscht wird; wenn du den rasenden Sturm und den heulenden Nord, der die wankende Donnerwolke vor sich her durch die Lüfte peitscht; den Spiegel des Meeres zerreißt, und die brausenden Wogen übereinander wirft, auf todte Leinwand hinklecksen kannst; wenn du die Schrecken der Finsterniß, und alle Angst der Seele bey den fürchterlichen Schlägen des Donners ausdrücken kannst; — das Zagen und Stürmen der Seele, Raserey und stummer Schmerz muß in deiner Gewalt seyn;

jede

jede Fiber im menschlichen Körper muß das Spiel deines Pinsels seyn können — — dann Maler! — dann male mir die Seele des Verzweifelnden. Erhitze deine Einbildungskraft, und stelle dir eine Empörung der Hölle vor; laß Teufel gegeneinander im Feuerkampfe wüthen, und nimm dieses Bild zur Grundlage, wenn du den Aufruhr schildern willst, der das Herz des Verzweifelnden zerstört: und alles Nacht — die schwärzeste Nacht sey der Grund deines Gemäldes. Toben muß es innen und rasen, wie der schäumende Ozean tobt, und Boreas durch die seufzenden Lüfte raset; kein Schimmer des Lichts durchbreche die Finsterniß, als etwa eine düstere Flamme des Feuers, das in seinem Busen wüthet; und aussen — zeige Verwüstung. Lasse Sonnen und Monde übereinander stürzen, und ein neues Cahos in dem leeren Raume entstehen, und das kann dir die Idee von der Zerstörung des Körpers geben. Kein Zug des Gesichts muß mehr mit dem andern Gemeinschaft haben, kein Theil mit dem andern; gräßlich, wie wenn ein brennender Komet im Kreisel herumgetrieben würde, rolle sein Auge; sein Haar muß zerrauft und emporsträubend, seine Wange blaß und eingebrochen

seyn.

seyn. Jeder geheime, noch nicht ganz hervorgepreßte Fluch des Herzens schwebe auf seinen Lippen, und sey in allen Zügen des Gesichtes sichtbar. Zähneknirschen und Stampfen drücke seine Wuth aus und den Wunsch, daß sich die Erde öfnen möchte, um ihn zu verschlingen; mit seinen Händen zerreisse er seine Brust, und zerschlage sein Gesicht, und — — Maler! — alles dieß ist noch ein matter unvollkommener Entwurf von der Wirklichkeit. Kein Zustand der Seele ist schrecklicher, als wenn die Verzweiflung sie ergreift, und Verzweiflung tobte in Hartensteins Busen, als er ins Gefängniß gebracht wurde.

Sein Herz unterlag dem rasenden Schmerze; von den marternsten Vorwürfen bestürmt, von den fürchterlichsten Bildern beängstigt ward es der Verzweiflung Raub. Wo er hinsah, sah er sich von Feinden umgeben, und alles schien Rache wider ihn zu schreyen. Er hatte den Himmel erzürnt, und die Menschheit beleidiget, und der, der selbst grausamen Haß im Busen trug, und giftige Rache nährte, wie konnte der Liebe

und

und Schonung hoffen? von wem sollte sein trostloses Herz Mitleiden erflehen?

Noch ehe die Richter über ihn sprachen, und die Gesetze ihn verurtheilten, hatte sein Herz ihn verurtheilt, und der Richter der Menschen über ihn Gericht gehalten. Hartenstein starb im Gefängnisse – den schmählichsten, den fürchterlichsten Tod. Mit den Ketten der Schande, die seine Hände fesselten, hatte er sich erwürgt. So wahr ist es, daß kein Menschengericht strenger urtheilt, als das eigene Gewissen, und in dem Verbrechen selbst schon die schrecklichste der Strafen liegt.

Callos sanftes Herz, blutend von dem Schmerze über den Verlurst seiner Kinder, bemitleidete noch den Verworfnen und flehte für ihn zum Himmel um Gnade. Gott! rief er, welcher Grausamkeiten wird der Mensch fähig, wenn der Fanatismus seinen Geist verfinstert, und das Herz mit Haß erfüllt! — Er würde gewiß nicht so gehandelt haben, wenn man ihn von Jugend auf richtiger denken gelehrt hätte. Unter seinen Glaubensgenossen ward er geliebt, denn man

konnte

konnte ihn keiner Ungerechtigkeit gegen sie in seinem Amte beschuldigen; er verfuhr gütig und gerecht gegen sie und that vielen von ihnen Gutes.

Ich will die schreckliche Geschichte, sagte von W*** in Marmor graben lassen, und sie soll der späten Nachwelt eine Lehre der Duldung — ein schaudervolles Beyspiel des Fanatismus seyn. Himmel! wie viele tausende unschuldiger Menschen hat dieß Ungeheuer schon verschlungen! Gott! möchte doch bald Licht aufgehen über den Erdkreis, daß deine Menschen alle die Wahrheit sehen — sich lieben, und glücklich seyen. — — Aber, Freunde! laßt uns diese traurige Begebenheit vergessen, und unsere Herzen, die zu viel schon gelitten, wieder aufheitern. Callo! verleben Sie die wenigen Tage, die Sie noch dem Tode abzurechnen haben, bey mir; die Vorsicht wird ihnen jene ersetzen, die Sie in ihrem Grabe zugebracht haben.

Traurig an einem Fenster stund der junge Offizier, und trocknete die heimliche Thräne von seinem Auge, die der zärtliche Schmerz ihm entlockte. Von W*** trat hinzu; und

er-

ermuuterte ihn. Sie weinen, sagte er; edler Mann! schämen Sie sich der Thräne nicht, die ihrem Auge entrinnt; sie ist mir der schätzbarste Beweis ihres guten Herzens. Der Soldat ist keine fühllose Maschine, von Eisen und Stein zusammgesetzt; fest wie der Stahl, der seine Brust umgiebt, soll sein Muth seyn; aber wohl! wenn ein gefühlvolles Herz dahinter schlägt.

Unterdessen kam ein alter, ergrauter Soldat herzugelaufen, und begehrte vor den Generalmajor gelassen zu werden. Mit dem Schwunge eines hastigen Jünglings stürzte er in die Arme des jungen Offiziers, beyde umarmten sich, und der Junge nannte ihn Vater. Dann wandte er sich zum Generalmajor, und sagte: Ich habe von einer Begebenheit gehört, die mir sehr nahe geht; lebt wirklich der alte Pastor Callo noch? —

Wirklich, sagte von W*** hier seht ihr ihn.

Die Freude entathmete den grauen Krieger, und sprachlos stund er da, und staunte. — Nun, Gott sey gepriesen! fieng er

nach

nach einiger Erhollung an. Hört, was ich euch sage. Als ich vor etwelch zwanzig Jahren hier durchzog, und alles in der Stadt unter und über gieng, alles verheert wurde, auch man des schuldlosen Kindes nicht schonte, da kam mir ein Knäblein unter die Hände; schon schwung ich meinen Sebel, aber da bath und jammerte es so kläglich, daß mir das Herz weich wurde, ich sah das Kind an, gewann es lieb, und nahms gar mit mir. Ich fragte nicht, wem es zugehöre, denn nun war es mein. Aber oft hörte ich es sagen: **Mein Vater Liebhold.** Bald darauf kam ein junger Bürgerssohn aus eurer Stadt zu meiner Compagnie; ihm erzählte ich einmal, wie ich zu dem Kinde gekommen, und er sagte mir, daß euch zur nemlichen Zeit ein Knab sey verlohren gegangen, und meinte gar, er könne ihm viel gleich sehen. Nun hörte ich eure Geschichte, hörte, daß ihr noch lebet, und eilte daher, euch zu sehen und den Vater meines lieben Jungen zu finden. Nehmt diese Umstände zusammen, und hört die Stimme eures Herzens; ich glaube, wir trügen uns nicht.

Wirklich! sagte Callo, unter dem Namen Liebhold war ich allgemein bekannt, die Umstände treffen zusammen und — hatte er nicht noch die frischen Narben von den Pocken an sich, denn es waren nur erst vierzehn Tage, daß er die Stube verließ?

„O ja! die hatte er.“

Dank der gütigen Vorsicht! fuhr Callo fort, welch ein Glück! ich finde eines meiner Kinder — finde meinen Erstgebohrnen wieder. Komm in meine Arme Sohn! und laß mich noch, ehe ich zum Letztenmal in die Erde zurückkehre, dich an mein Herz drücken, und die Vaterwonne fühlen.

O mein Vater! — Ja ihr seyd es, mein Herz log nicht.

Welch Entzücken! welche Freude! — ich vermags nicht auszudrücken — fühlen kanns das liebende Vaterherz — fühlen ein zärtlicher Sohn, der nach langen Jahren wieder in die Arme seines Vaters eilt.

Kommt Kinder! sagte von W*** das ist ein Freudentag, den die Menschen selten erleben; ich habe ihn noch nie erlebt; wir wollen heute ganz den Becher der Freude leeren — die Wonne des heutigen Tages in aller Fülle geniessen.

16.

Isis und Tira.

Es floß nicht so viel Blut an Saturus Altären, und im Tempel des Teutates war die Menschheit nicht so entweiht, als sie Muhamet entweihte.

Als dieser Betrüger in Asien aufstund, und sich zum Propheten der Gottheit aufwarf, so war sein Entschluß Arabien seiner Träumereyen zu überzeugen, oder ihre Bewohner zu würgen.

Die Talente dieses boshaften Lügners unterstützten seine Vorschritte, er ergriff das Schwert, und ein glücklicher Erfolg warf Asien zu seinen Füßen.

Er behauptete, daß er den Mond in seinem Ermel trug, die natürliche Vernunft des Menschen stutzte hierüber, aber bald machte sein Schwert den Beweis, die Araber zitterten, und — — glaubten.

Die Califen, und die ersten, die die Sultans Würde begleiteten, waren fürchterliche Menschen. Muhamets Geist der Zerstörung pflanzte sich in ihren Herzen fort, und Fanatismus und Tiraney unterdrückte das Volk. Bewaffnet mit diesem zweyfachen Dolche zitterten Arabiens Kinder und Europas Könige.

Nach Albulfedas treuer Geschichte der Muselmänner, nach Abulfrags Berechnungen wurden Muhamets Visionen, und die Wahrheiten des Alcorans durch das Blut von drey Millionen Menschen, die Muhamets Grausamkeit aufopferte, bestättigt. Der Muselmannen Wuth war unbegreiflich gegen jeden den, der nicht an Muhamets Lehre hieng. In diesen grausamen Zeiten war Isis und Tira gebohren, zwey Kinder, ganz Natur, ganz Liebe. Isis war der schönste der Knaben, und Tira das schönste der Mädchen. — Wie Blumen keimten sie auf, und freuten sich unschuldig ihres Daseyns. — Mulibet war ihr Vater und Oritone ihre Mutter; Geschöpfe gut wie die Natur, und wohlthätig wie die Sonne. Mulibet und Oritone wohnten in einer einsamen Gegend in Arabien, huldigten der Gottheit, die ihnen ihr Herz kennen lehrte,

te, thaten Gutes und waren glücklich. Isis und Tira die Geschenke ihrer Liebe, waren ihre Freude, und reine Wonne des Lebens genossen sie durch ihr Daseyn. —

So glücklich lebte Mulibet bis in das dreyßigste Jahr seines Alters, als Muhamets Lehre und Grausamkeit ihm die Ruhe seines Lebens entriß. Dem Propheten sollte Mulibet huldigen, er, der ihn im Herzen verabscheute. Nein, ich huldige dem Betrüger nicht, sagte Mulibet, laß uns den Ort fliehen Oritone, wo man die Gesetze der Gottheit durch das Schwert verkündigt. Mulibet und Oritone flohen von Isis und Tira begleitet, aber Muhamets Anhänger hollten sie ein, und sie waren das Opfer seiner Rache. Die arme Tira wurde von ihrem Bruder getrennt, und Isis einem Faquir zum Unterricht in dem Alkoran übergeben. —

Da lebte Isis nun bis in das zwanzigste Jahr seines Alters, und dachte oft an seine arme Aeltern, oft an Tira. Innerlicher Haß gegen alles, was Muhamets Lehre anhieng war immer in seinem Herzen, und bey nächtlichen einsamen Stunden weinte er oft bitte-

re Thränen ihrer Asche, und schwur Muhamets Grausamkeit zu rächen. Muliqua hieß der Faquir, bey dem Isis erzogen ward, ein Mann, den der Pöbel anbetete, und wie eine Gottheit verehrte. Aeußerst streng war seine Lebensart; er lebte nur von Wurzeln und Kräutern, kasteite sich bis aufs Blut, und setzte sich Tage lang der brennenden Hitze der Sonne aus. Man sagte allgemein, er stünde mit Muhamets Engel in Verwandschaft, und hätte die Gabe zukünftige Dinge vorherzusagen. Haufenweis lief der Pöbel zu ihm, küßte die Fußstapfen, die er betrat, und die Schwellen, die er berührte, Geschenke lagen um ihn: allein der Vertraute des Propheten nahm sie nicht an, und die Engel trugen die Speisen in der Nacht zum Himmel, und der Faquir sagte, daß sie die Gottheit zum Opfer annahm. —

Leicht täuscht der Betrüger das kurzsichtige Auge des Pöbels, und hintergeht den schwachen Geist des großen Haufens, und der Fanatismus, des Betruges sicherste Stütze — wirft die Vernunft in Fesseln, und verpanzert das Herz gegen die Wahrheit; aber es giebt Augen, deren scharfer Blick die Nacht

durch=

durchbricht, und Herzen, wogegen kein Erzt stark genug ist, die Stralen der Wahrheit davon abzutreiben; Seelen, die, mit einem reinern Lichte umgeben, immer anschauliche Begriffe von der Wahrheit haben. In dem Herzen des guten Jünglings Isis lag schon ein gewisses Wahrheitsgefühl, das keine Furcht hinausbannt, und kein Sophist wegdisputirt, und sein Herz widerstund aller Täuschung. Er sah Derwische sich auf den Zehen im ewigen Kreisel herumdrehen, und trauernde Calender im Bußkleide herumgehen, und sein Herz verachtete sie. Ihn schreckte nicht das Waffengeklirre bethörter Muselmänner; ihn täuschten die Verheissungen des Propheten nicht; sein Geist lachte des Truges, und sein Herz hatte Mitleiden mit den unglücklichen Schwärmern. Ich will sie entlarven, sagte er, die Betrüger, will Mulibet und Oritone an ihnen rächen, und Tira, meine Schwester — die theuersten Geschenke des Himmels, die mir die Grausamen geraubt haben.

Und bald machte Isis wichtige Entdeckungen. Sein Forschgeist, der immer den künstlichen Nebel zu durchdringen strebte, der Muhamets Geheimnisse verbarg, brachte ihn auf

mancherley Spuren. Vorzüglich waren ihm die Opfer auffallend, die der gläubige Pöbel der Gottheit zu bringen glaubte. Wie! dachte Isis, der, der alles schuf, der, aus dessen Vaterhand der Mensch selbst seine Nahrung empfängt, der, von dem selbst alles kömmt, soll sich von Geschenken des Menschen nähren, soll von Opferblute leben? — Der, dem Millionen Sterne zu Gebothe stehen, der der Sonne ihr Licht gab, soll Freude finden an Gold und glänzenden Steinen, wie der schwache, kindische Mensch, der sie ihm opfert? — Unmöglich! Ewiges Wesen! ich mache mir zu hohe Begriffe von dir, als daß ich dieß glauben könnte; und unsere Faquirs und Derwische, die ein so schwärmerisch strenges Leben führen, und niemals essen und trinken, sind doch so gesund und so vollgemästet dabey, als der reichste Emir. Ich begreiffe es nicht. Entweders haben sie recht, und Muhamet nähret sie durch seinen Geist oder — — sie sind Betrüger. Ha! des Nachts sagen sie, hollen Engel des Propheten die Speisen ab, und bringen sie auf die Tafel der Gottheit; ich muß es sehen, und die Wahrheit innen werden.

Bey

Bey nächster Gelegenheit, als Isis der Aufmerksamkeit seiner Wächter entschlüpfen konnte, führte er sein Vorhaben aus, und versteckte sich in einem Winkel der großen Moschee, wohin die meisten Opfer gebracht wurden.

Nicht lange wartete Isis, so öffnete sich der Boden in Mitte der Moschee, und zwölf Faquirs stiegen aus der Erde hervor, worunter Muliqua der erste war, und andere kamen nach mit Vasen und Krügen, womit sie die Opfertische beluden. Alles wurde prächtig beleuchtet, und die Diener des Propheten lagerten sich auf brokadnen Sophen, und hielten von den Geschenken des geäften Volkes köstliche Tafel.

Isis mußte alle Geistes Kraft zusammennehmen, um seine Wuth zurück zu halten, daß sie nicht voreilig ausbrach, und seufzte zur Gottheit: Ewiges Wesen! Du Gott von Norden bis Süden und aller Welten Gott! sieh herab auf die Schändlichen, die deinen Namen lästern, und ihre Laster hinter deinem heiligen Ansehen verbergen wollen. Schleudre einen Blitzstrahl auf sie herab, zerschmet-

tere

tere die Bösewichter, und zeige dich dem betrognen Menschengeschlecht in deiner Klarheit.

Noch mehr wurde Isis aufgebracht, als er sie aus goldnen Pokalen sich mit Wein berauschen sah, den doch selbst der Prophet seinen Gläubigen so strenge verboth. Er sah diejenigen sinnlos zu Boden liegen, die er selbst so oft wider die Uebertrettung dieses Gebothes eifern hörte — sie, die den schwachen Uebertretter mit aller Härte bestraften.

Der Wein hatte die Trunknen beredt und witzig gemacht. Sie machten sich weidlich untereinander über die Einfalt der Musulmänner lustig, die gutmüthig die derbsten Lügen für baare Wahrheit nahmen, an den Propheten glaubten, und ihre Blendwerke anbetheten.

Die Mahlzeit wurde beschlossen, die Geschirre weggeräumt, und die Heuchler kehrten wieder durch die Oeffnung zurück, durch die sie in die Moschee gekommen waren, und Isis blieb allein zurück, sich selbst und seinen Betrachtungen überlassen.

Lange

Lange noch verweilte Isis in seinem geheimen Hinterhalte in sprachloses Staunen versenkt, ehe er es wagte hervorzutretten, ehe er sich von seiner Verwunderung wieder erhollen konnte. War es ein Traum? fieng er nach einer Weile an, ist es das täuschende Bild der Phantasie, was ich gesehen? oder habe ich nicht geträumt? habe ich wirklich gesehen? — — Ha! des Alla Diener — die Vertrauten seiner Geheimnisse — sind Betrüger — sind Heuchler! — — Aber was soll ich thun? Soll ich schweigen? Oder mit Anbruch des Tages auf öffentlichem Markte dem Volke sagen, was ich gesehen, und den Betrogenen die Binde vom Auge nehmen? — Ja, das will ich — das will ich! Doch halt! rascher Jüngling! wird man dir auch glauben? Haben nicht diese Betrüger das Herz wie den Verstand unterjocht? sind sie nicht die Tyrannen des Willens und Herrn der geheimsten Gedanken? Wird nicht das Volk dich einen Verläumder schelten, und erbittert steinigen, oder dich in Stücke zerreissen? — Schweigen will ich und warten, bis sich mir eine sichere Gelegenheit anbeut. Ich will mich gegen Muliqua verstellen, und sein Vertrauen zu gewinnen suchen.

Mit diesem Vorschlage verließ Isis die Moschee, und kehrte in seine Wohnung zurück. Von dieser Stunde an zeigte sich der Jüngling willfähriger gegen Muliqua, und in kurzem hatte er ihn gewonnen. Bald war Isis der Liebling seines Lehrers. Auf diese Art machte er immer neue Entdeckungen. Er kam ihnen sogar auf ihre Kunst Wunder zu wirken, worinn sie den Propheten meisterlich nachahmten, und erfuhr daß Alla seinen Thron nicht mit Gold und Edelgesteinen der Menschen ziert, die in der Moschee geopfert wurden, und die die Diener des Propheten unter sich vertheilten. Isis mußte sich aber alle Gewalt anthun, um die Zeit seines Joches auszuharren, und den glücklichen Zeitpunkt zu erwarten, der seiner gefaßten Absicht entsprechen würde; aber keine Zeit konnte den Haß tilgen, der in seinem Herzen gegen Muhamet lebte; er erhielt durch die Länge der Zeit nur immer neuen Zuwachs.

Einstmals ließ der Faquir den Jüngling vor sich rufen, und hielt folgende Anrede an ihn: Alla wache über dir, und sende seinen Engel dir zur Seite, Sohn des rosigten Morgens! Du bist schön wie der wonnigli-

che

che Lenz im Blumengewande, und lieblich wie die düftende Blüthe; deine Augen gleichen zwoen Sonnen; auf deiner Stirne ist Würde und Majestät, sie ist der Thron deiner großen Seele; du gehst einher wie ein junger Gott, und deinem Tritte folgt Staunen und Ehrfurcht nach. Danke es dem Alla, daß er dir den Geist der Wahrheit und des Lichts gesendet hat; der Prophet hat sein Wohlgefallen an dir und gewiß hat er dich zu großen Dingen ausersehen. Komm an meine Seite, Geliebter des Himmels! und vernimm aus dem Munde des niedrigsten der Diener des großen Propheten, was Alla's Wille ist.

Schon drey Nächte hindurch erschien mir Muhamet und sprach so zu mir: Isis ist mein Liebling und gehört in die Zahl meiner Diener. Er soll meinen Namen über den Erdkreis verbreiten, und die Schaaren der Ungläubigen überwältigen; er soll Hirkaniens Tieger und den Löwen von Getulien mit dem Blute meiner Feinde tränken, daß mein Name herrsche über die Erde, und Sonne und Mond ihn verehren. So sprach der Prophet zu mir. Ich bin stolz darauf, dein Freund,

dein Lehrer, und nun der Theilnehmer deines Berufes zu seyn. Erzittere nicht Jüngling, und trette freudig in die Bahn, an derer Ende dich Ehre und die Liebe des Himmels erwartet. Rauh scheint sie dir vielleicht und dornicht; aber — Isis! wenn du unter die Klugen gehörst, so findest du sie leicht und blumigt. Höre! du sollst Geheimnisse erfahren, die dem Ohre des profanen Pöbels immer unbekannt bleiben werden. Nicht alle Faquirs, nicht alle Derwische und Calender führen wirklich das strenge Marterleben, das einige fromme Schwärmer angenommen haben. Die wenigen Ungemächlichkeiten, die uns den äußern Schein der Strenge geben müssen, lehrt bald die Gewohnheit übertragen. Was sind Nägelritze am Leib und Ruthenstreiche, eine Last von einigen Pfunden am Halse, und das Bisgen Blut, das man bey diesem frommen Spielwerk vergießt? bald wirst du Sonnenhitze leiden, und den Frost aushalten lernen. Denke, alles das und mehr muß der arbeitsame Landmann, der geschäftige Bürger dulden, und hat doch nur den kargen Lohn, den ihm der Schweiß seines Angesichts verschaft; aber auch diesen genüßt er mit Furcht und Zittern vor der Tyranney der

Bassen

Bassen, und weniger als zur Hälfte, denn den größten Theil davon zieht der Sultan und und seine Diener. Aber wir haben die Hüll und die Fülle, genüssen alles sicher und arbeiten nicht. Sind geehrt von Grossen und Pöbel, die uns die Füße belecken, und den Staub in heiliger Ehrfurcht sammeln, der hinter unsern Fußtritten auffährt. Wisse, unsere Tafel ist köstlicher, als des Sultans seine, und wir leben in Wollüsten, die nie ein Emir fühlte. Unser Tisch wird mit den Speisen besetzt, die das dumme Volk dem Alla opfert, und wir trinken den Wein, den der betrogne Musulmann aus Furcht sich nicht zu kosten wagt. Glaubst du, wir sind Thoren, daß wir die Vergnügen des Lebens verachten, und uns martern um des Propheten Gnade? Wir kennen die Freuden des Lebens alle, und genüssen sie, und freuen uns der Leichtgläubigkeit der Menschen. Aus Klugheit entsagen wir offentlich des schönen Geschlechts, um den Neid und den Haß des Hofes nicht auf uns zu laden, aber wir haben Mädchen und Knaben so schön, als vielleicht keine Huris in Muhamets Paradies ist. Denk' Isis, welch eine Herrlichkeit! Uns ermüdet kein Zwang der Geschäfte, unsere Stirne träuft

nicht

nicht vom Schweisse des armen Landmanns; wir denken nicht — wir leben nur — glücklicher als kein Calife und kein Schach. Keine Sorge wölkt unsere Stirne, und kein Gram nagt an unserm Herzen; keine Furcht verdirbt unsere Freude.

Sieh, Jüngling! welch eine herrliche Bahn dir Muhamet vorgezeichnet hat! begreifst du nun wohl, daß du sein Liebling bist? Ich wollte dir mehr sagen — aber noch ist die Stunde nicht gekommen, wo dein Geist, frey und hell, von allem anschauliche Begriffe hat.

Oftmals färbte der Zorn mit stärkerem Roth die rosigten Wangen des Jünglings, während Muliqua sprach, das dieser für Ausbruch der Freude hielt; und oftmals wollte er ihn schon unterbrechen; aber die Klugheit schloß ihm den Mund. Doch nun nahm auch Isis das Wort und sagte: Vertrauter des großen Propheten! Verzeih, und erlaube dem letzten seiner Diener seine Meinung zu sagen. Heilig ist mir Muhamets Wille, und heilig die Bahn, die er mir angewiesen: doch sag, hinterließ der Prophet seinen Dienern keine

Vorschrift, nach der sie leben sollten, oder ist es jene Lebensart, von der du mir eben sagtest?

Jüngling! versetzte Muliqua, wir haben allerdings eine Vorschrift in Rücksicht seines Dienstes, aber nicht in Rücksicht unsrer Lebensart. Folge meinen Lehren und deinen Trieben, lebe so gut du kannst; thu, was dir gefällt, du darfst ja niemand Rechenschaft geben; aber sey eifrig im Dienste des Propheten. Hasse und verfolge, die ihm nicht anhangen; sey unerbittlich gegen alle, die nicht deines Standes sind; thu hie und da Gutes im Kleinen, das aber Aufsehen macht, so bemerkt man nicht, was du im Grossen thust. Sey unversöhnlich gegen unsere Feinde, und lasse nicht ab sie zu verfolgen, bis sie gänzlich zu Boden getretten sind. Wozu du nicht Macht genug hast, wende List an, und verbirg deine Sache hinter das geheiligte Ansehen des Propheten. Stecke dich hinter die Grossen und hilf den Schwächern stürzen; werde der Vertraute ihrer Geheimnisse, und du bist ihnen furchtbarer, als der ärgste Feind. Lasse dich nicht von der Freundschaft der Profanen verführen, und dein Herz von Liebe verzärteln; Freundschaft ist unter uns,

und

und Liebe ist eine Narrheit; der Genuß der Wohllust steht dir unter uns immer frey.

Glaube auch nicht, lieber Isis! daß nur der Faquir so spricht, und der Derwisch; auch der Bonze und der Talapoin denken so, und der Bramine; in Japan und China denkt man so, und das nicht von heute — seit Jahrhunderten schon sind das die Grundsätze der Diener des Alla. Wenn ein Träumer kömmt, der dir widersprechen will, so stoß ihn zu Boden und verdamme ihn; der Fluch des Propheten laste sein Haupt. Nun geh, und denke dem nach, was ich dir vorgetragen habe; morgen erwarte ich Rechenschaft von deinen Gedanken. So war die Sprache des Götzenpriesters. Wie unterscheidet sich die reine Sprache der Religion von dem Götzendienst der falschen Ponzen! wie heilig ist die Sprache des Priesters am Altar des Christens, der Menschenliebe und Wohlfart verkündigt, der heilige Religion in unsere Seele flößt, und die Lehren des Evangelium predigt, die die einzigen sind, die den Menschen zum Glücke, zur Seligkeit führen! Da ist keine Täuschung, kein Betrug, Wahrheit glänzt wie die Sonne am Mittag, da die Finsterniß die Kinder des Unglaubens deckt.

Fortsetzung folgt.

16.

Fortsetzung von Hermans Geschichte.

Als Reinhold in die Tiefe des Waldes kam, hinderten ihn die dicht verwachsenen Wege mit seinem Pferde fort zu kommen. Er stieg ab, band den Gaul an einen Baum, und wollte weiters seinen Herman aufsuchen. Allein, unversehens wurde Reinhold von einer Menge Räuber umrungen. Reinhold zog sein Schwert; aber seine Vertheidigung war zu schwach, er war übermannt, und überwunden. Schon führten die Räuber den armen Reinhold gebunden in ihre Höhle, und schlossen Rath, ob sie ihn leben lassen, oder tödten sollten.

Schon war das Todesurtheil über Reinhold gesprochen, als einer aus den Räubern seine Stimme erhob, und so zu seinen Brüdern anfieng:

Wie! schämt ihr euch nicht, ihr Männer! die ihr bisher euren Ruhm in eurem Arme

und eure Grösse in eurer Stärke gesuchet habt! wie! schämt ihr euch nicht, einen Wehrlosen, der in unserer Gewalt ist, zum Tode zu bestimmen? — Pfuy! ich würde es mir zur Schande rechnen, unter eurer Rotte zu seyn, wenn ihr Memmenthaten auszuüben im Stande wäret. Ein feiger Bube tödtet den Entwaffneten; der Mann mit Muth vergiesset nur das Blut des Kämpfenden, und weiß des Ueberwundenen zu schonen. — Habt ihr nicht gesehen, wie muthig der Jüngling focht, und sind nicht eure Wunden, die noch bluten, die Zeugen seiner Tapferkeit? und ihr, ihr wollt ihn nun tödten? — Pfuy! schämt euch! — Feige Ponzen, die den Götzen opfern, führen wehrlose Schlachtopfer zum Altare. Der Held zückt seinen Stahl nicht gegen den Gefesselten, sondern gegen den, der noch gleiche Kräften mit ihm hat. Auf Muth und Stärke gründet sich das Heil unsrer Rotte, und Muth und Stärke fodern auch unsere Achtung, wenn sie selbst im Herzen des Feindes thronen. — So sprach der Räuber, und runzelte seine Stirne, daß sie einer verwilderten Eiche gleich war; und seine Löwenstimme gab seinen Worten den Nachdruck, den sie verdienten.

Still.

Stillschweigen herrschte in der ganzen Versammlung, bis endlich der Redner nach einer zimlichen Pause wieder anfieng:

Ihr schweigt, und eure Herzen fühlen die Ueberzeugung der Wahrheit. Trette also näher zu mir, junger Held, und empfange deine Freyheit; ehe du aber diesen Ort verlassest, so gehe hin bis am Felsen, wo ein grosser Tannenbaum steht, und sich der Weg scheidet, dort wirst du einen Erschlagenen antreffen. Diesen entkleide, beerdige seinen Körper, und bringe uns seine Kleider hieher. Dieß begehr ich von dir, das du thun sollst, ehe du uns verlässest, und hierüber sollst du mir dein Wort geben, und meinen Auftrag zu erfüllen, mir zuschwören bey deinem Schwerte.

Das will ich, erwiederte Reinhold, und schwur bey seinem Schwerte. Denn gaben ihm die Räuber seinen Helm, seine Rüstung, seinen Harnisch zurück, und behielten nur das, was ihnen einigen Werth zu haben schien.

Reinhold war frey, und schon entfernte er sich von der Räuberhöhle.

Dem Unendlichen sey Dank! rief er auf, die Gefahr ist überstanden, ich bin wieder in Freyheit. Doch wie! — ich bin noch nicht frey, ich muß erst mein Wort halten, das ich gab; ich muß den Erschlagenen auskleiden. Freylich, wer könnte mich hiezu verbinden, wenn ich nicht wollte! Der Feige würde tausend Entschuldigungen finden; aber das Wort des Mannes bleibt Wort; und wenn es auch mein Leben kosten sollte — ich muß es halten.

Reinhold gieng dem Orte zu, den ihm der Räuber beschrieben hatte, und als er an die grosse Tanne kam; sah er den Entseelten beym Mondenlicht liegen. Reinhold trat näher, sah ihm ins Gesicht, und fand, daß der Erschlagene ein edler, junger Ritter war. Wer magst du seyn, fieng Reinhold an, oder wessen Seele belebte die schöne Hülle, die wie eine Rose da liegt, die ein loser Bube in ihrer schönsten Blüte dem Gärtner entwendet hat? Armer Jüngling! — vielleicht bethet in dieser nämlichen Stunde, in der ich nun vor dir stehe, deine arme Mutter zum Himmel für dein Wohlseyn, oder vielleicht führet ein gutthätiger Traum dein Schattenbild in die

Arme deiner Geliebten, in der Stunde, in der deine Seele den Körper verließ. Armer Knabe! — was führte dich wohl hieher in diese abscheuliche Wildniß? War es Freundschaft oder Liebe, die deine Schritte leitete? — Du bist nun nicht mehr — du hast die Drangsalen dieses Lebens überstanden — wohl dir — aber hier, hier sollst du bey meiner Seele nicht liegen bleiben. Dein edler Körper soll nicht der wilden Thiere Beute, und die Fütterung des Raubvogels seyn. Auch nackend, wie einen Bettler, will ich dich nicht begraben. Ah! warum gab ich mein Wort, dich deines Kleides zu berauben, und es den Räubern zu bringen? — Ich will hingehen, will ihnen das meinige lassen, will eine Ziegenhaut um meine Lenden binden, um mich der Unthat nicht schuldig zu machen, daß ich einem Entleibten noch seine Kleidung entzogen habe. O mich Unbesonnenen! — hätte ich die Abscheulichkeit dieser That nicht gleich einsehen, nicht gleich fühlen sollen, da mein Herz nicht fähig ist, sie auszuüben?

Reinhold nahm den Körper, legte ihn ins Mondenlicht auf einen Rasen, sah ihn noch

malen

malen an, und fühlte, ob er keine Spuren des Lebens mehr an dem Unglücklichen fände. Es deucht mir, rief Reinhold auf, es deucht mir, es ist noch Leben in dir! — du athmest! — ja — du bist nicht todt, du lebst noch: — erwache! — Als Reinhold so sprach, öffnete der Unglückliche seine Augen. Wo bin ich, fieng er an? — Bist du auch einer der Räuber, die mich schlugen? — Fasse dich, erwiederte Reinhold, ich bin dein Freund, bey meiner Seele! — so lang ich noch lebe, soll dir kein Leid mehr wiederfahren.

O! bist du es, fuhr der Verwundete fort, der mich aus den Armen des Todes wieder zum Leben rufet! — Ah! warum, Grausamer, erweckest du mich wieder? — mein Leben ist mir Quaal: denn der, den ich liebe, ist nicht mehr. —

Reinhold. Murre nicht über die Vorsicht des Ewigen! Er wachet für das Wohl des Sterblichen. — — — Auch ich suche einen Freund, den ich verloren: auch ich möchte ohne ihm nicht mehr leben; aber ich hoffe — ich hoffe noch immer. O, Herman! —

Der

Der Verwundete. Herman! — Kennst du Herman, den Ritter, der nach Palästina zum heiligen Krieg zog? —

Reinhold. Ob ich ihn kenne? — ich, der sein Ich, und er das meine ist! —

Der Verwundete. Wie nennst du dich? — Sprich. —

Reinhold. Ich bin Reinhold. —

Der Verwundete. Ah, Reinhold! — Hie sank der Verwundete in Ohnmacht; nach einer Weile erholte er sich wieder. Du bist Reinhold, sagte er, du — — — du lebst noch, bist noch Hermans Freund, und kennest seine Schwester nicht mehr? —

Reinhold. Wie, du bist Ludmilla! — Geliebte meiner Seele, laß dich umarmen! — Du bist Ludmilla — du, für die ich noch immer lebe — und bin — du, Ludmilla! — Aber, was soll diese Rüstung?

Ludmilla. Sie ist das Zeichen der Stärke der Liebe. Ich erfuhr durch ein falsches Ge-

rücht,

rücht, daß du an Jerusalems Mauren sankest; wollte dich aufsuchen, dich finden, oder mit dir sterben. Aber, wo ist Herman? —

Reinhold. Du wirst ihn sehen. O, Ludmilla! — so glücklich ist heut dein Reinhold, und zugleich so unglücklich. Was ist hie in diesem öden Orte zu thun? ich habe weder Oel noch Wein, um deine Wunden zu heilen. Es bleibt mir kein Mittel übrig, dich, Beste meiner Seele, zu retten, als daß ich zu den Räubern zurückkehre, bey denen ich war, und sie um Menschlichkeit anflehe: sie werden dich aufnehmen, und ich werde bey dir bleiben, bis du wieder gesund bist.

Ludmilla. Thu dieses nicht, Reinhold, du wagst dein kostbares Leben für Ludmillen.

Reinhold. Wenn ich es wagte; wollt ich nicht tausend Leben für Ludmillens Erhaltung geben? — aber ich müßte es auch ohne dir thun: denn ich gab den Räubern mein Wort, wieder zurück zu kehren, ich schwur bey meinem Schwerte.

Ludmilla. So erfülle deinen Schwur vor. Wäre es Liebe, wär es Freundschaft, ich könnte dir Vorstellungen machen; nun ist es Pflicht, und ich würde deiner nicht werth seyn, wenn ich dich von Erfüllung des gegebenen Wortes abhalten könnte. Geh, Reinhold, und komme bald wieder zurück. —

Hier drückte Reinhold seine Ludmilla nochmal an sein Herz, und muthig, wie ein junger Löwe, kehrte er in die Räuberhöhle zurück. —

Ihr! fieng er an, ihr! die ihr wie Raubthiere, abgesondert von allen Menschen, in dieser Einöde lebet, eine Höhle bewohnet! die niemal das Licht der Sonne erwärmt, ihr, die ihr eure Herzen abgehärtet, wie die Felsensteine, die sich über eure Scheitel gewölbt, höret die Stimme eines jungen Ritters: und wenn eine einzige eurer Nerven noch zu dem Eindrucke eines Gefühles empfänglich ist, wenn noch Mitleiden und Theilnahme in eure Seelen dringen kann; so höret mich an, und gewähret mir meine Bitte. —

Ich gab euch mein Wort, den Erschlagenen auszukleiden, seine Kleidung euch zu überbringen, und seinen Körper zu beerdigen. Ich wollte thun, was ich euch gelobte: ich suchte, und fand den Körper des vermeintlichen Erschlagenen; allein, er war nicht todt, wie ihr vermuthetet, er lebte, und nennt sich Ludmilla. Ein Mädchen mit edler Seele und Muth — und meine Verlobte — war unter der Rüstung des jungen Ritters verstellt, den ihr beraubet habt: ihre Wunden sind gefährlich, und ihr Tod wird gewiß, wenn ihr unerbittlich seyn sollet, sie in eure Höhle aufzunehmen, und Oel und Wein in ihre Wunden zu giessen. Erstaunet nicht über mein Begehren, ich denke euch noch Menschlichkeit zu; sind eure Herzen gleich verhärtet wie ein Marmor, der Jahrhunderten den Jahreszeiten trotzte: so hab ich doch noch Hoffnung, daß eure verwilderte Seelen noch empfänglich des Meisels seyn werden, mit dem das menschliche Elend auch in die härteste Herzen manchen Zug des Gefühles gegraben hat. Solltet ihr mir aber diese meine Bitte versagen; so wisset, daß mein Leben an Ludmillens Leben hange, und daß ich alles wagen werde, um eure Grausamkeit zu rächen.

Dieses Schwert wird mir Genugthuung verschaffen: und wenn ich auch unterliege, und wenn ich auch hinsinke zur Grube, so soll mein Sturz doch auch einige von euch Ungeheueren ins Verderben reißen, und die Beleidigung rächen, die ihr der Menschheit zugefüget.

So sprach Reinhold; zog sein Schwert — und erwartete die Antwort der Räuberrotte.

Alle erstaunten über die Unerschrockenheit des Jünglings; Erbarmen und Mitleiden rührte ihre Seelen, und sie gewährten dem Ritter seine Bitte. Da warf Reinhold sein Schwert weg, und umarmte die Räuber. Nun hab ich des Schwertes nicht mehr unter euch nöthig, rief er auf: denn eure gastfreye Handlung macht euch zu meinen Freunden. —

Die Räuber begleiteten den guten Reinhold bis an den Tannenbaum, wo Ludmilla lag, und wollten die Verwundete zur Verpflegung in ihre Höhle zurücktragen.

Wie war aber Reinhold erstaunt, als er Ludmillen nicht mehr sah. Vergebens durchsuchte er die Wildniß; vergebens rief er, Ludmilla! — Ludmilla war nicht mehr da.

Entsetzen durchdrang Reinholds Herz, als er im Sande die Spuren einer Löwinn fand, und ohnmächtig sank er hin, als ihm einer der Räuber, ein Stück des Kleides überbrachte, das Ludmilla trug, und das blutig und zerfetzet war.

Sie ist hin, schrie er auf, die Geliebte meines Herzens! sie ward zur Beute der grausamen Löwinn. Aber unsterbliche Gottheit! Reinhold wird ohne Ludmilla nicht leben; ich will alle die Raubthiere, die diese Wüsteneyen bewohnen, in ihren Höhlen aufsuchen, und mein Arm soll mit Löwenknochen und Tiegergerippen diese Einöde übersäen, und Ludmillens Mord an diesen Bestien rächen.

So wüthete Reinhold; vergebens suchten ihn die Räuber zu trösten. Wie ein Rasender eilte er einer Löwenhöhle zu, und so sehr ihn die Räuber von seinem Unternehmen ab-

zuhalten sich bemüheten: so war doch alles vergebens. Mit zerstreuten Haaren und blinkendem Schwerte, drang er tief in die unterirrdische Höhle. Ein entsetzliches Löwengebrüll und eine heulende Stimme erklärte den Räubern bald die Zuverläßigkeit von Reinholds Untergang; sie beweinten den Jüngling, und nahmen sich vor, sein Andenken zu feyern.

Durch Felsen und Gebüsche, die diese fürchterliche Wüsteney umzingelten, führte ein unbekannter Weg zu einem Einsiedler. Dieser lebte schon seit vielen Jahren abgesondert von allen Menschen in dieser Einöde, und nährte sich mit Wurzel und Kräutern. Die wunderliche Lage der Natur verbarg dem Sterblichen den Zugang zu seiner Wohnung, und schützte diesen Mann wider die ungerechte Verfolgungen der Menschen.

Grosse Fichtenbäume verbreiteten ihr dunkles Grün über seine Hütte, und eine grosse Linde umschattete das niedrige Dach, das aus Baumrinden gezimmert war.

Zween Vogelbeerbäume standen an dem Eintritt, und Haselstauden umgränzten den kleinen Garten, der die Nahrung seinem Innhaber gab. Unweit davon rauschte ein Bach von einem Felsen, stürzte sich brausend über Steine hinab, und verlor sich in einem blühenden Thale in schlängelnden Bächen. Seitwärts wölbten sich verschiedene Gesträuche zum angenehmen Gang, und Amseln und Drosseln baueten in selben ihre Nester.

Gegen Mittag stand eine majestätische Eiche; auf selber ruhete der Jochgeyer oft aus, wenn er ermüdet von seiner Beute zurückkam, und der Steinadler besah oft von ihren Anhöhen mit seinen durchdringendem Blicke die herumliegenden Thäler.

Gegen Abend ragte aus der Mitte von schwarzen Tannengebüschen eine dürre Eiche empor, und Raubvögel und Raben sassen oft auf den blätterlosen Wipfeln, und schrien ihr rauhes Gesang in die melankolische Gegend hinab.

Gegen Aufgang der Sonne war ein wildes Rosengesträuch, das am Morgen mit

Thau-

Thautropfen behangen, wie geziert mit Diamanten schimmerte; unweit von diesem Gesträuche stund ein Altar auf Felsensteinen gebauet, und am Morgen dampften Wachholdergesträuche im majestätischen Rauche auf, und verbreiteten weit umher ihre Gerüche.

Gegen Untergang war unter wilden Jasminen ein Rasen gethürmt, auf dem der Einsiedler oft saß, und die letzten Strahlen der Sonne empfieng, und das Abendroth bewunderte, das die einschlummernde Gegend mit Karmin mahlte; da, von dieser Anhöhe blickte er oft in die Entfernung hin auf die offene See, wo das Herwälzen der schaumichten Berge von Wasser, das unaufhörliche Rauschen und Schlagen der tausendmal tausend Wellen die Majestät der Gottheit verkündigten. Da sah er den Wallfisch, wie er sich im brausenden Meere umkehrte, und wie Ströme von Wasser von seinem Rachen aufstiegen, und sich wie Säulen vom Cristalle im Scheine der Sonne spiegelten.

Zwanzig volle Jahre lebte der Einsiedler in dieser Gegend, und weihte die Stunden seiner Tage den Betrachtungen und dem Gebethe:

oft

oft saß er schwermüthig da; stützte sein graues Haupt auf seine Hand, und dachte über die Bosheit der Menschen nach. — Glücklich bin ich! rief er oft auf, der ich wie ein Verstorbener für den lebenden Schwarm der Menschen bin; meine Gegend schließt mich ein wie das Grab, und in allen Welttheilen bin ich vergessen, wie ein Mensch, der in die Erde verscharret ist. Allein, diese Einsamkeit führte mich in den Tempel der Weisheit, und zeigte mir die Wahrheit in ihrem Lichte, die in der Welt weit umher Schatten und Finsternisse umhüllen. — Was ist der Mensch? Erschaffen zu unendlichen Dingen, an Fähigkeiten gleich einem Engel, und oftmals wieder durch seine Handlungen niedrig wie ein Wurm, und böse wie eine Schlange. — Seine Seele schwingt sich wie der Adler zu der Sonne, und sein Herz senkt sich .. die tiefeste Pfütze abscheulicher Leidenschaften. Der Keim seines Glückes liegt in seinem Herzen, und Bosheit reißet die Wurzel der Tugend aus der Seele, und pflanzet vergiftete Gesträuche des Lasters in die leere Stette.

Das Weitere folgt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl von,

Duldung und Menschenliebe in rührenden Erzählungen

München 1786

P.o.germ. 290 a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107582-7
VD18 15299082-001